This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

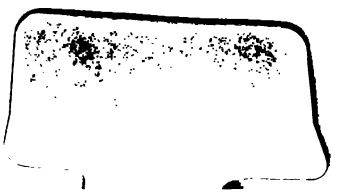
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06824838 8

NF



Das Leben Jesu Christi

dargestellt von

Dr. Konrad Furrer
Pfarrer an St. Peter und Professor an der Universität Zürich

Zweite, umgearbeitete Auflage

1905

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Zürich
Müller, Werder & Co.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
200067B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1942 L

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Vorwort zur ersten Auflage.

Nachfolgende Vorträge sind im Winter 1899/1900 vor Zuhörern aller Stände und sehr verschiedener theologischer Richtungen gehalten worden. Gleich im Anfang lud ich die Zuhörer ein, Bedenken und Fragen, die ihnen meine Vorträge erwecken sollten, mit vollem Freimut mir schriftlich zu äußern, wobei ich versprach, je im darauf folgenden Vortrag eine Antwort zu geben. Viele Zuhörer hießen diese Einladung willkommen und machten von ihr einen eifrigen Gebrauch. Mit großer Freude nahm ich wahr, wie Arbeiter, die den Tag über mit schwerer Handarbeit sich beschäftigt hatten, schlichte Hausfrauen, Gelehrte verschiedener Wissenschaften mir Entgegnungen und Fragen einsandten, und mir damit bewiesen, daß Leute von sehr ungleicher Lebenserfahrung ernst und tief mit dem großen Thema sich beschäftigten.

Durch die zahlreichen schriftlichen Einsendungen blieb ich mit den Zuhörern in steter Fühlung, redete mitten im Volk und für das Volk und sah mich daher auch veranlaßt, gewisse, mir besonders wichtig scheinende Sätze wiederholt zu betonen. Ich hielt es nicht für meine Aufgabe, den ganzen Stoff, der für ein Leben Jesu in Betracht kommt, zu bearbeiten, und die streng wissenschaftlichen Werke darüber noch um eines zu vermehren. Solche Werke besitzen wir schon in großer Zahl. Aber wir sind nicht eben reich an Schriften, in denen der Ertrag ernster wissenschaftlicher Arbeit dem Volke vermittelt ist, und zwar dem Volke in möglichst weitem Kreise. Meine Vorträge

verfolgen demnach einen durchaus praktischen Zweck. Ich möchte auf Grund langjährigen Suchens und Forschens und mit voller Berücksichtigung aller gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse ein in sich geschlossenes Bild Jesu Christi entwerfen. Was ich zu sagen habe, soll allermeist sich durch sich selbst rechtfertigen. Anderes, das allerdings einer näheren Beweisführung noch bedarf, würde ich gern eingehend begründen, wenn nicht der Zweck meiner Schrift allen wissenschaftlichen Apparat ausschließen würde.

Jesus Christus ist im Volke viel zu wenig bekannt und noch viel weniger verstanden. Wohl könnte man sagen, man solle die Wißbegierigen auf das Leben Jesu in den Evangelien verweisen; aber es ist doch eine große wissenschaftliche Vorarbeit nötig, um in diesen ehrwürdigen Schriften sich wirklich zurechtzufinden. Bunsen, der geistvolle Herausgeber eines sehr verdienstlichen Bibelwerkes, hat die Bemerkung gemacht, man müsse die Bibel aus dem Semitischen ins Japhetitische übersetzen. Er wollte damit sagen, eine wörtliche Übersetzung des Urtextes genüge nicht, sondern man müsse den Erzeugnissen des morgenländischen Geistes die unserer Gedankenwelt entsprechende Form geben. Heutzutage gilt es bei manchen Forschern für ausgemacht, daß uns eine unüberschreitbare Kluft von dem Geistesleben des alten Morgenlandes trenne, weshalb sie sich damit begnügen, alles Morgenländische in seiner fremdartigen seltsamen Erscheinung möglichst getreu darzustellen, ohne zu fragen: Von welchen innersten Antrieben, Eindrücken, Ahnungen, Erfahrungen aus sind die Menschen der alten Zeit zu ihren Anschauungen gekommen? Die Forscher vergessen, daß menschliches Wesen durch alle Jahrtausende im Innersten sich gleichbleibt, und daß in ganz fremder Gestalt das gleiche geistige Leben pulsieren kann wie bei uns. Es ist freilich leichter, fremde Geisteserzeugnisse einfach in der Seltsamkeit ihrer Formen vor Augen zu stellen, als

ſie nach ihren innerſten Intentionen zu deuten. Wer das Schwerere verſucht, ſetzt ſich leicht dem Vorwurf der Moderniſierung aus. Dieſen Vorwurf muß man ſich gefallen laſſen, mit ſchwachen Augen Geduld haben und die Beſchränktheit auch dann milde beurteilen, wenn ſie ſich in das Gewand ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit kleidet.

Weit ſchlimmer iſt ja der andere Fehler, die alten Formen des geiſtigen Lebens mit dieſem ſelbſt zu verwechſeln und Zeitliches und Ewiges nicht hinreichend zu unterſcheiden. Wie lange hat man infolge dieſes Fehlers mit Formen und Formeln eine geiſtloſe Verehrung getrieben, dem wahrheitsdurſtigen Volke Steine anſtatt Brot gegeben und zahlloſe aufrichtige Menſchen in den baren Unglauben hineingedrängt! Es gibt eine Geiſtesträgheit, die ſich unbewußt Gott widerſetzt, und die dadurch nicht beſſer wird, daß ſie bald in dumpfen, bald in ſchrillen Tönen die Sprache Kanaans redet.

Bei meiner Schrift habe ich es mir zum oberſten Geſetz gemacht, nur das zu bieten, was ſich meinem Forſchen als wahr ausgewieſen hat. Sie iſt aber zugleich mit dem Herzen geſchrieben; denn ich wüßte nicht, wie man dem heiligſten Bild der Menſchheit gerecht werden könnte, wenn man dem Herzen bei der Darſtellung keine Mitarbeit geſtatten wollte. In neueſter Zeit tut ſich nicht ſelten die Neigung kund, das ganze Weſen Jeſu Chriſti in das alltäglich Menſchliche herabzuziehen, ihn als gutmütigen Schwärmer zu erklären, der ſich fortwährend getäuſcht und ein ganz unpraktiſches, für unſere Zeit unbrauchbares Lebensziel aufgeſtellt habe. Kümmerliche Antiquare unterſuchen mit der Lupe jede Faſer ſeines zeitlichen Gewandes; aber den Geſamteindruck ſeiner Perſönlichkeit laſſen ſie nicht auf ſich wirken. Es kommt ihnen die Frage nicht zu Sinn: Wie iſt aus der Wirkung Jeſu auf die Menſchheit ſein innerſtes Weſen zu erklären? Sie gleichen jenen Hand-

werkern, ausgelernten Kennern des Schuhwerks, die mit wichtigen Mienen überlegen lächelnd vor dem Kunstgebilde höchster Schönheit stehen.

Der Botaniker Schleiden äußerte einmal, es gebe eine erhabenste Freude: sie bestehe darin, ein Mensch von ungewöhnlicher Geistesgröße zu sein, der auf einer Höhe, zu der andere nie gelangen, Welt und Ewigkeit betrachte und im Lichte lebe, während Dunkel die Tiefe decke. Aber eine andere Freude sei dieser fast gleich: sich mit all seiner geistigen Kraft in das innere Leben eines großen Menschen zu versenken, sein eigenes armes Ich darob vergessend, sich vom andern zum Licht emporheben zu lassen und mit ihm die reine Himmelsluft zu trinken. Im weihevollsten Sinne dieser Anschauung hat Paulus gesprochen: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!"

Möge der wirkliche geschichtliche Jesus Christus auch am Geschlechte unserer Zeit immer mehr seine erlösende und stärkende Kraft bewähren und uns etwas von der Jugendfrische wiedergeben, mit der die ersten Jünger ihren Herrn begrüßt haben.

Zürich, im September 1901.

Dr. K. Furrer.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da mein Buch in der ersten Auflage wesentlich die Form beibehielt, die aus freien Vorträgen und aus Antworten auf Einwürfe und Anfragen erwachsen war, konnten viele Wiederholungen nicht vermieden werden. Doch für die zweite Auflage erschien eine konzisere Fassung dem Zwecke des Buches mehr entsprechend. Einfache Pflicht war es, auch inhaltlich den Text nach Kräften zu verbessern.

Möge meine Schrift beim unbefangenen Leser die Überzeugung bestärken, daß uns die evangelische Überlieferung in den Stand setzt, ein in den Grundzügen durchaus glaubwürdiges und deutliches Bild vom größten Freunde der Menschheit zu entwerfen!

Zürich, im November 1904.

Dr. K. Furrer.

Inhalt.

		Seite
I.	Einleitung	1
II.	Die Heimat	21
III.	Jugend und Vorbereitung	43
IV.	Am Jordan	59
V.	Die Versuchung	72
VI.	Das ewige Evangelium	84
VII.	Das Hochzeitsmahl des Königssohnes	102
VIII.	Wunder und Zeichen	118
IX.	Arbeit und Kampf für das Gottesreich	146
X.	Freunde. Bekenntnis des Petrus. Todesentschluß	163
XI.	Verklärung und Wanderung nach Jerusalem	184
XII.	Das jüngste Gericht	201
XIII.	Die letzten Abende in Bethanien und Jerusalem	223
XIV.	Gethsemane und Golgotha	241

I.

Einleitung.

Wenn ein römischer Fremdling am ersten Nachmittage des Passahfestes im Jahre 30[1] unserer Zeitrechnung von der Oberstadt Jerusalems nach Norden wanderte, kam er auf einer Felsanschwellung an einem Gekreuzigten vorüber, über dessen Haupte er die Worte las: Jesus Nazarenus rex Judæorum (Jesus von Nazaret, König der Juden). Diese Aufschrift wollte sagen: Ein gewisser Jesus — der Name kam unter den damaligen Juden sehr häufig vor — aus Nazaret habe die Juden gegen die kaiserliche Regierung aufreizen und sich selbst zum König machen wollen. Dafür sei er mit der Strafe belegt worden, die nach römischem Brauch für Aufrührer aus der Provinz bestimmt war. „Ein Schwärmer mehr, der seinen eiteln Traum am Schandpfahl büßt, ein Tor, der inmitten des kleinen verachteten Judenvolkes einen Aufstand gegen das riesige wohlgefügte Kaiserreich versucht hat; es lohnt sich nicht der Mühe, eines längeren Blickes ihn zu würdigen", so mußte der Römer denken, und ohne Aufenthalt mochte er weiter ziehen.

Einige Jahrzehnte später, es war im Jahre 64, machte eine Gemeinschaft armer Leute, die sich in Rom zu diesem Gekreuzigten hielten, viel von sich reden. Die öffentliche Meinung traute ihnen jede mögliche Schandtat zu, denn man sah sie als den schlimmsten Abschaum des verachteten

[1] Da nach Matth. 2, 1-2, Luk. 1, 5. 26 Jesus „in den Tagen" des Herodes, der im Jahr 4 v. Chr. starb, geboren wurde, so fällt sein Geburtsjahr vor Beginn unserer Zeitrechnung.

Morgenlandes an. Als daher der ruchlose Kaiser Nero den Verdacht von sich abwälzen wollte, in übermütiger Tyrannenlaune durch seine geheimen Sendlinge einen großen Teil Roms in Brand gesteckt zu haben, bezichtigte er die Anhänger des gekreuzigten Jesus der furchtbaren Missetat. Der römische Geschichtschreiber Tacitus, der uns dies berichtet, fügt bei: Urheber dieser Gemeinschaft sei ein gewisser Christus, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius mit dem Tode bestraft worden sei. Der verderbliche Aberglaube, für einmal niedergeworfen, sei aufs Neue ausgebrochen, habe sich durch Judäa verbreitet und sei bis nach Rom gekommen, wo ja alles Schreckliche und Schändliche zusammenlaufe und gefeiert werde. Ja, diese Christen seien nicht des Verbrechens, Rom in Brand gesteckt zu haben, überführt worden, wohl aber des andern, einen gründlichen Haß gegen die gesamte Menschheit zu hegen.

In ähnlichem Sinne bemerkt ein anderer römischer Geschichtsschreiber, Suetonius, der Kaiser Nero habe zwar viele Missetaten begangen, aber doch auch manch Gutes getan. So habe er über die verderbliche Sekte der Christen Hinrichtungen verhängt. Schon unter dem Kaiser Claudius, dem Vorgänger Neros, hätten die Juden in Rom selbst viel Aufruhr auf Betreiben eines gewissen Christus hin gemacht.

Das ist alles, was uns die großen römischen Geschichtschreiber über Christus zu sagen wissen. Gehen wir um ein Jahrhundert hinunter bis zum Jahre 178, so vernehmen wir von einem Philosophen Namens Celsus, es gebe eine elende Sekte, die man Christen heiße. Ein Betrüger habe sie gestiftet, einer der elendesten Menschen, der sich selbst für einen Gott ausgegeben, der aber nicht so viel Macht besessen, wie ein Räuberhauptmann; denn wohl habe er elf oder zwölf Spießgesellen gehabt, aber nicht einmal diese Zwölfe seien ihm treu geblieben. So redete man damals

in den hohen Kreisen der Bildung und Gesittung von Jesus und seinen Nachfolgern.

Wenn wir uns aber zu den Christen selber zurückwenden, wie ganz anders lautet da die Botschaft! Den ältesten Bericht haben wir von dem Apostel Paulus, der wenige Jahrzehnte nach dem Tode Jesu Christi in überschwenglicher Weise von seinem Herrn redet als dem Sohn Gottes, der von Ewigkeit her in Gott gewesen und der aus dem Reichtum der Ewigkeit in dieses Erdenleben herniedergestiegen und arm geworden sei, um uns Arme reich zu machen[1]. Er ist nach Paulus ein neuer Adam, mit dem ein neues Menschengeschlecht beginnt. Er steht hoch über allen Königen: über ihm ist nur noch Einer, der ewige allmächtige Gott[2]. Jesus ist der Herr, und dieser Name kommt ihm wie keinem andern zu. Um dieses Wort des Apostels in seiner ganzen Größe zu verstehen, müssen wir bedenken, daß die Juden, zu denen ja auch Paulus gehörte, den Namen „Herr" sonst nur von Gott selber gebrauchten.

Zwischen den Jahren 68 und 96 ist jenes wunderbare, rätselhafte Buch, die Offenbarung Johannis, geschrieben worden. Was sagt der neutestamentliche Prophet über Jesus? Er ist der Christus (der Messias), das Lamm, das durch sein Blut die Menschen aus Juden und Heiden erkauft zum seligen Leben[3]. Er ist der König aller Könige, der Richter der Welt, die göttliche Vernunft[4]. Ja, er ist der Allwissende[5]. Er bringt einst das neue Jerusalem auf die Erde hernieder. Vor ihm muß sich die ganze Welt beugen[6]. Kurz, der Hochflug der Gedanken geht hinauf bis in die Unendlichkeit Gottes. Auf diesem Wege sind die Christen weiter geschritten, immer höher, immer höher.

---

[1] 2. Kor. 8, 9. — [2] 1. Kor. 15, 25-28, 45-47. Röm. 5, 14. — [3] Offb. 5, 6-12. 11, 15. 12, 10. — [4] Offb. 1, 5. 19, 13-16. 57, 14. — [5] Offb. 1, 14. 2, 23. — [6] Offb. 1, 5.

Im vierten Jahrhundert ſtreiten ſie ſich gewaltig über die Frage: Iſt Chriſtus Gott gleich, oder iſt er nur Gott ähnlich? Die große Mehrheit entſcheidet ſich für die Gottgleichheit.

Immer mehr ſuchte man das Irdiſche von Jeſus abzuſtreifen, ſo daß freilich die Gefahr entſtand, ſchließlich nur noch ein irdiſches Scheinweſen in ihm zu erkennen, das mit dem Menſchen nichts teilt als die äußere Geſtalt. Gegen dieſe Gefahr ſuchte ſich die Kirche nach Kräften zu wehren. Sie verwarf mit aller Entſchiedenheit den ſogenannten Doketismus, gemäß welchem Chriſtus nur zum Schein ein Menſch geweſen ſei, und nur zum Schein am Kreuz gelitten habe. Aber mit nicht minderer Strenge richtete ſie ſich gegen die Ebioniten, die in Jeſus nur einen gewöhnlichen Menſchen im Sinne eines Propheten wie Jeſajas oder Elias ehrten.

Was die alte Kirche gelehrt, das iſt Jahrhunderte lang gemeinſamer Glaube aller Völker der Chriſtenheit geblieben. An dieſem Glauben hat die Reformation in keiner Weiſe gerüttelt, ſondern ganz erfüllt von ihm hat Luther geſungen: „Den aller Weltkreis nicht beſchloß, Der liegt nun in Mariens Schoß.“

Die chriſtliche Theologie hat den Begriff einer göttlichen Dreieinigkeit geſchaffen: Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt. Es ſollen aber nicht drei Götter ſein, da in jedem die ganze Fülle der Gottheit wohnt, und ſollen auch nicht bloß drei Offenbarungen Gottes ſein. Nein, man faßte die Dreieinigkeit als ein für den menſchlichen Verſtand unbegreifliches Geheimnis auf, vor dem man ſich einfach zu beugen habe.

Wenn aber frühere Geſchlechter dem Bedürfnis des frommen Gemütes jedes Opfer brachten und dem forſchenden Geiſte es wehrten, ſein Senkblei in die Tiefen dieſes

Geheimnisses zu werfen, so haben seit dem 19. Jahrhundert unzählige Geister, im brennenden Durst nach Wahrheit, nicht mehr an die überlieferte Schranke sich gehalten.

Man setzt alles in Zweifel. Man glaubt nichts nur deswegen, weil es seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden so geglaubt worden ist; man will für alles Beweise haben. Diese zweifelsüchtige, nach Wahrheit und Wirklichkeit suchende Richtung des Geistes ist vor dem höchsten Bilde der Geschichte, vor Jesus Christus, nicht stille gestanden. Im Gegenteil, gerade seine Erscheinung will die Wissenschaft nach allen Seiten prüfen und untersuchen. Sie will, mit reichen Mitteln ausgerüstet, dem Geheimnis seiner Wirksamkeit auf den Grund kommen. „Was dünkt euch von Christus?" Diese uralte Frage hat in unserer Zeit ein neues und gewaltiges Leben empfangen. Tausende von Gelehrten sehr verschiedenen Grades, aber sehr viele davon durch glänzende Geistesgaben ausgezeichnet, haben sich um diese Frage bemüht. Wie ungleich sind die Antworten ausgefallen! Die einen haben all ihren Scharfsinn und Tiefsinn aufgeboten, um zu zeigen, daß die bisherige Überlieferung und der bisherige Glaube an Christus auf gutem Grunde ruhe und der vollen Wahrheit gänzlich entspreche. Im schärfsten Gegensatz zu dieser Anschauung haben andere geradezu die geschichtliche Existenz Jesu Christi bestritten und behauptet, er sei ein bloßes Gedankenwesen, allgemeine Begriffe, allgemeine geistige Anschauungen hellenischen und jüdischen Ursprunges seien in ihm zu einer erträumten Einheit verbunden worden.

Welch eine Menge von Abstufungen zwischen diesen äußersten Gegensätzen! Mit welch gewaltiger Spannung haben je und je Millionen Christen auf die Antwort derer gelauscht, die es gewagt hatten, in den Schacht hinunter zu steigen, um, wie sie hofften, das Gold der Wahrheit heraufzubringen.

Wer hätte nicht schon von David Friedrich Strauß gehört, der in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Leben Jesu von unerhörter Kühnheit schrieb, in dem er darzulegen suchte, daß wir etwas ganz Gewisses von Jesu nur in kleinstem Umfange besitzen, und daß das Meiste, was die Evangelien über ihn berichten, entweder aus dem Alten Testament entlehnt, oder Verkörperung allgemeiner Gedanken sei, daher auf geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch machen könne! Wie ist sein Buch von den einen mit größter Freude und Begeisterung gelesen worden! Wie hat es andern tiefsten Schmerz bereitet!

Seit jener Zeit hat die Forschung nie geruht. Wer könnte die Reihe der Bücher überschauen, die über die Evangelien geschrieben worden sind? Da ist jeder Stein hundert und tausendmal umgewendet, da ist alles aufgeboten worden, um der richtigen Erklärung dieser wundersamen Schriften etwas näher zu kommen. Es ergreift uns eine förmliche Rührung, wenn wir einen Einblick tun in die gewaltige Werkstatt, wo große und kleine Meister entweder Beiträge zu einem Leben Jesu zu liefern suchten, oder in kühnem Wagemut ein Bild von ihm entwarfen.

Es sind jetzt 47 Jahre, seitdem ich angefangen habe, das Evangelium Jesu Christi zu studieren, und ich bin im Laufe der vielen Jahre nicht müde geworden, von den besten Meistern des Faches zu lernen. Was sie mir von der Herrlichkeit und Größe dieses Lebens, von seiner geschichtlichen Begreiflichkeit, von seiner ewigen Bedeutung zu sagen wußten, hat mich bestimmt, der Sehnsucht meiner jungen Jahre zu folgen und die Heimat Jesu zu durchwandern. Durfte ich hoffen, ehrwürdige Bauwerke zu sehen, die als Zeugen aus den Tagen Jesu den Sturm der Zeit überstanden? Nur in bescheidenstem Maße. Aber das Bild der Natur mit ihren Bergen und Tälern, mit ihren weiten Ebenen und engen Schluchten, mit ihren Flüssen und Seen

hat ſich im Laufe der Jahrtauſende nicht verändert. Auch die klimatiſchen Verhältniſſe ſind die gleichen geblieben.

Aber auch Sitten und Gebräuche der Leute zu Stadt und Land haben ſich dort ſeit fernem Altertum mit überraſchender Treue erhalten. Als ich die Heimat Jeſu zu Fuß durchwanderte, da war es mir oft zu Mute, als ſei ich in frühere Jahrtauſende zurückverſetzt; denn überall grüßten mich bibliſche Bilder in lebensvoller Friſche. Ehrwürdige Männer ſchritten in Samuels Tracht an mir vorüber, Frauen und Jungfrauen kamen mit hohen Krügen wie Rebekka zum gemeinſamen Brunnen[1]. Mutter und Tochter drehten miteinander in der Hütte drin den Stein der Handmühle[2], mit Singen die einförmige Arbeit würzend. Der Hirte trieb in der Morgenfrühe die fügſamen Schafe, die ungeberdigen Ziegen[3] auf die Weide. Hochzeitsjubel auf den Gaſſen weckte mich oft um Mitternacht[4], und eine Mutter ſah ich in der Abenddämmerung am Grabe ihres Sohnes weinen[5]. Noch haben ſich allermeiſt die alten Ortsnamen in wenig veränderter Form erhalten. Wie heimelig klangen die Namen Bethlehem, Nazaret, Magdala! Oft umfing mich tiefe Stille, wo einſt ſprühendes Leben gewaltet. Alte Herrlichkeit war in Staub geſunken. Aber wenn rings um mich feierliches Schweigen herrſchte, kaum unterbrochen durch das leiſe Plätſchern der Wellen am Strande von Kapernaum, oder durch das ſanfte Rauſchen der Pinien droben auf dem Karmel zur Stunde, da mit dem Aufleuchten der Sterne der kühle Nachtwind über die Berge zog, dann ward der Geiſt des einſamen Wanderers vollends der Gegenwart entrückt und in Freude und Wehmut atmete er das Leben einer längſt vergangenen Zeit. Den Hintergrund der evangeliſchen Bilder ſah ich mit größter Deut-

---

[1] 1. Moſ. 24, 45. — [2] Luk. 17, 35. Jer. 25, 10. — [3] Matth. 25, 32 — [4] Matth. 25, 6. — [5] Luk. 7, 12. Jer. 6, 26.

lichkeit und mußte oft staunen, mit welch wunderbarer Treue die evangelische Erzählung in den landschaftlichen Rahmen sich einfügt. Es wurde mir durchaus gewiß, daß die evangelische Überlieferung nicht aus Rom oder Alexandrien stammt, wie Einzelne schon gemeint haben, sondern aus der Heimat Jesu, und in vielen einzelnen Zügen nur aus ihr zu verstehen ist.

Aber wie es mich drängte im fernen Morgenland den Fußspuren Jesu nachzugehen, so empfand ich seit Jahrzehnten das Bedürfnis, seine Gestalt im Zusammenhang der Weltgeschichte zu schauen. Was haben erleuchtete Geister vor ihm geleistet, um die Rätsel der Welt und des Lebens zu deuten? Wie weit haben Religionsstifter und Weise, unabhängig von ihm, vermocht, die Sehnsucht nach Erlösung zu befriedigen? Was hat die Menschheit Jesus Christus, und zwar ihm allein zu danken? Wir können seine Bedeutung nicht begreifen, wenn wir ihn nicht im vollen geschichtlichen Zusammenhang erkennen.

Das werden wir uns gleich von vornherein sagen: Jesus Christus muß doch eine geistesgewaltige Persönlichkeit gewesen sein, daß er trotz seines schmählichen Todes am Kreuze auf Juden wie Petrus und Paulus einen so überwältigenden Eindruck machen konnte. Für jüdische Weltanschauung war der Kreuzestod ein unerträgliches Ärgernis; dennoch ist Petrus seinem Bekenntnis treu geblieben: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes[1], dennoch hat Paulus gesprochen: Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters[2]. Juden und Heiden boten alle ihre Waffen auf, um den gekreuzigten Christus zu vernichten. Man kämpfte im Namen altehrwürdiger Frömmigkeit, im Namen der Staatsordnung, der Bildung und Wissenschaft gegen ihn, und er

[1] Matth. 16, 16. — [2] Phil. 2, 11.

wurde meist von recht schwachen, wenig geschulten Jüngern verteidigt. Gleichwohl vermochten die feindlichen Gewalten gegen ihn nichts auszurichten. Aber wie merkwürdig, wir beobachten, daß Christus im Geistesleben seiner Gemeinschaft ein doppeltes Leben führt. Früh bemächtigte sich der grübelnde theologische Scharfsinn seiner Erscheinung und gestaltete einen theoretischen Christus, um den die Gelehrten mit viel Geist, aber oft auch mit großer Herzenshärte sich stritten. Leider zogen sie auch die Laien in den heißen Streit herein, und edle Völker, wie die Ostgothen, mußten verbluten, weil sie Christus nur für gottähnlich, nicht für gottgleich hielten. Wenn wir in die Geschichte des theoretischen Christus eintreten, wie oft vernehmen wir da das Toben schrecklicher Verfluchungen, wie oft wird da für die gemeinsten Leidenschaften zum Sturm geblasen, wie oft werden die Gewissen betäubt, die Heuchler gekrönt und die Aufrichtigen als Ketzer verbrannt! Aber neben dem Christus der theologischen Grübelei ist ein anderer Christus durch die Geschichte gezogen, das ist der Christus der drei ältesten Evangelien, der Christus, der die Armen im Geiste und die Trauernden selig preist, der Christus, der mitten unter Zöllnern und Sündern sitzt, der Christus, der die Kinder in seine Arme nimmt, der Christus, der menschlich leidet, menschlich stirbt, der in Gethsemane das ganze Weh des kommenden Todes empfindet, der noch am Kreuze mit der Angst der Gottverlassenheit zu ringen hat. Mit diesem geschichtlichen Christus ist der Menschheit ein neuer Tag angebrochen, er hat die hungernden Seelen gesättigt, er hat tiefste Wunden geheilt, er hat der Menschheit die Kraft geschenkt, um mit neuer Jugendfrische nach den Zielen der ewigen Vollendung emporzustreben, er, und zwar er allein, nicht das Gedankengebilde der Gelehrten, verdient den Namen Heiland, den längst dankbare Liebe ihm gegeben. Mit diesem einfachen Christus haben sich je und je die

Edelſten und Beſten verbündet. Auch jene gewaltigen Streiter im Kampfe, jene großen Theologen, die auf Kirchenverſammlungen die entſcheidenden Worte ſprachen, haben zwei Chriſtus gehabt, ihren theoretiſchen Chriſtus und den Chriſtus, einfach, mild und groß, wie ſie ihn aus den Evangelien kannten. Daheim in ihrer ſtillen Kammer, in ihren perſönlichen Schmerzen und Todesnöten, iſt ihnen dieſer geſchichtliche Chriſtus an der Seite geſtanden, von ihm haben ſie ſich tröſten und ſtärken laſſen. Wenn wir nach der Macht fragen, welche das beſte Glauben, Hoffen, Lieben der Reformatoren beſtimmte, wir werden immer wieder auf den geſchichtlichen Chriſtus hingewieſen. Wohl haben ſich dieſe Geiſteshelden auch für theoretiſche Fragen gewaltig ereifert, aber ihr unvergängliches Hauptverdienſt liegt darin, daß ſie den Chriſtus der erſten Jünger wieder mehr zu Ehren gebracht haben.

Wenn wir an jene großen, herrlichen Menſchenfreunde uns erinnern, an die Freunde der Sklaven, an Las Caſas unter den Spaniern, an Wilberforce unter den Engländern, an die Freunde der armen, verwahrloſten Kinder, an einen Vincent de Paul in Frankreich, an einen Hermann Francke in Halle, an einen Peſtalozzi in der Schweiz, an einen Guſtav Werner in Württemberg, alle dieſe großen Männer, was wollten ſie anders ſein als Jünger deſſen, der geſprochen: Des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, daß ihm gedient werde, ſondern daß er diene und ſein Leben hingebe zum Löſegeld für Viele?[1] Was den Größten, das gilt auch den zahlloſen in beſcheidenem Kreiſe wirkenden Zeugen beſeligenden Glaubens und ſelbſtloſer Liebe: Es wirkt in ihnen der geſchichtliche Chriſtus.

Nun möchten wir wiſſen, wie es ſich mit dieſem geſchichtlichen Chriſtus eigentlich verhalte. Wir wollen der

[1] Mark. 10, 45.

Wahrheit ins Auge ſchauen, ob ſie uns verwunde oder heile, ob ſie uns niederdrücke oder aufrichte. Nichts adelt den Menſchen in höherem Maße als der heilige Drang nach voller Wahrheit, wobei er ſich gefaßt macht, vielleicht lieb gewordene goldene Träume aufgeben zu müſſen. Nie ſoll uns das Gefühl verlaſſen, daß wir in erſter Linie der Wahrheit dienen wollen, ſo gut wir es nur immer können und vermögen. Wir möchten unſern Glauben verantworten vor dem Gerichte der unbefangenen Wiſſenſchaft; wir wollen das, was wir von Jeſus Chriſtus behaupten, zu beweiſen ſuchen mit den Beweiſen, die vor der unbeſtechlichen Forſchung Geltung haben. Gewiß gibt es ſehr viele fromme, gute Chriſten, die kein Bedürfnis nach wiſſenſchaftlicher Begründung ihres Glaubens an Jeſus Chriſtus empfinden. Sie haben ſich einfach an die Überlieferung angeſchloſſen, ſie haben ſich aus ihrem Kindesglauben, aus ihrer eigenen Lektüre des Evangeliums ihr Chriſtusbild geſtaltet und bleiben nun mit kindlich frohem und gewiſſem Glauben bei dieſem Bilde. Wir wollen dieſe chriſtlichen Gemüter nicht ſtören, ſondern wenden uns an Leute, die der modernen Zeit angehören, die das Bedürfnis haben, von ihrem Glauben ſich Rechenſchaft zu geben, die erſt dann zur vollen Ruhe kommen, wenn ſie ſich ſagen dürfen: Das ſagt die Wiſſenſchaft, das ſagt die ſtrenge, ſorgfältige Unterſuchung, das iſt das feſte Fundament, worauf wir bauen können.

Welches aber ſind die Quellen, aus denen wir ſchöpfen müſſen, damit wir zu einem geſchichtlich wahren Chriſtusbilde gelangen? Wir erinnern uns, wie wenig die Heiden, die Zeitgenoſſen der Apoſtel und ihrer Nachfolger, von Jeſus uns zu ſagen wiſſen. Sie haben eigentlich nur ſeinen Namen gehört; denn alles andere, was ſie vernahmen, waren bloße Läſterungen. Dürfen wir aber von den Juden genaueren Bericht über Jeſus erwarten? Es lebte in Paläſtina ein Zeitgenoſſe der Apoſtel, namens Joſephus, ein

geiſtreicher, gebildeter Mann, der verſchiedene ſehr bedeutende Bücher über die Geſchichte ſeines Volkes bis auf ſeine Zeit geſchrieben hat. Dieſer Mann hätte allerdings auch vieles von Jeſu erzählen können, weil er uns einen ſehr einläßlichen Bericht über Herodes, über Pilatus, über Herodes Antipas, alſo über die Zeitgenoſſen Jeſu Chriſti giebt, die eine führende Stellung in Paläſtina eingenommen haben. Was ſagt er über Chriſtus? Es iſt erſtaunlich wenig. Gelegentlich berichtet er, im Jahre 61 habe ein Hoherprieſter namens Ananus die Friſt, da keine römiſchen Statthalter im Lande walteten, benutzt, um Jakobus, den Bruder Jeſu, des ſogenannten Chriſtus, gefangen zu nehmen und nebſt einigen andern wegen Übertretung des Geſetzes ſteinigen zu laſſen. Wir finden freilich noch eine andere Stelle über Jeſus Chriſtus bei ihm, die merkwürdig genug lautet: „Zu dieſer Zeit lebte Jeſus, ein weiſer Mann, wenn man ihn überhaupt einen Mann nennen darf; denn er war ein Täter wunderbarer Werke und ein Lehrer der Menſchen, die mit Freuden die Wahrheit annehmen. Er zog viele der Juden und viele auch des helleniſchen Stammes an ſich. Er war der Meſſias. Als ihn auf Antrieb der erſten unſeres Volkes Pontius Pilatus zum Kreuze verurteilt hatte, ließen diejenigen doch nicht von ihm ab, die ihn zuerſt geliebt. Denen erſchien er als Lebendiger am dritten Tage, nachdem die göttlichen Propheten dieſes und tauſend anderes ſonderbares über ihn geſagt hatten. Und die Gemeinſchaft derer, die nach ſeinem Namen ſich Chriſten nennen, hat noch bis heute nicht aufgehört.“ Nicht wahr, wenn Joſephus dieſe Worte geſchrieben hat, dann ſollte er eigentlich ein Chriſt ſein. Doch ſchon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat ein Zürcher Philologe namens Ott gezeigt, daß dieſe Stelle unmöglich von dem Juden Joſephus geſchrieben ſein könne, daß vielmehr ein chriſtlicher Abſchreiber ſie eingefügt habe. Es

bleibt nur die Frage übrig: Stand vielleicht etwas anderes da? Hat der Abschreiber vielleicht nur erweitert und verändert, was Josephus von Christus zu berichten wußte? Wohl wäre möglich, daß Josephus gesagt hätte, Jesus sei unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, und die Gemeinschaft, die er gegründet, sei jetzt noch verbreitet. Das konnte er als Jude sagen und es ist sogar wahrscheinlich, daß der Römer Tacitus seinen kurzen Bericht über Christus aus Josephus geschöpft habe. Aber jedenfalls hat dieser sich nicht tiefer mit den Christen eingelassen, sich nicht die Mühe gegeben, ihren Glauben näher zu prüfen. Wir müssen also zugestehen: Was Josephus bietet, ist unendlich wenig, und, was sonst jüdische Quellen berichten, ist noch geringer. Leider besitzen wir keine andern jüdischen Berichte, die gleich alt wären wie die des Josephus. Was die Juden später sagen, ist gehässiges Phantasiegebilde und hat, wie alle Sachverständigen einstimmig bezeugen, nicht im mindesten Anspruch auf geschichtliche Wahrheit.

Wenn gleichwohl ein bekannter Naturforscher unserer Tage auf solche Fabeleien sich stützt, um aus Haß gegen das Christentum auch Christus in den Staub zu ziehen, so liefert er nur einen neuen Beweis dafür, daß der Fanatismus in jeder Gestalt die Menschen verblendet und ihr Gewissen betäubt.

Da Juden wie Heiden uns in Bezug auf die Geschichte Jesu Christi im Stich lassen, so müssen wir uns nach christlichen Quellen umsehen. Einst flossen diese Quellen sehr reichlich; denn in den Jahren von 70—100 n. Chr. haben viele Christen den Versuch gemacht, ein Bild von der Geschichte ihres Herren zu zeichnen, wie dies schon Lukas in der Vorrede zu seinem Evangelium berichtet[1]. Nun sind in der Tat mancherlei Bruchstücke von außerbiblischen

[1] Luk. 1, 1.

christlichen Berichten über Jesus noch erhalten, und man hat diese Bruchstücke gerade in unseren Tagen unter großen Erwartungen sehr sorgfältig studiert; allein es ist ein sehr bescheidenes Ergebnis dabei zu Tage getreten.

Diese außerbiblischen Berichte über Jesus fügen auch nicht einen einzigen neuen Zug unserm Christusbilde bei. Sie geben etwa ein Wort Christi in anderer Fassung, sie bringen etwa ein neues Wort, das uns aber nichts Neues sagt und uns Christus nicht von einer andern Seite kennen lehrt. So sind wir denn auf die biblischen Berichte angewiesen. Wir greifen zunächst zu den Briefen des Apostel Paulus, weil sie zu den ältesten Zeugnissen über Christus gehören. Paulus hatte das Bedürfnis, wie wir verschiedenen Stellen seiner Briefe entnehmen können, sich nach dem geschichtlichen Christus einläßlich zu erkunden[1]. Er weiß viel mehr von ihm, als er in seinen Briefen uns mitteilt. Er sagt einmal zu seinen Freunden in Galatien, er habe ihnen Christus vor Augen gemalt, als wäre er unter ihnen gekreuzigt worden[2], das heißt, er konnte vom Wirken und Leiden Jesu mit vielen Einzelheiten reden, und kannte auch noch manche „Herrenworte", die wir in unsern Evangelien nicht mehr finden. So erwähnt er z. B. in einer Rede an die Ältesten der Gemeinde Ephesus, Jesus habe gesagt: Geben ist seliger denn nehmen[3]. Die korinthischen Brüder ermahnt er „bei der Milde und Freundlichkeit Christi"[4]. Er hat sich nach der Abstammung Christi erkundigt und mit aller Entschiedenheit betont: Jesus Christus aus dem Hause Davids[5]. Er kannte einen genauen Bericht über das heilige Abendmahl[6]. Er erinnert an manches Gebot, das der Herr gegeben: Das sagt der Herr, bemerkt er gelegentlich, nicht ich! oder auch umgekehrt[7]. Also

---

[1] Gal. 1,18. 1. Kor. 11,23. 7,10,25. — [2] Gal. 3,1. — [3] Apg. 20,35. [4] 2. Kor. 10,1. — [5] Röm. 1,3. — [6] 1. Kor. 11,23-26. — [7] 1. Kor. 7,10-25.

beſaß er jedenfalls ein reiches Wiſſen vom Leben Jeſu Chriſti. Er hatte ſehr viel von ihm zu hören Gelegenheit, von den Chriſten, die er verfolgte, ſpäter von Barnabas und von Petrus. Wer mit der eigenartigen Form des alten morgenländiſchen Geiſteslebens vertraut iſt, der wird aus den Briefen des Paulus erkennen, daß der geſchichtliche Jeſus Chriſtus weit ſtärker das ganze innere Leben des Apoſtels beherrſcht, als es nach außen den Anſchein hat. Der Morgenländer nimmt für ſich ſelbſt nur das Kleine, Geringe, Alltägliche in Anſpruch, alles Höhere empfindet er als eine ihm von oben mitgeteilte Offenbarung. Er iſt ſich ſeines ſelbſtändigen Anteils an ſeinem höheren heiligen Lebensinhalt nicht bewußt. Ein ſolcher Morgenländer war auch Paulus. Das, was von Jeſus Chriſtus für ihn einen unbedingten Wert hatte, vernahm er unmittelbar von dem Herrn, der in ſeiner Seele lebte, von dem verklärten Chriſtus, zu dem er in ſeliger Freude aufſchaute, und die menſchlichen Vermittelungen, durch die er zum Evangelium gelangt war, waren in ſeinem Bewußtſein faſt ausgelöſcht. Er verſenkte ſich nicht in die Wirklichkeit, ſondern in das Bild, das von ihr aus, ihm mehr oder weniger unbewußt, ſich in ſeinem Geiſt abgeſpiegelt hatte. Aber es iſt der geſchichtliche Chriſtus, der ihn ſagen läßt: Wir bitten an Chriſti Statt, laſſet euch mit Gott verſöhnen[1], die Liebe Chriſti dringt uns[2]. Der geſchichtliche Chriſtus hat in dem Apoſtel jenen wunderbaren Lobgeſang der Liebe wachgerufen, der zu den koſtbarſten Perlen des Neuen Teſtamentes gehört[3]. In der Schule Gamaliels hat Paulus alles Andere eher gelernt, als jenes göttliche ewige Erbarmen, das alles Denken überſteigt. Nicht theologiſche Spekulation, ſondern die gewaltige Macht der am Kreuz vollendeten Perſönlichkeit

[1] 2. Kor. 5,20. — [2] 2. Kor. 5,14. — [3] 1. Kor. 13.

Jesu Christi hat den schwermütigen „Genossen" — so nannten sich die Pharisäer untereinander — über alle Angst vor dem göttlichen Gerichte emporgetragen. Oft schimmern die höchsten Kuppen unserer Alpen noch in unbeschreiblicher Pracht, während uns in der Niederung schon die dämmernde Nacht einhüllt. Wir sehen die Sonne nicht mehr; aber jene im Goldglanz leuchtenden Felsenzinnen zeugen uns von ihrer Herrlichkeit. In diesem Sinne ist Paulus einer der mächtigsten Zeugen für den geschichtlichen Jesus Christus. Im Hebräerbrief lesen wir: Jesus hat in den Tagen seines Fleisches Bitten und Flehen mit lautem Geschrei und Tränen gebracht vor den, der ihn aus dem Tode erretten konnte, und ist auch erhört worden und hat Gehorsam gelernt aus seinem Leiden[1]. Das sind äußerlich betrachtet recht dürftige Mitteilungen, und wir wären sehr arm bestellt, wenn wir uns mit dem Wenigen, was die Briefe des Paulus, sowie der andern Apostel und etwa noch die Offenbarung des Johannes uns bieten, zufrieden geben müßten.

Aber wir haben die vier Evangelien. Es gibt eigentlich nur ein Evangelium, eine höchste „Freudenbotschaft". Diese stellt sich nicht nur in den Worten Jesu Christi, in seinen Sprüchen und Gleichnissen dar, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit. Das haben die ersten Christen schon gut begriffen und darum sein ganzes öffentliches Wirken, sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung unter dem Begriff Evangelium zusammengefaßt. Wir besitzen es in vierfacher Darstellung nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Prüfen wir diese Darstellungen genauer, so zeigt uns ein Blick schon, daß drei Evangelien sehr nahe miteinander verwandt sind, und ein Evangelium, dasjenige nach Johannes, durch eine sehr ausgeprägte Eigen-

[1]) Hebr. 5, 7 8.

art ſich von ihnen unterſcheidet. Die drei erſten haben in der Tat 47 Beſtandteile miteinander gemein, und weitere Beſtandteile teilen je zwei dieſer Evangelien miteinander.

Geben uns nun dieſe erſten Evangelien eine vollſtändige Geſchichte Jeſu Chriſti? O nein! Sie zeigen uns Chriſtus erſt, wie er anfängt zu wirken für das Reich Gottes. Von ſeinen dreißig erſten Lebensjahren, von ſeiner Entwicklung wiſſen wir nur das eine, was Lukas vom zwölfjährigen Jeſusknaben berichtet. Aber wir wiſſen auch noch lange nicht alles, was Chriſtus in den Jahren getan hat, da er das Evangelium mit Wort und Tat verkündete. Wie viel konnte er lehren, tröſten, ermahnen, wenn er von morgens früh bis abends ſpät mit den Menſchen ſich beſchäftigte! Die Sprüche und Gleichniſſe jedoch, die wir jetzt noch beſitzen, leſen wir bequem in einigen Stunden. Es werden uns allerlei Geſchichten von Jeſus mitgeteilt; aber ſie bieten nur eine Auswahl aus einer viel größeren Zahl. Das geht ſo weit, daß wir zum Beiſpiel die Frage, ob Jeſus das Evangelium ein, zwei oder drei Jahre verkündet, ob er ein-, zwei- oder dreimal in den Jahren ſeines öffentlichen Wirkens in Jeruſalem geweſen, nicht entſcheiden können. Gewiß, wir empfinden dieſe Lücke ſehr ſchmerzlich. Auf der andern Seite dürfen wir mit voller Gewißheit behaupten: Auch wenn wir noch viel mehr wüßten, würden wir kein anderes Chriſtusbild empfangen; alle andern Sprüche und Gleichniſſe, die uns verloren gegangen ſind, alle andern Taten Jeſu Chriſti, von denen wir nichts mehr wiſſen, würden nur den Eindruck verſtärken, den wir aus dem Überlieferten von ihm erhalten haben. Das muß uns beruhigen.

Nun folgt das vierte Evangelium, das den Namen des Johannes trägt, weil die ſpätere kirchliche Überlieferung es dem Apoſtel Johannes zuſchreibt. Das ſcheint

die Berichte der ersten Evangelien wirksam zu ergänzen. Aber was für ein merkwürdiges Evangelium ist das! Eine geistvolle, aber außerordentlich geheimnisvolle Schrift, mit einer Eigenart, wie ich keine zweite in der ganzen Literatur der Menschheit kenne! Da wird Christus geschildert als die Mensch gewordene göttliche Vernunft. Denn, wenn in unsern Übersetzungen geschrieben steht: Im Anfang war das Wort, so wäre das richtig, wenn Wort wie der entsprechende griechische Ausdruck zugleich Vernunft bedeutete. Wir kommen dem Sinn des Evangeliums näher mit der Übersetzung: Im Anfang war die Vernunft, und die Vernunft war bei Gott und die Vernunft war bei Gott [1]. Christus ist also die Mensch gewordene göttliche Weisheit! Wer diesen Satz an die Spitze stellt, der zeigt damit, daß er ein Philosoph ist, der vom philosophischen Standpunkt aus dieses Leben mit freier dichterischer Kraft behandeln will. Nun drängt sich uns immer wieder die Überzeugung auf: Der geistvolle Erzähler meint das, was er als Geschichte uns bietet, als Gleichnis. Er behandelt Gedankenbilder als Personen. So bezeichnet er unseres Erachtens den Kreis schlichtfrommer Israeliten, den Kreis der Stillen im Lande [2], aus dem die ersten Jünger hervorgegangen sind, als Mutter Jesu. Wenn er von einem Jünger erzählt, den Jesus lieb hatte [3], dessen Namen er aber nie nennt, so hat man allermeist geglaubt, er habe damit sich selbst als den Jünger Johannes angedeutet. Aber eine genauere Vergleichung der Stellen zeigt uns, daß ihm das Urbild eines Jüngers dabei vorschwebt, das größer ist als Petrus, als Johannes, als Jakobus, weil es alle guten Jüngereigenschaften in sich zusammenfaßt. Das ist das Wunderbare und Seltsame, daß er viele Geschichten erzählt, bei denen er mit leisen Zügen darauf hinweist: Es ist Allegorie, es ist nicht greifbare Geschichte. Aber

[1] Joh. 1,1. — [2] Ps. 35,20. — [3] Joh. 13,23. 19,26. 20,2.

mitten unter seine sinnbildlichen Erzählungen streut er sehr bestimmte und genaue geographische Notizen, die wir teilweis nur durch ihn kennen, die indes den realen Verhältnissen durchaus entsprechen. Es muß also ein Erzähler gewesen sein, der mit der Heimat Jesu durch eigenen Augenschein bekannt war, so daß wir auf einmal wieder das Gefühl haben, wir haben es bei seinen Berichten mit Vorgängen zu tun, die wir hätten mit leiblichen Augen schauen können. Diese Verbindung von Gleichnis mit ganz bestimmten Angaben der Wirklichkeit macht dieses Evangelium so geheimnisvoll und rätselhaft. Jedenfalls erkennen wir auch in ihm ein Zeugnis von der wunderbaren Gewalt, die der geschichtliche Christus auf empfängliche Herzen ausgeübt hat; denn nur einer, der vom geschichtlichen Christus ergriffen worden war, konnte ein solches philosophisches Bild von seinem Herrn und Meister entwerfen. Insofern hat auch dieses Evangelium größte geschichtliche Bedeutung. Doch wenn wir Jesus nicht durch das Medium einer feinen tiefen und sehr eigenartigen Jüngerseele, sondern unmittelbar in seiner geschichtlichen Erscheinung erkennen wollen, dann sind wir ausschließlich auf die drei ersten Evangelien angewiesen. Mit ihrer Hilfe können wir freilich keine Lebensgeschichte Jesu im modernen Sinne schreiben, denn ihre Verfasser hatten es so gar nicht darauf angelegt, die bloße Neugier zu befriedigen. Sie zeigen vom zeitlich irdischen Leben ihres Herren nur so viel, als ihnen nötig schien, um ihn als den wahren Messias ins rechte Licht zu stellen. Aber sie erzählen an der Hand einer durchaus getreuen zuverlässigen Überlieferung. Die beste Bürgschaft für ihre Treue liegt in diesen ihren Erzählungen selbst; denn kleine Geister können nicht aus sich — und würden sie auch all ihre Einbildungskraft aufbieten — eine Persönlichkeit von so einzig großer, durch und durch ursprünglicher innerer Herrlichkeit, von solch schöpferi-

ſcher Geiſtesfülle erzeugen. Es ſpiegelt ſich die Wirklichkeit in den Evangeliſten ab, doch nicht wie in Forſchern unſerer Tage und unſerer Heimat, ſondern wie in Söhnen des Oſtens aus längſt vergangenen Jahrhunderten, in Menſchen von inniger und ſinniger Frömmigkeit und von jener merkwürdigen geiſtigen Eigenart, bei der geiſtige und greifbare Lebensbilder oft unmerklich leiſe in einander übergehen und alles Außergewöhnliche, wie wir ſchon bei Paulus geſehen, in die unergründlichen Tiefen des göttlichen Waltens ſich verſenkt.

Die drei erſten Evanglien füllen in unſern gewöhnlichen Bibelausgaben nur etwa 50 Blätter. Wie gering iſt ihr Umfang! Aber dieſe 50 Blätter bedeuten das teuerſte Vermächtnis der Vergangenheit an alle kommenden Geſchlechter, es leuchtet aus ihnen ein heiligender und beſeligender Sonnenglanz, gegenüber welchem alle andern hohen Geiſteswerke uns nur Mondlicht bieten. Keiner darf ſich zu den Gebildeten zählen, der an dieſer herrlichſten Urkunde der Menſchheit achtlos vorübergeht. Einem jeden bringt es unvergleichlichen inneren Gewinn, wenn er nicht müde wird, mit allen Kräften ſeines Geiſtes ſich in ſie zu vertiefen, ihren Inhalt zu ergründen und auf ſich wirken zu laſſen.

II.

Die Heimat.

Wenn wir verſuchen, das Leben Jeſu Chriſti darzuſtellen, wollen wir uns bewußt bleiben, welche Wirkungen von dieſem Leben ausgegangen ſind. Wir wollen uns gegenwärtig halten, daß ſeit den Tagen Jeſu Chriſti kein einziger Führer der Menſchheit aufgetreten iſt, den die unparteiiſche Geſchichte dieſem Einen an die Seite ſtellen würde, und daß in den Jahrtauſenden vor ihm kein großer Geiſt ſich gezeigt hat, der auf ſeiner Höhe ſtände.

Wer mit der allgemeinen Religionsgeſchichte vertraut iſt, der wird den Ausſpruch des edeln ſpaniſchen Weiſen Canalejas beſtätigen, daß alle Religionen auf Jeſus Chriſtus hin gravitieren. Wir können aber von Jeſus Chriſtus mit etwelchem Erfolge nur dann reden, wenn wir mit dem Weſen der Religion aus eigener Erfahrung vertraut ſind. Was iſt Religion? Ein Lied der Gottheit ohne Worte, ertönend im innerſten Heiligtum der Menſchenſeele. Was iſt Religion? Wir können es dir nicht ſagen, wenn du es nicht ſelbſt erlebt und empfunden haſt. Was iſt reine, ſelbſtloſe Liebe? Wir können es dir nicht ſchildern. Was iſt Licht? Dem blind Geborenen können wir es nicht klar machen. Ja, was iſt Religion? Lebensgemeinſchaft des menſchlichen Geiſtes mit Ihm, der über alle Schranken des Irdiſchen erhaben iſt, dem Ewigen und Allgegenwärtigen, dem Allmächtigen und Heiligen, dem Urquell alles Guten, mit Ihm, dem Unbegreiflichen, dem Geheimnis aller Geheimniſſe, mit

Ihm, von dem Paulus gesprochen: Aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge[1]. Wahrlich, es muß dem Denkenden einleuchten, daß, wenn dieses innerste Leben der Seele sich kundgeben und andern sich verständlich machen will, es nur in Gleichnissen geschehen kann. Wir werden aber diese Gleichnisse um so besser deuten können, je mehr wir eigenes, persönliches Verständnis für die mannigfaltigen Schwingungen und Regungen des religiösen Lebens besitzen. Wie kommt doch alles darauf an, welche Seele in den Worten lebt! Jesus Christus hat keine neuen Worte geschaffen. Wie oft braucht er die Ausdrücke „Vater", „Reich Gottes"! Wahrlich, es lag ihm dabei durchaus ferne, durch Neuheit der Worte einen Eindruck machen zu wollen; aber er füllte die alte Form mit einem neuen Inhalt. Was bedeutet „Vater"? Welche Vorstellungen verbinden sich für uns mit diesem Ausdruck, welche Gefühle weckt er? Wie anders klingt er dem Kinde, das einen weisen gütigen Vater hat, und wie anders dem, das nur mit Schrecken an seinen Vater denken kann! Vor vielen Jahrtausenden schon flehten die indogermanischen Völker zum „Himmel-Vater" (Dyauspitar); aber dürfen wir annehmen, daß ihr Himmel-Vater auch schon der himmlische Vater Jesu Christi gewesen, daß sie mit ihrem Namen den gleichen Reichtum von Majestät, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Gnade verbunden haben, den wir als Christen mit diesem Namen verbinden?

Auch Vorschriften für die Lebensführung, die ganz gleich lauten, können je nach ihrem Ursprung sehr Verschiedenes bedeuten. Der Chinese Moh-tih predigte um's Jahr 450 v. Chr., daß alles Unglück der Menschen vom Mangel an Liebe herstamme, weshalb allgemeine unterschiedslose Menschenliebe unser Aller oberste Pflicht sei. Aber wen stellt er nun als leuchtende Vorbilder unbegrenzter

[1] Röm. 11, 36.

edelſter Liebe hin? Miniſter, die ſich deshalb in Schaffelle kleideten, weil ihr Fürſt an möglichſt einfacher Tracht ſeiner Beamten Wohlgefallen hatte, und Höflinge, die ſich deshalb das ſtrengſte Faſten auferlegten, weil ihr Fürſt gern magere Diener um ſich hatte. Haben dieſe hirtenmäßig gekleideten, ausgemergelten Königsknechte Verwandtſchaft mit dem Apoſtel, der ſpricht Die Liebe Chriſti dringet uns?[1]

In den Büchern, welche die Ägypter ihrem Gotte Dehuti zuſchrieben und die ins fünfte Jahrtauſend vor Chriſtus hinaufreichen, wird im Namen Gottes gefordert: Du ſollſt nicht töten, nicht ſtehlen, keinen Meineid ſchwören, das heilige Vieh auf der Weide nicht beunruhigen, keine verbotenen Fiſche eſſen, Niemanden weinen machen, die Opferſpeiſe nicht ſelber eſſen. Kleines und Großes wird mit der gleichen Wichtigkeit behandelt. Iſt das Menſchenleben genugſam beſchützt, wenn ein Mord kein ſchrecklicheres Verbrechen iſt als die Beunruhigung des Viehes, oder das Eſſen eines verbotenen Fiſches? Das iſt das wunderbar Große an dem Grundgeſetze Israels, den zehn Geboten, daß ſie nur das elementar Wichtige, das für ein menſchenwürdiges Leben durchaus Unentbehrliche enthalten, nichts Kleinliches, nichts Vergängliches. Aber doch ſteht das Alte Teſtament nicht auf der Höhe des Neuen. Wohl heißt es einmal in den Büchern Moſes: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt; aber gleich darauf: Du ſollſt nicht zweierlei Garn zuſammenweben[2], als wäre die zweite Vorſchrift ſo wichtig wie die erſte. Weiter verkündet der Geſetzgeber im Namen Gottes: Ihr ſollt heilig ſein; denn ich bin heilig[3]. Wie nahe verwandt ſcheint dieſe Forderung mit dem Worte Jeſu: Ihr ſollt vollkommen ſein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen iſt[4]. Aber im alten Bunde wird die Heiligkeit darauf bezogen, daß Israel kein

[1] 2. Kor. 5, 14. — [2] 3. Moſ. 19, 18-19. — [3] 3. Moſ. 20, 25-26. — [4] Matth. 5, 48.

verbotenes Fleiſch genieße, im neuen Bunde darauf, daß wir die Feinde lieben und die ſegnen ſollen, die uns fluchen.

Wie oft ſchon hat man ſich durch die Gleichheit der Worte täuſchen laſſen und die große Verſchiedenheit ihrer Bedeutung nicht beachtet! Gerade auf dem Gebiete des ſittlich-religiöſen Lebens müſſen wir, um uns vor grobem Irrtum zu bewahren, genau die Perſönlichkeit ins Auge faſſen, aus deren Munde wir ein großes Wort vernehmen; denn Worte ſteigen und fallen in ihrem Werte je nach ihrem Urſprung. Wenn wir es nun mit Ausſprüchen Jeſu Chriſti zu tun haben, ſo wollen wir ſie nicht behandeln, als wenn ſie unſerm Geiſte entſtammt wären, ſondern keinen Augenblick vergeſſen, daß ſie Kundgebungen deſſen ſind, dem an Gottinnigkeit kein Anderer gleichgekommen iſt. Bei ihm erhält alles einen höheren Sinn. Alles wird innerlicher, freier, feiner, tiefer, durch alles zieht ein Hauch der Ewigkeit. Je länger wir über ſeine Worte nachdenken, deſto deutlicher fühlen wir, daß ſie nur Gleichniſſe ſind, hinter denen ein unabſehbarer Reichtum großer ſchöpferiſcher Gedanken verborgen iſt. Um Chriſtus zu verſtehen, dürfen wir ihn nicht als zu ebener Erde behandeln, wir müſſen zu ihm emporſchauen. Demütiger und dankbarer Liebe wird ſich ſein Weſen immer tiefer erſchließen; aber von der Fülle ſeines Geiſtes vermögen wir auch dann nur ſo viel zu erfaſſen, als unſerer beſcheidenen Faſſungskraft gegeben iſt, und gerade die ernſteſten Forſcher werden gerne bekennen, daß er auf dem Gebiete des zentralen Geiſteslebens in unerreichbarer Höhe über ihnen ſteht.

Je höher die Warte iſt, von der wir ausſchauen, je weiter der Horizont des geiſtigen Lebens, den wir umfaſſen, deſto klarer tritt uns die Bedeutung Jeſu Chriſti für die geſamte Menſchheit entgegen, deſto deutlicher vermögen wir zu erkennen, was ihn mit uns allen verbindet und was ihm ureigen iſt. Aber vor allem tut es not, wenn wir ihn begreifen

wollen, daß wir mit ſeiner geiſtigen, wie mit ſeiner äußern Heimat uns vertraut machen, das heißt, wir müſſen ein tieferes Verſtändnis des Alten Teſtamentes zu gewinnen ſuchen, und eine möglichſt getreue Anſchauung von ſeinem Vaterlande und deſſen geſchichtlichen Verhältniſſen uns aneignen.

Wir wollen mit dem Einfachſten beginnen, indem wir ein Bild ſeiner äußern Heimat entwerfen. Drüben im fernen Südoſten liegt ſie, in jenem ſonnenreichen Lande, wo hinter den Sanddünen des Meeresſtrandes ſchmächtige Palmen ihr ſchwankes Blätterhaupt in der Morgenluft ſchaukeln, in jenem Lande, wo in milden Küſtenebenen die Goldorange glüht, wie am italieniſchen Geſtade, wo in Hochtälern Feigenbäume mit Weinreben eng verſchlungen kühlen Schatten dem Müden ſpenden, wo weitausgebreitete Ölbaumhaine mit beſcheidenen Farben die Nähe von Dörfern verkünden, wo einſame hochragende Eichen und Terebinthen andächtige Bewundernng bei Bauern und Hirten wecken und niederes Dorngeſtrüpp weithin an den Berglehnen der Sonnenglut trotzt, die unbarmherzig alle zarteren Gebilde der Flora verſengt. Noch immer iſt's im Weſentlichen dasſelbe Landſchaftsbild, das Jeſus geſchaut hat und das in den Schriften des Alten und Neuen Teſtamentes uns ſo reich und anmutend geſchildert wird. Noch ſtürzt der Winterregen wolkenbruchähnlich herab wie einſt und ſchwemmt die Häuſer, die nicht auf Fels gebaut ſind, am ſteilen Abhang weg[1]; noch läßt die ausdörrende Hitze des langen Sommers einen Trunk friſchen Waſſers als große Wohltat erſcheinen[2]. Noch wachſen zahlloſe blutrote Anemonen unter dem niedrigen Dorngebüſch und werden mit ihm ausgerauft, um zur Feuerung zu dienen. Noch überzieht der gleiche Blumenteppich wie ehedem die Frühlingserde, und Lilien von ſeltener Pracht übertreffen an Feinheit

[1] Matth. 7, 27. — [2] Matth. 10, 42.

des Gewebes, an Sattheit der Farben Salomons Königskleid[1]. Noch fliegen abends zahllose Vögel zu ihren Nestern, und suchen Füchse und Schakale ihre Gruben[2]. Noch leuchtet der tiefblaue Himmel in uralter Pracht über die gelbabgetönte Erde. Noch senden Mond und Sterne ein stärkeres Licht als bei uns auf das taufrische Gefilde. Zwar überkommt den nordischen Wanderer leicht ein Gefühl der Enttäuschung, wenn er zum ersten Male einer biblischen Landschaft ansichtig wird. In Grün ist die nordische Heimat gekleidet bis hinauf zum obersten Bergessaum; aber die Heimat der Bibel entbehrt den Schmuck frischer Wälder und Wiesen. Ist dies das Land, möchte er rufen, wo Milch und Honig fließt? Wie vom Hauch des Todes scheint es berührt. Wenn die kahlen Berge wenigstens durch malerische Form sich auszeichneten wie die von Griechenland! Doch nein, in plumpen Kuppen, in einförmigen Wällen sind die Felsmassen gelagert. Schwerfällig, alltäglich erscheint diese Landschaft, nur die Steppenbewohner entzückend, die hart an der Grenze des Lebens ärmlich sich durchschlagen. Aber wenn auch die Heimat Jesu weder durch besondere Anmut noch durch Fülle des Pflanzenlebens unser Auge erfreut, so gewinnt sie unter dem dunkeln Blau des Himmels, unter dem Reichtum goldenen Lichtes, bei der wunderbaren Reinheit der Luft durch ihre Farbenstimmung doch eine Schönheit, die nicht nur der dankbare Sohn der Heimat, sondern auch der empfängliche Fremdling tief ergriffen genießt. Wer in der Morgenfrühe oder gegen Sonnenuntergang sinnenden Geistes den Eindrücken der Natur auf den Bergen Judas oder Galiläas sich hingegeben, dem wird ein unauslöschliches Andenken daran bleiben. Wie mit Gold scheinen die Berge überflutet und scharf heben sich alle Linien der Landschaft vom reinen Blau des

[1] Matth. 6, 28-30. — [2] Luk. 9, 58.

Himmels ab! Mit der Farbenpracht der Natur miſcht ſich der Reiz großer Erinnerungen, der wie unnennbarer Duft Berg und Tal einhüllt. Bilder ferner Vergangenheit ziehen an der Seele vorüber, Bilder von vollendeter Deutlichkeit und Friſche, weil hier nicht bloß die ewig junge Natur im Wandel der Zeiten wandellos geblieben iſt, ſondern auch die beſcheidene Form des alltäglichen Menſchenlebens.

In Nazaret iſt Jeſus Chriſtus aufgewachſen, einem kleinen Ort im Hügelland des ſüdlichen Galiläa[1]. Nazaret, einſt ein ſtilles, der Welt unbekanntes Dorf[2], liegt am Nordweſtabhang einer Talmulde, die nur durch einen ſchmalen Ausgang ihre Regenwaſſer der Niederung zuſendet. Keine Heerſtraße führte über dieſes abgeſchloſſene Gelände, und ein genügſames Bauernvölklein konnte hier fern vom Weltgetümmel Erfüllung beſcheidener Lebenswünſche finden. Der Reiz des Idylliſchen, Friedlichen, Welteinſamen iſt über dieſes kleine Tal ausgegoſſen. Eine einzige, aber reiche Quelle tritt unterhalb des Dorfes zu Tage. Hier ſammeln ſich am Abend Frauen und Jungfrauen, um Waſſer zu ſchöpfen, hier löſchen aus Trinkrinnen Schafe und Ziegen ihren Durſt. Hier ſpielen die Kinder, wenn die Sonne ſich hinter die weſtlichen Hügel verbirgt. Hier kommt Alles zur Sprache, was in Freude und Leid, in Freundſchaft und Feindſchaft, in Erinnerung und Hoffnung ein kleines abgelegenes Dorf bewegt. Wie einfach geſtaltet ſich in ſolchen Verhältniſſen das ganze Leben, wie bedeutſam wird da auch das Kleine! Gewiß iſt es von Wichtigkeit, daß Jeſus nicht im Lärm der Gaſſen Jeruſalems aufwuchs, daß er das wüſte Treiben ehrgeiziger und habſüchtiger Prieſter an heiliger Stätte nicht ſah, daß für ſein jugendliches Empfinden ein himmliſcher Glanz über die Stadt „des großen

[1] Luk. 1, 26. 2, 51. — [2] Joh. 1, 47.

Königs" ausgegoſſen war, daß ländliche Stille und Einfachheit ihn umgaben, und ungehemmt die Natur mit ihrer Majeſtät und Anmut, mit ihren mannigfaltigen Zeugniſſen von Gottes Weisheit und Güte auf ſein empfängliches Gemüt wirkte. So beſchränkt im Tal Nazaret der Ausblick iſt, ſo großartig erſcheint er auf dem Bergesrücken über dem Dorfe. Nach Weſten ſchweift dort oben der Blick über niedriges Hügelland hinaus zum Meer, auf deſſen tiefblaue Flut der Abendhimmel ruht wie mit einem goldenen Reif ſie umſchließend. Südwärts von Nazarets Höhen breitet ſich die große Ebene Jeſreel aus. Im Frühling ſchimmert ſie mit ihren großen Wieſen und reichen Saaten wie ein grüner Landſee zwiſchen düſter gelben Bergen empor. Öſtlich gegenüber ragt die Pyramide des Tabor auf, mit ſpärlichem Wald bewachſen wie der Karmel, der im Südweſten wallartig ſich hinſtreckt und ſeine weit vorgeſchobenen Maſſen ins Meer eintaucht. Am Morgenhorizonte jenſeits des Jordans werden die Berge Gileads ſichtbar. An ihren hohen Stirnen ſchlagen ſich die Meeresdünſte nieder, um „ewige Bäche“ [1] zu ſpeiſen, mit Waldesſchatten die weſtlichen Abhänge zu decken. Dort grenzen Leben und Tod aneinander; denn hinter Gilead breitet ſich in uferloſe Ferne die arabiſche Wüſte aus. Nordwärts ſteigen über dem Hügelland des untern Galiläa die Bergketten des obern hintereinander empor und an den Himmelsſaum grenzen nach jener Richtung die majeſtätiſchen Maſſen des Libanon und des Hermon. Als einſame Bergwieſe, von keinen Häuſern überbaut, zeigt ſich heute noch der Hügelrücken von Nazaret, und nichts hindert dort oben den Wanderer, längſt vergangener Zeiten zu gedenken. Das darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß Jeſus ſehr oft in der Morgenfrühe und in der Abendſtille auf dieſe Höhe ſich

[1] Amos 5, 24. Pſ. 74, 15.

zurückgezogen; denn auch ſpäter noch pflegte er in der Dämmerung in einſamer Bergeshöhe zu beten[1]. Hier war er allein mit Gott, hier verlebte er die heiligſten Stunden in der Zeit ſeiner Vorbereitung, hier bekam ſeine Freudenbotſchaft, mit der er einen neuen Gottestag für die Menſchheit einleitete, ihre Fülle und Geſtalt. Nicht in einer eng umſchloſſenen Kloſterzelle iſt er für ſeine Miſſion herangereift, ſondern unter freiem Himmel; darum haftet auch ſeiner Sprache gleichſam Waldgeruch an. Weil er ſein Gefühl in die heimatliche Flur verſenkte, hat dieſe für uns einen beſondern Wert. Noch iſt ſie im Frühling mit dem gleichen Blumenteppich geſchmückt wie einſt, noch glänzt der Morgentau in den Anemonen und Cyklamen, den Hyazinten und Lilien wie ehedem.

Die ewige Jugend des Evangeliums bleibt mit der ewigen Jugend der Natur eng verbunden. Doch nicht das Land allein, ſondern erſt Land und Volk zuſammen machen den Heimatbegriff aus. Jeſus gehört ſeiner Abſtammung nach dem Volke Israel an; das gereicht dieſem Volke zum unſterblichen Ruhme; denn es darf ſagen: „Er iſt unſer, er hat unſere geiſtige Eigenart in edelſter Weiſe entfaltet, er iſt von unſeren Erinnerungen und Hoffnungen geſättigt, er hat uns vor allen anderen Nationen geliebt. Uns voraus gelten ſeine Kämpfe, ſeine Tränen, ſein Leiden und Sterben. Unſere Väter haben ihn nicht ganz verſtanden, ja ſein Höchſtes blieb ihnen verborgen; aber ſeine Weſensverwandtſchaft mit unſeren Propheten haben ſie, wie die Evangelien bezeugen, vollauf erkannt. Er iſt unſer.“ Leicht können wir in der Frömmigkeit, die Jeſus als urbildlich uns vor Augen führt, die Grundzüge israelitiſcher Gottinnigkeit wieder erkennen, das Gefühl unbedingter Abhängigkeit von der göttlichen Allmacht, das rückhaltloſe Vertrauen auf

[1] Mark. 6, 46. Luk. 6, 12.

Gottes Weisheit und Güte, den gewaltigen sittlichen Ernst, die tiefe mächtige Sehnsucht nach Gott, ohne den der Mensch arm und elend, mit dem er unendlich reich ist. Die Semiten, zu denen ja auch die Israeliten gehören, haben die unbegreiflich hohe Majestät Gottes und die Schwachheit des Menschen tiefer und nachhaltiger empfunden als die Indogermanen und sich von Anwandlungen zum Trotz gegen Gott oder zur Gottlosigkeit im Laufe der Zeit viel freier gehalten als diese. Die Indogermanen wie die Inder und Perser konnten sich einbilden, daß Gott der Menschen bedürfe, oder daß diese zum Mindesten sich selbst genug seien; aber die Semiten nannten Gott El „den Starken", den Menschen Enosch „den Schwachen". In Israel fand semitisches Gottesbewußtsein seinen erhabensten Ausdruck. Israels Glaube wurde durch die geschichtliche Erfahrung auf eine sehr harte Probe gesetzt, und oft hatten seine besten Söhne mit schmerzlichen Zweifeln zu ringen, wie wir aus dem Lehrgedichte Hiob wissen, wie es uns der Prophet Jeremias selbst erzählt[1]. Aber die Trümmer Jerusalems konnten Israels Frömmigkeit nicht zerschmettern, der Verlust der Heimat das Heimweh nach Gott nicht auslöschen. Das Volk Israel hat infolge eigner Schuld sehr viel leiden müssen; aber Bewunderung verdient, wie es seine Nationalität unter allen Heimsuchungen behauptet hat, während so viele andere mächtigere Völker längst ins Grab gesunken sind. Indem es sich mit all seiner Kraft an den Glauben der Väter anklammerte, konnte es die Stürme der Jahrtausende überdauern. Mögen die Griechen durch ihre Kunst und Wissenschaft sich unsterblichen Ruhm erworben haben, mögen wir die Römer wegen ihrer staatsbildenden Weisheit bewundern, Israels Größe liegt in seiner Lebensgemeinschaft mit Gott. Damit übertrifft es

[1] Hiob 12, 6. 21, 7. Jer. 12, 1.

weit alle anderen Völker des Altertums. Es entspricht demnach ganz dem göttlichen Weltplane, daß der, welcher der Menschheit den vollen Frieden mit Gott geben sollte, dem Volke von höchster religiöser Begabung und Leistung angehört.

Der Vater Jesu stammte, wie uns dies der Apostel Paulus ausdrücklich bezeugt, aus dem Königshause Davids[1]. Es darf uns nicht befremden, einen Sprossen aus diesem erlauchten Geschlecht als Handwerker in einem abgelegenen Dorfe Galiläas zu finden. Ums Jahr 500 v. Chr. verloren sich die letzten öffentlichen Spuren der Königsfamilie, die ein halbes Jahrtausend den Thron in Jerusalem behauptet hatte. Hohe Priester drängten sie in das Dunkel des Privatlebens zurück, nachdem der Davidide Serubabel, noch einmal im vollen Glanze des alten Namens aufleuchtend, selbst mit dem Messiasruf vom sehnenden Volke begrüßt worden war. Das Geschlecht Davids scheint sehr kinderreich gewesen zu sein, wird uns doch berichtet, daß der König Rehabeam 28 Söhne[2], sein Sohn Abija deren 22[3] gehabt habe. Um so eher konnte es sich in einzelnen Zweigen erhalten; aber gewiß haben auch die dürftigsten Nachkommen ihres ruhmreichen Ursprunges nie vergessen und hat bei dem strengen Familiensinn des Volkes nicht so leicht ein Unberechtigter für einen Königsenkel sich auszugeben vermocht. Wie viele Stürme auch seit 500 v. Chr. bis zu den Tagen Jesu Christi über das Judenvolk gekommen waren, so hatte es doch ununterbrochen im Lande der Väter wohnen und teure Überlieferungen pflegen können.

Die Seele des jüdischen Volkes krankte längst an einem tieftragischen Widerspruch. Es war sich bewußt, Gott am nächsten zu stehen, ja allein unter allen Völkern seine Herr-

[1] Röm. 1, 3. — [2] 2. Chron. 11, 21. — [3] 2. Chron. 13, 21.

lichkeit zu kennen und zu ehren. Aber was doch ſeinem Weſen nach Gemeingut der geſamten Menſchheit werden ſollte, die Anbetung des lebendigen Gottes im Geiſte, das nahm es als nationales Vorrecht für ſich in Anſpruch und bildete ſich ein, daß der ganze Weltplan Gottes, der ganze Aufgang des Lebens in der Entfaltung ſeiner nationalen Macht und Größe ſich vollende. Die weite Welt iſt ſchließlich nur um Israels willen da, alles Andere iſt nur Mittel zu dieſem Zweck. Darum gebührt dem Volk Israel die Herrſchaft über alle Völker, und Jeruſalem ſoll die erſte Stadt der Erde werden. Die Könige der Heiden ſollen den geringſten Söhnen Israels die Füße küſſen, und die reichſten Nationen es als eine Gunſt anſehen, ihre Schätze nach der Davidſtadt bringen zu dürfen. Kühnes jüdiſches Hoffen wußte von keinen Schranken. Der Prophet, der Judas Heimkehr aus der Verbannung von Babel weisſagte, hoffte, daß ſich für die Heimkehrenden die Wüſte in ein Paradies verwandeln und die zertrümmerte heilige Stadt mit goldenen Mauern wieder erſtehen werde[1]. Die Heimkehr vollzog ſich durch die Gnade des Perſerkönigs Cyrus; aber wie wenig entſprach die graue armſelige Wirklichkeit den goldenen Träumen! Mühſam friſteten die Heimgekehrten jahrzehntelang ein kümmerliches Leben. Doch die grauſamſte Enttäuſchung konnte die glühende Hoffnung nicht auslöſchen. Je weniger die beſtehenden Verhältniſſe den prophetiſchen Zukunftsbildern entſprachen, deſto glänzender, überſchwänglicher malte der religiöſe Patriotismus die kommende Zeit ſich aus. Je düſterer die Gegenwart ausſah, deſto heller leuchtete am Abendhorizont der goldene Streif, der einen neuen herrlichen Gottestag ahnen ließ. Das Perſerreich ſtürzte zuſammen, aber der Tag kam nicht; gewaltige Griechenreiche gingen unter, aber Israel blieb das

[1] Jeſ. 54, 11. 60, 3-22. Offb. 21, 18-21.

arme, geringe Volk. Wohl rettete ihm noch einmal das Heldengeschlecht der Makkabäer für kurze Zeit die politische Freiheit; aber durch die Frevel desselben Geschlechtes geriet es unter die Herrschaft, deren Druck es schmerzlicher als jeden andern fühlen sollte, unter die römische Gewalt. Aus kleinen Anfängen hatte sich Rom emporgeschwungen. Was dem jüdischen Volke sein nationaler Gott fortwährend vorenthielt, das hatte Roms Gott, Juppiter optimus maximus, der Stadt an der Tiber gegeben, die Herrschaft über alle Länder am Mittelmeer. Auch Jahves Panier hatte sich vor dem römischen Adler beugen müssen. Mit hartem Stolze blickten die Römer auf die übrigen Nationen, die ihnen zu Füßen lagen, hinunter. Zumal die Völkerwelt des Ostens schien den Römern wie zur Knechtschaft geboren, und sie hatten keine Ahnung, daß in dem Juden, der als demütiger Hausierer auf den Hintertreppen römischer Häuser Schwefelfaden verkaufte, der allergrößte Nationalstolz sich verbarg. Solchen trauten sie noch eher den germanischen Gefangenen zu, die in strammer Haltung dem Triumphwagen eines siegreichen Feldherrn voranschritten. Zwar maß der Jude nicht „Königsflitter" an den Bergen seiner Heimat wie der schweizerische Dichter; aber er maß die Macht des Gottes, der den römischen Staat darstellte, an der Majestät seines Gottes, der einst einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird. Nur Geduld, von heute auf morgen kann sich alles wenden. Die Kaiserstadt sinkt in den Staub wie Babel und Ninive; doch über Jerusalem wird ein ewiges Licht strahlen, und durch seine goldenen Gassen werden Bäche klaren Wassers strömen. Der Krieg wird aufhören, der längst verlorene Frieden in die Natur wiederkehren, die Menschen werden der Bäume Alter erreichen und einer noch ein Jüngling heißen, wenn er hundert Jahre alt geworden. Israels Kinder, die mit Tränen gesät haben, werden mit Freuden ernten. Aber warum

zögert Gott, warum geht ein frommes Geschlecht nach dem andern dahin, ohne den großen Tag geschaut zu haben? Schon der Prophet Ezechiel suchte die Zagenden zu beruhigen, indem er verkündete, daß die Toten auferstehen werden, um mit den Überbliebenen an Heil und Freude der Endzeit teilzunehmen[1]. Doch die bange Frage kehrte wieder: Warum zögert Gott? Warum sendet er den Messias nicht, den „Gesalbten" (griechisch Christos) aus Davids Haus, durch den er seine Verheißungen erfüllen will? Die Lehrer des Volkes gaben zur Antwort: Gottes Volk ist noch nicht gerecht genug; seine Sünden halten die Erfüllung der göttlichen Verheißungen auf. Demnach wurde es zur höchsten patriotischen Pflicht, nach Gerechtigkeit zu streben. Was heißt aber gerecht sein? Dem Gesetze gemäß leben, das Gott durch Moses seinem Volke kundgetan. Und man muß zugestehen: Nie hat sich ein Volk um „Gerechtigkeit" so heiß bemüht, wie das jüdische zur Zeit Jesu Christi. Freilich Gerechtigkeit im Sinne der breiten Schichten des Volkes bedeutete vor allem Wahrung der nationalen Sitte in Leben und Gottesdienst. Zwischen Juden und Heiden tat sich eine unüberschreitbare Kluft auf. Nur wer ganz dem Gesetze sich verpflichtete, durfte auf das künftige Heil hoffen. Wie genau wurden die Gebote für die Speisen, für Waschungen und Sabbatsheiligung beobachtet! Wie pünktlich zweimal jeden Tag der Spruch hergesagt: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen und von deiner ganzen Seele und von deinem ganzen Vermögen[2]. Und als arge Sünde hätte es gegolten, wenn nicht Männer, Frauen und Kinder morgens, nachmittags und abends die achtzehn Lobpreisungen gebetet hätten, die mit den Worten begannen: „Gelobet seiest du, Herr,

[1] Ez. 37, 12. — [2] 5. Mos. 6, 4. 5.

unſer Gott und Gott unſerer Väter, Gott Abrahams, Gott Iſaaks, Gott Jakobs, großer, mächtiger und furchtbarer Gott, allerhöchſter Gott, der du ſpendeſt reiche Gnade und ſchaffeſt alle Dinge und gedenkeſt der Gnadenverheißungen der Väter und bringeſt einen Erlöſer ihren Kindeskindern um deines Namens willen aus Liebe! Wie inbrünſtig flehten Tauſende Tag um Tag: Es komme dein Reich, das Reich der Erlöſung, das Reich der höchſten Herrlichkeit!

Geſetzlich war man nur am Verſöhnungstag zum Faſten verpflichtet; aber die beſonders eifrigen Patrioten faſteten jede Woche Montag und Donnerstag aus Traurigkeit über die Sünden des Volkes, welche die düſtere Zeit der Erwartung verlängerten, und in der Hoffnung, daß Gott um ſolch freiwilligen Faſtens willen mit ſeinen gedrückten und verachteten Knechten Mitleid haben und all ihrer Not ein Ende machen werde. Allerdings auf die Geſinnung wurde bei dieſen frommen Übungen kein beſonderer Wert gelegt; genug, wenn nur ein ſtrammer militäriſcher Gehorſam den heiligen Satzungen geleiſtet wurde. Ein unbefangener Zeuge, der Apoſtel Paulus, gibt den Juden damaliger Zeit das Zeugnis, daß ſie eiferten für Gott, nur nicht mit Einſicht[1]. Bei alledem blieben die Verhältniſſe ſich gleich; die ſtolzen, kalten Römer behaupteten ihre Herrſchaft, und Israel mußte es ſich gefallen laſſen, als eines der verachteteſten Völker zu gelten. Wie unglücklich fühlte ſich das Volk, wie ſchwer ertrug es fremdes Joch, wie ſchmerzlich aufgeregt war es durch kühne Hoffnungen, die ſich nie erfüllen wollten!

Schon in früheren Jahrhunderten beſtand für Israel die Gefahr, ſich mit einem nur äußerlichen Gottesdienſt zu begnügen, den frommen Schein zu wahren, das Herz aber den wilden Trieben zu überlaſſen, und über nationalen Beſonderheiten die ewigen allgemeinen Forderungen der ſittlichen Weltordnung zu vergeſſen. Dieſer Gefahr waren

[1] Röm. 10, 2.

die Propheten, dieſe unübertrefflichen Vorbilder weiſer und heiliger Vaterlandsliebe, mit bewunderungswürdigem Mute entgegengetreten. Sie ſtellten in ihren Forderungen das allgemein Menſchliche voran, ſie predigten eine Moral, die überall und zu aller Zeit Würde und Hoheit des menſchlichen Lebens bedingt. Faſt modern klingt der Ausſpruch des Propheten Micha: Es iſt dir, o Menſch, angezeigt worden, was gut ſei und was Jahve von dir fordere, nämlich tun, was recht iſt, die Guttätigkeit lieben und demütig wandeln vor deinem Gott[1]. Barmherzigkeit beſſer als Opfer, ruft Hoſea[2]. Zerreißet eure Herzen und nicht euere Kleider, Joel[3]. Einmütig verlangen die Propheten: Gerechtigkeit, Erbarmen, ein reines Herz, einen neuen Geiſt. Daher kann es uns nicht überraſchen, wenn ſich in Israel auch reine Frömmigkeit forterbte, die auf die allgemein menſchlichen Tugenden den entſcheidenden Wert legte, vor Gott ſich nicht auf nationale Anſprüche verſteifte, ſondern in unmittelbarer, ſchlichter und warmer Lebensgemeinſchaft mit ihm ſeine Züchtigung und ſeinen Frieden erfuhr. Zeugniſſe dieſer den ewig gleichen Bedürfniſſen des Menſchenherzens entſprechenden Frömmigkeit finden ſich zahlreich in den Pſalmen, den Sprüchwörtern, dem Gedichte Hiob, dieſen ſo überaus geiſtvollen Lehrſchriften des Alten Teſtamentes. Weniger in den Städten, als draußen auf den Dörfern lebten auch zu Chriſti Zeit viele „Stille im Lande", beſcheidene, demütige Leute, tief und innig, aber nicht mit fiebriger Ungeduld auf das Heil Israels hoffend, horchend den heiligen Stimmen der Väter, aber auch aufgeſchloſſen für alle ſich ſtets erneuernden Offenbarungen göttlicher Weisheit in der Natur, göttlicher Gnade und Treue im Menſchenleben. Zu ihnen haben ſonder Zweifel auch die Eltern und Geſchwiſter Jeſu gehört.

---

[1] Micha 6, 8. — [2] Hoſ. 6, 6. — [3] Joel 2, 13.

Wenn wir die Geſchichte Israels überdenken, ſeiner großen Hoffnungen uns erinnern, in ſeine Propheten und Dichter uns vertiefen, all das unſterblich Große und Herrliche, was das Alte Teſtament dem empfänglichen Geiſte bietet, auf uns wirken laſſen, dann werden wir erkennen, daß der Königsſohn, der in Nazaret aufwuchs, ſehr enge mit ſeinem Volk verbunden iſt, und Israels ureigenes Weſen ſich in ihm in edelſter Geſtalt widerſpiegelt.

Die evangeliſche Überlieferung erzählt jedoch noch Größeres von ihm, ſie weiſt ihm mehr als königlichen Urſprung zu. Aus der himmliſchen Heimat ſei er ohne menſchlichen Vater eingetreten in dieſe Erdenwelt, er ſei geboren aus Maria, der Jungfrau[1]. Wir berühren hier eine Frage von heiliger Zartheit. Roher Sinn hat ſich nicht geſcheut, ſie in den Staub zu ziehen, und noch in unſerer Zeit Verleumdungen, die altem, wildem Glaubenshaß entſtammten, als geſchichtliche Tatſachen zu verkünden. Um ſo mehr iſt es unſere Pflicht, daß wir zu dieſer Frage Stellung nehmen. Warum haben die Chriſten, noch ehe das erſte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung geſchloſſen war, entgegen der älteſten, durch Paulus verbürgten Überlieferung den Glaubensſatz aufgeſtellt: Unſer Herr, Jeſus Chriſtus, hat keinen irdiſchen Vater gehabt, und warum iſt dieſer Glaubensſatz der großen Mehrheit der Chriſten durch alle Jahrhunderte bis auf heute teuer geblieben? Steht er ganz einzig da in der Geſchichte der Religion, oder finden ſich anderwärts wenigſtens äußerlich verwandte Vorſtellungen?

Wenn wir die allgemeine Religionsgeſchichte darüber befragen, ſo weiſt ſie uns zunächſt auf ein merkwürdiges Denkmal hin, das ſich in Theben, der Hauptſtadt des alten Ägypten, erhalten hat. Dieſes ſteinerne Denkmal berichtet uns durch Bild und Wort: Dehuti, der Bote der Götter, ſei im Auftrage des höchſtens Gottes Ra-Amun zur jung-

[1] Luk. 1, 27. 34. 35.

fräulichen Königin Mautmes gekommen, um ihr zu offenbaren, daß sie von Ra-Amun einen Sohn empfangen werde. Mautmes, die gottbegnadigte Jungfrau, ist eine in der ägyptischen Geschichte wohlbekannte Persönlichkeit, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat. Als sie den göttlichen Sohn geboren habe, da seien nicht nur menschliche Priester, sondern auch Götter gekommen, um das neugeborne Kind zu verehren. Es empfing den Namen Amenophis und wuchs unter dem Glauben heran, ein Sohn Gottes zu sein. Doch wir besitzen viele Urkunden dafür, daß auch andere ägyptische Könige sich für Söhne des höchsten Gottes hielten und oft mit einer rührenden, kindlichen Wärme und Traulichkeit zu ihm beteten. In der größten Bedrängnis während der Schlacht rief einst der König Ramses II. zu Ra-Amun: „Bist du ein Vater, der seinen Sohn vergißt? Siehe mich, mein Vater, inmitten der Feinde ganz allein! Aber du bist mir mehr wert als viele Tausende von Soldaten. Selig der, welcher mit einem Herzen voll Liebe dir dient."

Aus Indien wird uns erzählt: Als im Himmel der Freuden Maitreya, der Barmherzige, weilte, habe ihn eines Tages tiefes Mitleid mit den Schmerzen der Menschheit ergriffen, und er habe den Göttern angekündigt, er wolle Mensch werden, um die Menschheit zu erlösen; er wolle Buddha werden. Auf diese Ankündigung sei ein Freudengeschrei durch alle Himmel gegangen, habe die Erde erfüllt, ja sei bis zur Hölle hinuntergedrungen. Die jungfräuliche Königin Maja Dewi im Gangesland habe darauf ein Kind geboren, das keinen irdischen Vater hatte, ein wunderbares Kind, dessen Gestalt keinen Schatten warf. Wie das Kind geboren war, ertönten wiederum vom Himmel her majestätische Freudenklänge, alle himmlischen Wesen sangen Jubellieder, und ein Gefühl seliger Freude durchdrang für einen Augenblick alle lebenden Wesen. Ein uralter Ein-

ſiedler, namens Aſita, ſtieg vom Himalaya hernieder, um dem Könige Suddhodana anzukündigen, daß ſeine Gattin den Welterlöſer geboren habe. Maja Dewi aber war als Mutter eines Gottes zu hochbegnadigt, als daß ſie noch hätte Mutter gewöhnlicher Kinder werden können. Sie ſtarb drei Tage nach der Geburt des Wunderkindes.

Woher kamen die Menſchen ganz verſchiedenen Stammes und verſchiedener Bildung zu ſolchen Anſchauungen? Es muß eine innere, zwingende Notwendigkeit dazu vorgelegen haben, ſonſt hätten dieſe nicht ſo tiefe Wurzeln faſſen und durch Jahrtauſende hin ſich behaupten können. Mit der Annahme einer rein willkürlichen, kindiſchen Einbildung vermag man derartige Erſcheinungen nicht zu erklären. Die richtige Antwort geben uns die Gläubigen ſelbſt, wenn wir mit ihrem innern Leben vertraut geworden ſind. Sie lautet: Wir vermögen das Rätſel der für unſer Gefühl erhabenſten Perſönlichkeiten nicht zu löſen, auch wenn wir noch ſo genau ihre Umgebung, ihre Zeitgeſchichte kennen, ſie haben neue, ſchöpferiſche Taten vollbracht, nach denen die Menſchheit ſich ſehnte, die ſie aber aus ihrer eigenen Kraft nie leiſten konnte.

Was Chriſtus zu Chriſtus macht, zum Stifter eines neuen Gottesbundes, zum größten Wohltäter der Menſchen, zum Erlöſer der bedrängten Seelen, das danken wir nicht dem Joſeph, nicht der Maria, nicht dem königlichen Hauſe Davids, nicht dem Volke Iſrael, ſondern wir müſſen hier, wenn wir es mit der Wiſſenſchaft ernſt meinen, ein ſchöpferiſches göttliches Geheimnis anerkennen. Es gibt Geheimniſſe, welche menſchlicher Scharfſinn nie durchdringen wird. Wer kann den Beginn des Lebens auf der einſt toten Erde erkennen? Und wenn es auch gelänge, im Sinne Darwins alle Wandlungen der Pflanzen- und Tierwelt nachzuweiſen, wer vermag das Erſcheinen des Menſchen zu begreifen? Wie wurde es möglich, daß auf einmal ein Weſen auftrat, das zwar leiblich mit den Tieren aufs engſte verwandt und

doch innerlich etwas so ganz anderes ist? Woher kommt das Selbstbewußtsein, woher das durch alle Völker gehende Gefühl, einem höheren Gesetze verpflichtet zu sein, woher jener gewaltige Drang, der im Menschen eine heilige Unzufriedenheit weckt und ihn antreibt, unter tausend Schmerzen und Kämpfen immer höhere Ziele zu erstreben? Unbefangene wissenschaftliche Betrachtung der Welt führt uns zur Erkenntnis eines göttlichen Weltplanes, der sich im Laufe der Jahrtausende verwirklicht. Nach diesem Plane schreitet das Leben von Stufe zu Stufe empor. Langsam, aber unaufhaltsam muß alles reifen und, wenn die Zeit erfüllt ist, seine Frucht tragen. Unzählige Faktoren müssen zusammenwirken, damit ein neues Großes erscheinen kann; aber dieses Große selbst ist ein Geheimnis, es läßt sich aus dem Bisherigen nicht erklären. In diesem Sinne ist Jesus Christus das größte Geheimnis. Wir können sehr deutlich nachweisen, wie die ganze geistige Bewegung der Menschheit von Anfang an auf ihn vorbereitete, wie er erschien, als die Zeit erfüllt war, wie er mitten im weltgeschichtlichen Zusammenhange steht. Besser als je vermögen wir die geistigen Mächte aufzuzeigen, die auf die Entfaltung seines Geistes einwirkten. Aber ihn selbst können wir nicht begreifen. Welch ein Schmerz war es einst für ihn, daß weder die Mutter noch die Geschwister ihn verstanden, sondern seine geistige Größe als Überspanntheit deuteten[1]! Wie fremd, wie einzigartig zeigt er sich mitten unter den Seinen, unter seinem Volk, in seiner Zeit! Alle tiefer eindringende Forschung seiner Zeitgeschichte vermehrt den Eindruck des Geheimnisvollen seiner ganzen Persönlichkeit. Ihn zeichnet ein Sebstbewußtsein sondergleichen aus. Er weiß, daß er Gott am nächsten steht, daß er die größte Mission von ihm empfangen hat, er weiß sich Gottes Sohn inmitten einer Welt von Knechten. Durchdrungen von solcher

[1] Mark. 3, 21.

Gewißheit tritt er auf mit souveräner Gewalt, Könige und Propheten in seinem Geleit; spricht er doch zu seinen Jüngern: Propheten und Könige haben begehrt zu sehen, was ihr sehet, und zu hören, was ihr höret[1]. Doch das Bewußtsein höchster Würde kleidet er in die bescheidenste Form. Er nennt sich Menschensohn, das heißt einfach Mensch.

Über den Sinn dieser Selbstbezeichnung herrscht bis zur heutigen Stunde ein lebhafter Streit. Das ist gewiß, daß Jesus gerade bei feierlichstem Anlasse sich Menschensohn nennt. Der Menschensohn darf Sünden vergeben[2], ist Herr des Sabbats[3], ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde[4], geht dahin, wie von ihm geschrieben steht[5], ihr werdet des Menschen Sohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels[6]. Wie eigentümlich! Die friedfertigen und großmütigen Menschen nennt er Söhne Gottes[7], sich selbst eben da, wo er das höchste Ansehen für sich in Anspruch nimmt, Menschensohn! Man hat gesagt, Jesus habe sich damit als Messias bezeichnet; schon mehr als hundert Jahre früher habe der Israelit, der das prophetische Buch Henoch geschrieben, diesen Ausdruck für den verheißenen Retter gebraucht. Merkwürdig bliebe dann nur, daß die Scharen des jüdischen Volkes auch in der Zeit ihrer größten Verehrung Jesus doch nur für einen Propheten hielten und von seiner Messiaswürde keine Ahnung hatten. Auch wäre es auffallend, daß der hohe Rat ihm wegen dieser Selbstbezeichnung keinen Vorwurf machte. Wenn Menschensohn in der öffentlichen Meinung so viel als Messias gegolten hätte, warum fragte ihn der Hohepriester nicht: Hältst du dich für den Menschensohn, wofür du dich vor aller Welt ausgegeben hast? Die evangelische Erzählung von der Anfrage Jesu an seine Jünger: Wer sagen die Leute, daß ich sei[8]? — beweist, daß Jesus weder ver-

[1] Luk. 10, 24. — [2] Mark. 2, 10. — [3] Mark. 2, 28. — [4] Mark. 10, 45. — [5] Mark. 14, 21. — [6] Mark. 14, 62. — [7] Matth. 5, 9. 44. 45. — [8] Mark. 8, 27.

hüllt noch unverhüllt sich als Messias in der Welt eingeführt, sondern daß er selbstlos und demutsvoll abgewartet hat, welchen Eindruck er den Menschen machen werde.

Sollte nicht das Alte Testament selbst Licht in diese dunkle Frage bringen? Wir wissen ja, daß Jesus mit königlicher Freiheit aus Gesetz und Propheten das herauszog und sich zu eigen machte, was seinem eigenen Geiste verwandt war. Auf dem ersten Blatt der Bibel lesen wir: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde[1]. Vom Dichter des achten Psalmes vernehmen wir: Du hast den Menschen wenig geringer gemacht als Gott[2]. Der Prophet Micha spricht es in feierlichster Weise aus, daß dem Menschen als Menschen die höchsten Forderungen des göttlichen Willens offenbart worden seien[3]. „Menschensohn" ruft Gott dem Propheten Ezechiel zu, so oft er ihm eine Offenbarung erteilt[4]. Der Prophet Daniel vergleicht die heidnischen Weltreiche den wilden Bestien, weil sie von den tierischen Lebensmächten regiert wurden, das kommende Gottesreich aber einem Menschensohn, weil darin die Kräfte, die den Menschen über das Tier erheben, das Regiment bestimmen werden[5]. Wir sehen, daß die erleuchteten Männer des alten Bundes erkannt hatten: das Höchste, was der Mensch sein eigen nennen darf, ist seine Menschenwürde; sie ist auch des Israeliten erhabenste Auszeichnung. An diese erleuchteten Knechte Gottes müssen wir denken, um zu begreifen, warum Jesus sein einzigartiges Sohnesbewußtsein gerade mit dem Ausdruck Menschensohn verband. Es gehört zu seiner geisterfüllten Ursprünglichkeit, daß er den scheinbar einfachsten, bescheidensten Namen auserwählt, um sich als den zu bezeichnen, der Gottes Herzen am nächsten steht.

---

[1] 1. Mos. 1, 27. — [2] Psalm 8, 6. — [3] Micha 6, 8. — [4] Ez. 2, 1 u. s. w. — [5] Dan. 7, 9-14.

III.

Jugend und Vorbereitung.

Es war im Jahre 9 v. Chr., daß der Landtag der Provinz Asien auf den 23. September, den Geburtstag des Kaisers Augustus, folgende Proklamation erließ:

„Dieser Tag hat der ganzen Welt ein anderes Aussehen gegeben; sie wäre dem Untergang verfallen, wenn ihr nicht in dem, der an diesem Tage geboren ward, ein neues Glück aufgestrahlt wäre. Nun endlich ist die Zeit vorbei, da man es bereuen mußte, geboren zu sein. Von keinem andern Tage empfängt der einzelne wie die Gesamtheit so viel Gutes wie von diesem Tage; denn unmöglich ist es, gebührend für die Wohltaten zu danken, die dieser Tag gebracht hat. Die allwaltende Vorsehung hat den an diesem Tage geborenen Mann uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt. Allem Streit wird er ein Ende machen und alles herrlich ausführen. Mit ihm sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt. Er übertrifft nicht nur alle früheren Wohltäter der Menschheit, sondern es ist auch unmöglich, daß je ein größerer komme. Das an seinen Geburtstag sich knüpfende Evangelium ist erfüllt. Von seiner Geburt muß eine neue Zeitrechnung beginnen."

Die Proklamation wurde nicht nur auf Stein eingemeißelt, sondern sie fand auch weithin in Vorder-Asien einen starken Widerklang, lesen wir doch in einer andern Inschrift aus jenen Gegenden: „Die ewige Gottheit hat uns den Heiland des ganzen Menschengeschlechtes gebracht. Die Gebete aller sind nicht unerhört geblieben, sondern übertroffen

worden. Land und Meer erfreuen ſich des Friedens. Der Heiland der Welt führt das goldene Zeitalter herauf. Der Heiland iſt geboren, der größte Wohltäter aller Zeiten; einen größeren kann es nie geben." So jubelten fortan am 23. September die Völker im Oſten, ſolange der Kaiſer Auguſtus regierte. Doch dieſer größte Wohltäter wurde vom Tode weggerafft, und mit ihm ſanken ſeine Werke in den Staub. Der Schutt der Jahrhunderte bedeckte ſeine Ehrentafeln, und Altertumsforſcher mußten erſt in unſern Tagen der erſtaunten Menſchheit zeigen, daß man im Morgenlande einſt an einem Kaiſertage jubelte: „Der Heiland iſt geboren." Wie beſchränkt ſind der Menſchheit Blicke, wie kurz die von ihr berechneten Ewigkeiten!

Wenige Jahre nach Erlaß jener feierlichen Proklamation wurde der geboren, der heute keines Landtagsbeſchluſſes bedarf, um von Millionen mit größtem Jubel als Heiland der Welt begrüßt zu werden. Arm und gering kam er zur Welt, und niemand auf Erden hatte eine Ahnung ſeiner einſtigen Herrlichkeit. Schlichte Nachbarn traten in die niedere Hütte ein, um den Erſtgeborenen von Joſeph und Maria zu grüßen. Das Kind lag in den Armen der Mutter, eine tief verhüllte Knoſpe.

Doch, was die Menſchheit nicht weiß, das weiß der, der ſeine ewigen Gedanken im Lauf der Jahrtauſende verwirklicht, das weiß der allwiſſende Gott: er kennt dieſes Kind, er kennt ſeine Zukunft, er weiß, daß er es beſtimmt hat zum Segen aller kommenden Jahrtauſende. Aber während wir dieſe Wahrheit in einfacher Sprache verkünden, hat morgenländiſcher Geiſt das Bedürfnis, den gleichen Gedanken in viel ſchwungvolleren Formen mitzuteilen. Den Gedanken: was der Menſchheit verborgen iſt, das weiß der allwiſſende Gott, kleidet der morgenländiſche Geiſt in die anmutige Vorſtellung, daß die himmliſchen Scharen ob der Geburt des Kindes ſich freuen und das Programm des neuen Menſchheitstages verkünden mit den Worten: Ehre

ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen[1]! Die Schwachen und Kleinen, die Armen und Geringen haben das erſte Verſtändnis für das Geheimnis des Evangeliums Jeſu Chriſti gezeigt. Morgenländiſcher Geiſt ſtellt dies im Bilde ſo dar, daß zuerſt arme Hirten das Kindlein begrüßen[2]. Auch die Heiden hatten ihre Meſſiashoffnung. Die edelſten von ihnen konnten ſich mit dem beſtehenden Glauben nicht begnügen, ſie ſehnten ſich nach einer beſſeren Löſung des Welträtſels, nach einer beſſeren Quelle des Troſtes und des Friedens. Ja, im fernen Weſten wie im fernen Oſten, in nahen und fernen Jahrtauſenden klingen aus der Heidenwelt Meſſiashoffnungen. Dieſe ſind der Stern, der die Frömmſten der Heiden, die Weiſen aus dem Morgenland, zu Jeſus Chriſtus lenkte. Sie bringen ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen[3]. Was will das ſagen? Das Chriſtentum hat mit voller Freude die großen und edeln Gaben des Heidentums angenommen; es grüßt alle Strahlen des ewig Wahren, Guten und Schönen, woher immer ſie leuchten. Es iſt nicht eine Religion, die alles ausſchließen will, was nicht unmittelbar in ihrem Kreis geſchaffen worden iſt. Vielmehr will das Chriſtentum alles, was das Menſchenleben geiſtig auszeichnet, fördern und ſtützen und heißt darum auch alles, was die Menſchen in früheren Jahrtauſenden an edeln, geiſtigen Gütern erarbeitet haben, willkommen. Wir ſehen, wie überaus ſinnig jene Weihnachtserzählungen ſind, wie ſie geiſtige Wahrheit in reichſter Fülle enthalten, und wie ſie über die arme Wiege des Jeſuskindes einen himmliſchen Glanz ausbreiten. Nicht wollen wir mit groben Händen das feine goldene Gewebe geiſtiger Wirklichkeit anfaſſen, wir würden es zerreißen; ſondern es gilt Geiſtiges mit Geiſt aufzunehmen und mit andachtsvoller Freude zu verehren.

---

[1] Luk. 2, 14. — [2] Luk. 2, 15-19. — [3] Matth. 2, 1-12.

Wie froh und dankbar wären wir, wenn wir über die Jugendzeit Jesu einen genaueren, ausführlicheren Bericht besäßen! Ach, wie sind so viele unbedeutendere Menschen vom frühen Morgen ihres Lebens an bis zur letzten Stunde genau beobachtet worden, so daß man von jedem Jahre ihres Lebens reichliche Nachrichten besitzt! Aber was wissen wir von den dreißig ersten Jahren Jesu Christi! Die Evangelien geben uns nur einen einzigen, allerdings sehr bedeutungsvollen Bericht von dem zwölfjährigen Jesusknaben. Im übrigen aber schweigen sie ganz still. Denn die ersten Christen hatten kein Bedürfnis zu wissen, wie ihr Herr und Meister geworden, sondern nur, wie er gewirkt und gelitten, wie er die Menschen zu einem höheren Leben erhoben habe. Aber uns würde es Freude bereiten, das stille Wachstum dieses Größten unter den Menschenkindern näher kennen zu lernen. Bei der Dürftigkeit der Quellen bleibt uns jedoch nichts anderes übrig, als von dem, was der Mann gewesen, Rückschlüsse auf seine Kindheit zu ziehen, und auf solche Weise einige Lichtstrahlen ins Dunkel der Jugendjahre leuchten zu lassen. Einmal ist ja selbstverständlich, daß er in seinem Vaterhause früh Eindrücke einer sehr lebendigen Frömmigkeit empfing. Es wird uns ausdrücklich von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus und vom jüdischen Weltweisen Philo, einem Zeitgenossen Jesu, berichtet, daß die Juden es sich angelegen sein ließen, gleichsam von den „Windeln" an ihre Kinder im Gesetze Gottes zu unterrichten und sie frühzeitig an ein gesetzmäßiges Leben zu gewöhnen. Weiter berichten uns jüdische Quellen, daß die Knaben im Alter von sechs und sieben Jahren in der Synagoge sich versammeln mußten, um vom Diener der Gemeinde, dem sogenannten Chasan, im Lesen der heiligen Schrift unterrichtet zu werden. Den Juden war ihr heiliges Buch, das Alte Testament, diese Sammlung von 39 Schriften, ein

unbeschreiblich teures Kleinod, und mit ihm vertraut zu werden, ihr ernstlichstes Anliegen. In die Aufgabe, die Kinder darin zu unterrichten, teilten sich Vater und Mutter, Gemeindediener und Gesetzeslehrer. So dürfen wir denn ohne weiteres annehmen, daß Jesus frühzeitig all die Geistesschätze dieser wunderbaren Schriftensammlung in sich aufgenommen hat. Das Alte Testament ist aber so reich und mannigfaltig, daß es auf die verschiedenen Geister sehr verschieden wirken kann. Der junge Paulus vernahm aus dem Alten Testament nur die Stimme des strengen, allgerechten Richters, der jeden verflucht, der sich nicht genau an das Gesetz hält. Er versenkte sich nur in alle die ernsten, gewaltigen Worte, die von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zeugen, aber nicht in die, welche ebenso gewiß den Glauben an das unergründliche Erbarmen Gottes aussprechen. Wer von uns kennte nicht einige dieser trostreichen Worte: Der Herr ist langmütig und ist gütig. Wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich Gott über die, so ihn fürchten. So hoch der Himmel über der Erde ist, so groß ist seine Güte über die, so ihn fürchten. So weit der Aufgang vom Niedergang, so weit tut er unsere Übertretungen von uns[1]. Ja, wie sind Dichter und Propheten bemüht, nicht nur die Gerechtigkeit und Heiligkeit des allwaltenden Gottes zu verkünden, sondern auch seine unendlich große, rührende Langmut! Wie haben namentlich die Propheten ergreifende Töne, um die Liebe des Ewigen ihrem Volke kundzutun: Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt[2], ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein[3]. Berge mögen weichen und Hügel wanken; aber meine Güte wird von dir nicht weichen, und der Bund meines Friedens nicht wanken[4].

Während also Paulus mehr und mehr in eine ge-

[1] Ps. 103, 8. 11-14. — [2] Jer. 31, 3. — [3] Jes. 43, 1. — [4] Jes. 54, 10.

waltige Seelenangst sich hineinarbeitete, gleichwie viele Jahrhunderte später der junge Luther aus der ganzen Bibel nur die Stimmen des heiligen und richtenden Gottes heraushörte, so müssen wir annehmen, daß der junge Jesus ganz besonders durch die Worte ergriffen wurde, welche von der Güte und Freundlichkeit Gottes reden. Dafür hatte er die größte Empfänglichkeit, das sprach am stärksten zu seinem kindlichen, innigen Gemüt. So können wir uns vorstellen, wie ihn die schlichten Erzählungen von Abraham, Jakob und Joseph frühzeitig erbauten, wie er sich eines jungen Samuel freute, wie es ihm wohltat, wenn die Propheten bei all ihrem Ernste und ihrer herben Entschiedenheit doch immer wieder das Erbarmen Gottes verkündeten. Wir können nicht sagen, in welchem Jahre zum ersten Male eine höhere Gotteserkenntnis in der jungen Seele aufgewacht ist. Aber das ist gewiß, daß Jesus, als er zwölf Jahre alt geworden, jedenfalls schon eine reiche Erkenntnis der heiligen Schriften seiner Väter besaß. In diesem Alter war der jüdische Jüngling berechtigt, in der Synagoge als Beter aufzutreten, und hatte auch die Pflicht, nach Jerusalem zu wallfahrten[1]. Wenn also vom Zwölfjährigen erzählt wird, er sei mit den Eltern nach Jerusalem gereist auf das Passahfest, so entspricht dies altisraelitischer Sitte. Er war jetzt ein „Sohn des Gesetzes", und er würde gegen einen ehrwürdigen Brauch verstoßen haben, wenn er die Eltern bei ihrer Pilgerreise nicht begleitet hätte. Nach Jerusalem zu ziehen, mußte seinem frommen Gemüte hohe Freude bereiten. Schon die Reise an sich war herrlich, denn mit den liebsten Begleitern über das Land zu wandern, über das der Allmächtige gerade vor

[1] Luk. 2, 42. Die Rabbiner stellten allerdings als Regel das zurückgelegte 13. Altersjahr fest; doch bei früher körperlicher Entwicklung wurde der Knabe auch eher zum Halten des ganzen Gesetzes verpflichtet.

dem Paſſahfeſte die volle Frühlingspracht ausgebreitet hatte, welch ein Jubel! Wir wiſſen, wie die israelitiſchen Pilgerſcharen in gehobener Stimmung, in frommer patriotiſcher Begeiſterung nach Jeruſalem zogen, wie ſie, inniger Rührung voll, den Weg mit dem Geſang heiliger Lieder ſich kürzten. Noch ſind uns 15 Wallfahrtslieder[1] erhalten — „Lieder in höherem Chor" nennt ſie Luther —, die davon ergreifendes Zeugnis geben. Wir erinnern an die Verſe: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen; woher wird mir Hilfe kommen? Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde erſchaffen hat[2]. Wünſchet Frieden Jeruſalem, es möge wohl gehen allen denen, die dich lieben[3]. Wenn der Herr die Gefangenen Zions wiederbringen wird, dann werden wir ſein wie Träumende. Dann wird unſer Mund mit Lachen ſich füllen und unſere Zunge mit Jauchzen; dann werden wir ſprechen: Der Herr hat Großes an uns getan, des ſind wir fröhlich. Die mit Tränen ſäen, werden mit Jauchzen ernten[4].

Gewöhnlich machten die Juden aus Galiläa einen ziemlich weiten Umweg, um nicht durch Samaria hindurchwandern zu müſſen, weil ſie von ſeiten der Samariter allerlei Spott und Verfolgung ausgeſetzt waren. Daher überſchritten ſie meiſtens den Jordan. So kam es, daß die vorletzte Station dieſer galiläiſchen Pilger Jericho im Jordantale war. Von Jericho nach Jeruſalem führte der Weg durch eine rauhe und öde Gebirgsgegend, in der wohl der Rückblick nach dem Jordantal eine weitere Ausſicht bot, ſonſt aber pflanzenleere Felsmaſſen den Pilgern überall entgegenſtarrten. Das Ziel ihrer Sehnſucht blieb ihnen verborgen, bis ſie abends die Höhe des Ölberges erreichten. Dann aber breitete ſich mit einem Male die heilige Stadt zu ihren Füßen aus. Welch ein Jubel be-

[1] Pſ. 120—134. — [2] Pſ. 121, 2. — [3] Pſ. 122, 6. — [4] Pſ. 126.

mächtigte ſich der Pilger, wenn ſie nach langer, mühevoller Wanderung dies Bild vor ſich ſahen, im Vordergrund den goldſchimmernden Tempel mit ſeinem weiten, herrlichen Vorhof und dann terraſſenförmig ſich aufreihend die Häuſer und Paläſte der übrigen Stadt! Ja, da ſtimmten ſie ihre ſchönſten Lieder an. Und nun hinein in die Stadt, hinein in den Tempelvorhof! Wie mochten da leiſe Ahnungen in der Seele des Knaben erwachen; war es ja doch die Stadt, in der die Vorfahren ſeiner armen Familie einſt als Könige gewaltet hatten! Es wird uns berichtet, daß der Knabe beſtändig im Vorhof des Tempels weilte, daß die großen Gelehrten, die dort Vorträge an das Volk hielten, auf den wißbegierigen Knaben aufmerkſam wurden, Fragen an ihn richteten und wiederum Fragen von ihm empfingen. Da fühlte ſich der Knabe wie im Himmel. Er vergaß die ganze Welt, um ſich über Gott und göttliche Dinge von den Weiſeſten und Gelehrteſten ſeines Volkes unterrichten zu laſſen. Das war ihm eine unnennbar große Freude. Um ſie zu verſtehen, brauchen wir nur uns daran zu erinnern, wie große, bedeutende Künſtler ſchon in früher Jugend eine verzehrende Sehnſucht nach ihrer Kunſt zeigen, wie ſie über der Freude an ihrer Kunſt alles andere vergeſſen, manchmal auch vernachläſſigen, wie ſie ſogar durch harte Züchtigung nicht davon abgebracht werden können, immer wieder zu ihrer heißgeliebten Kunſt zurückzukehren. Wer hätte nicht etwa ſolches von dem berühmten Bildhauer Canova, oder von Thorwaldſen und andern geleſen? Wie alſo dieſe hochbegabten Künſtler in ihrer zarten Jugend einen Feuereifer für die Kunſt äußerten, ſo hatte der Knabe Jeſus eine gewaltige Sehnſucht nach möglichſt inniger und anhaltender Gemeinſchaft mit Gott. Da ging ihm das Herz auf, und dem gegenüber kam ihm alles andere kalt und gleichgültig vor. Als er heimreiſen ſoll, zieht es ihn noch einmal in den Tempelvorhof, und im

Gespräch mit den weisen Männern vergißt er die Heimreise. Die Eltern suchen ihn, von der Angst erfüllt, er möchte das Opfer eines Menschenraubes geworden sein. Sie finden ihn endlich im Vorhof, und die Mutter redet ihn vorwurfsvoll an: Warum hast du uns das getan? Das Kind gibt die bedeutungsvolle Antwort: Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß[1]? Bei dieser Antwort müssen wir verweilen, weil sie in der Tat für die Erkenntnis des Seelenlebens Jesu von sehr großer Wichtigkeit ist. Wußtet ihr nicht? Ein gutes Kind hält seine Eltern für allwissend, es meint, eine gute Mutter zumal müsse das Herz des Kindes, seine Bedürfnisse besser, als es selbst kennen. Jesus glaubt als Kind noch, daß er hier im Tempelvorhof am nächsten bei Gott sei, hier in der Nähe des Allerheiligsten. Als Mann hat er anders geurteilt. Wir sehen hier noch das Kind in seiner kindlichen Beschränkheit. Aber dann die Worte: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß? Welch ein merkwürdiges Zeugnis des zwölfjährigen Knaben! Wir fühlen unmittelbar: das Wort ist ein Naturlaut, der aus dem Innersten dieses jungen Gemütes hervorgedrungen ist. Das ist nicht ein überlegtes Wort, oder ein angelerntes. Nein, es kommt mit ursprünglicher Gewalt aus den Tiefen seiner Seele und offenbart uns das Geheimnis seiner innersten Persönlichkeit. Der Name Vater für Gott war ja allerdings den Israeliten nicht unbekannt. Im Gegenteil, wenn wir das Alte Testament durchblättern, werden wir immer wieder auf den Vaternamen für Gott treffen. So sagt der zweite Jesajas: O Gott, du bist doch unser Vater! Von alters her war das dein Name[2]. Der Prophet Hosea nennt Israel den Sohn Gottes[3]. Maleachi spricht zu seinem Volke: Haben wir nicht alle einen Vater[4]? und auch in

[1] Luk. 2, 49. — [2] Jes. 63, 16. — [3] Hos. 2, 2. — [4] Mal. 2, 10.

dem Gebet, welches die Juden, alt und jung, zur Zeit Jesu Christi jeweilen dreimal des Tages beteten, kommen die Worte vor: „Verzeih uns, unser Vater! Denn wir haben viel gesündigt. Führe uns zurück, unser Vater, zum Gesetze!“ Und Philo von Alexandrien sagt, man tue bei seinem Volke alles, damit die Kinder möglichst früh an Gott, den Vater, glauben. Der Vatername war also bei den Juden nicht unbekannt. Aber dieser Vatername kommt und geht. Vorwiegend wird eben doch Gott als der Herr, der König bezeichnet, und nur bei besonders inniger, weicher Stimmung wagen Dichter und Propheten einmal den Vaternamen. Dazu kommt, daß im Alten Testament der Vatername immer gegenüber dem ganzen Volke gebraucht wird, nicht gegenüber dem einzelnen Menschen. Welch ein weiter Weg von dem Vaternamen des Alten Testaments zu dieser innigen, persönlichen Kindesgemeinschaft, die zum ersten Mal in dem Zwölfjährigen sich kundgegeben! Wir wissen, wie den Heiden der Vatername für Gott ebenfalls mannigfach vertraut war. Wenn ein ägyptischer König auf hohem Thron in feierlicher Prozession durch die Straßen der Hauptstadt Theben getragen wurde und Tausende, Zehntausende, Hunderttausende vor ihm niederknieten und ihm zuriefen: „Heil dem König der Könige! Heil dem Herrn der Millionen!“ dann mochte in überschwenglichem Machtgefühl ein solcher König schon sich einbilden, nicht ein gewöhnlicher Mensch zu sein, sondern ein Sohn des Himmelsherrn. Aber nicht nur die mächtigen Könige von Ägypten haben sich für Göttersöhne gehalten; nein, im Laufe der Zeit maßen sich diesen großen Namen auch ganz kleine Fürsten an. Wir treffen im Kommagene, einem geringen Fürstentum im nördlichen Syrien, Inschriften, die uns zeigen, daß dessen Herrscher entweder als Gottessöhne, oder geradezu als Götter bezeichnet wurden. Einem in Knechtschaft verkommenen Volke machte es nicht viel aus, seinen kleinen Fürsten

höchste göttliche Ehren beizulegen. Ohnehin hatte der Heide die Neigung, seine Götter auf die Erde herabzuziehen und sie dann als seinesgleichen zu behandeln. Bei den Israeliten blieb in allen Zeiten das Bewußtsein des unendlichen Abstandes zwischen Mensch und Gott lebendig. Sie lassen die Seraphim singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen. Die ganze Welt ist seiner Herrlichkeit voll[1]. Der Himmel ist sein Thron und die Erde der Schemel seiner Füße[2]. Wenn ich den Himmel ansehe, das Werk deiner Hände, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest[3]? Die Himmel sind nicht rein vor Gott, wie viel minder der Mensch[4]. Darum ist auch ihre Frömmigkeit „Gottesfurcht", das heißt tiefe, weihevolle Scheu vor ihm, dem Allmächtigen, Ewigen, dem Allheiligen, vor dem, um mit Abraham zu reden, der Mensch nur wie Staub und Asche ist. Wenn daher ein Kind Israels sich Sohn Gottes heißt, so hat das eine ganz ungleich viel größere Bedeutung, als wenn ein König von Ägypten oder ein anderer heidnischer König es wagte, als solchen sich zu bezeichnen. Jesus hat die Majestät Gottes aufs tiefste empfunden, und dennoch ringt sich aus seiner Seele dieser Ruf hervor: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, sein muß? Wir fragen uns: Worauf gründet sich denn eigentlich dieses Gefühl einer innersten Wesensverwandschaft mit Gott? Woher nimmt dieses Kind das Recht, sich Sohn des Ewigen, Unendlichen, Allheiligen, des Herrn des Himmels und der Erde zu heißen? Ja, es hat sich dieser Eine dieses Recht genommen und behauptet bis zu seinem letzten Atemzug. Es gibt wohl in der Weltgeschichte keine sichrere Tatsache als die, daß sich Jesus als Sohn Gottes gefühlt hat, und daß er aus tiefster Nötigung seines Geistes nicht anders konnte, als Gott „Vater" zu nennen und sich selbst seinen Sohn.

---

[1] Jes. 6, 3. — [2] Jes. 66, 1. — [3] Ps. 8, 45. — [4] Hiob 15, 15.

Aber worauf, ſo fragen wir noch einmal, gründet ſich dieſes durchdringende Sohnesbewußtſein? Wie kommt Jeſus dazu, mit ſolcher Entſchiedenheit und Stetigkeit ſich Sohn Gottes zu heißen? Darauf haben wir nur die eine Antwort: Dieſer Geiſt hat wie kein anderer vor ihm in gleicher Stärke und wie kein anderer nach ihm in gleicher Stärke die reine Güte, die heilige Liebe, das ſchrankenloſe Erbarmen als das Höchſte empfunden und in ſich erlebt. Er atmet Liebe, ſie ſtrömt ihm zu wie das Licht ſeiner ſonnigen Heimat; in Liebe gehen ihm alle großen, guten Gefühle zuſammen. Sie weckt und nährt in ihm eine Andacht ohnegleichen, ſie iſt ihm der Quell einer unausſprechlichen Freudigkeit. Solche Liebe kommt nicht aus der Tiefe des Naturlebens, denn dort regiert der gemeine Selbſterhaltungstrieb; nein, ſie ſtammt unmittelbar aus dem Urgrund des Weltalls. Jeſus fühlt ſie als Weſen von Gottes Weſen, als höchſte Offenbarung deſſen, in dem das ganze Geheimnis der Welt beſchloſſen iſt. Ja die Liebe trägt ihn zu Gott empor, daß er ſich für ewig bei ihm daheim weiß. Mit allen Faſern ſeines Geiſtes gibt er ſich ihm zu eigen, ſein Wille kennt nur das eine Verlangen, Gott unbedingt gehorſam zu ſein. Und doch fühlte er ſich frei, ganz frei; denn die Liebe iſt der freieſte Zug des Herzens, ſie ſchließt alle Furcht und auch den leiſeſten Zwang aus. Wie oft ſchienen den Frommen des alten Bundes Gottergebenheit und Freiheit in unverſöhnlichem Widerſtreit zu liegen! Im Herzen Jeſu Chriſti ſind ſie zu beſeligender Einheit verſchmolzen. Dieſe Einheit hatten die Propheten geahnt, in ihren beſten Stunden auch erlebt; aber zur allbeherrſchenden Lebensmacht iſt ſie erſt im Herzen Jeſu Chriſti geworden. Darum iſt Jeſus berufen, eine neue Lebensgemeinſchaft der Menſchen mit Gott zu gründen, in der die Seele jubelnd das Vollgefühl der Freiheit empfindet und in der ſie mit gleichem Jubel ſpricht: „Herr, nimm mich hin mit

Herz und Streben in Freud und Leid, in Tod und Leben."

Mit seinem Sohnesbewußtsein steht Jesus ganz einzig da in seiner Zeit, in seiner Welt; denn auch die frömmsten Menschen seiner Umgebung sind Gott gegenüber nur vom Knechtesbewußtsein durchdrungen. Darum muß sich auch in ihm mit innerer Notwendigkeit ein Hochgefühl entwickeln, kraft dessen er sich in der Folge zu einer einzig großen Aufgabe berufen weiß. Mit andern Worten: Aus seinem Sohnesbewußtsein hat sich das Messiasbewußtsein herausgestaltet. Mit heißer Sehnsucht erwartete sein Volk einen Retter, der es aus aller Not des Leibes und der Seele erretten werde. Von einem Tag zum andern erhoffte man eine gänzliche Veränderung des Weltzustandes, hoffte man, daß von Engelscharen begleitet der Messias in Jerusalem einziehen werde. Immer stärker, immer heißer wurde die Sehnsucht nach dem König, der himmlische und irdische Herrlichkeit in sich vereinen wird. Jesus sieht, je mehr er von seinem Volke zu wissen bekommt, wie unglücklich, wie verbittert es ist, wie zerrissen die Herzen sind, wie sie kranken an unerfüllten Wünschen, an ungestilltem Sehnen. Es erfaßt ihn ein tiefes Erbarmen mit den Seelenleiden seines Volkes. Beseligt durch die Erfahrung der ewigen Liebe Gottes, soll er nicht sein Volk zu seiner Höhe heraufheben, soll er nicht die Ahnungen der Propheten zusammenfassen und erfüllen, indem er sein Volk zu einem Volke der Kinder Gottes macht und es damit an die Spitze der Menschheit stellt? Solche Gedanken stiegen allmählich in seiner Seele auf, sie befestigten sich in ihr, nahmen immer klarere, deutlichere Gestalt an; nicht auf einmal waren sie vollendet, denn es heißt ja ausdrücklich: Er nahm zu wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen[1].

[1] Luk. 2, 52.

Wir haben alle Urſache, anzunehmen, daß die Jahre, die er in Nazaret zubrachte, Jahre anhaltender Vorbereitung für ihn waren, Jahre des Gebetes, der Verſenkung in Gott, aber auch Jahre, in denen er Welt und Menſchen eindringend beobachtete, Bilder für ſeine künftigen Gleichniſſe ſammelte. Still, anſpruchslos muß er ſeines Weges gezogen ſein; konnten doch ſeine Mitbürger auch ſpäter noch, da ſchon ſein Ruhm als Prophet durchs ganze Land gegangen war, ſeine Größe nicht begreifen. Daß er, der Sohn eines armen Zimmermanns, mehr ſein ſollte als ſie, die andern, die den ſchweigſamen, beſcheidenen Jüngling nach ihrer Meinung einſt überflügelt hatten, war ihnen ein Ärgernis[1]. Sein Jugendleben glich dem Wachstum jener wunderbaren tropiſchen Pflanzen, deren Knoſpen ſehr unſcheinbar ausſehen, deren Blüten aber an Zartheit und Anmut der Form und an ſeinem Wohlgeruch alle andern Blumen übertreffen. Große Gedanken, weltbewegende Entſchlüſſe werden und wachſen in der tiefen Verborgenheit des Geiſtes. Auch von Buddha und Muhammed wird uns berichtet, daß ihrem öffentlichen Auftreten Jahre ſtillen Sinnens, vielen Schweigens vorausgegangen ſeien. Wir dürfen nach den Andeutungen des bibliſchen Erzählers das gleiche von Moſes annehmen. Um ſo mehr begreifen wir, daß es Gott gefallen hat, einen Schleier über das innere Werden ſeines liebſten Sohnes auszubreiten.

In der eigenen Hütte mochte das Lämpchen vom „Leuchter“ herab allen geleuchtet haben [illegible] Hauſe waren[2], wenn er abends mit ſeinen vier [illegible] einen Schweſtern den Erzählungen der [illegible] und Maria mochte die Frau gen[illegible] einen Denar[3] verloren hatte und [illegible] wiede gefunden zu haben, allen [illegible][4]. We

[1] Mark. 6, 3. — [2] Matt[illegible] — [4] Lu[illegible]

Jesus von einer Hochzeit redet, bei der zehn Jungfrauen der Braut das Geleite gaben[1], so weist das auf die Verhältnisse eines recht bescheidenen Dorfes hin, wie es Nazaret war. Die Hütten, deren weiche Lehmwände Diebe leicht durchgraben konnten, die wenig oder nicht gebrauchten Kleiderschätze, die in den Truhen eine Beute der Motten wurden[2], das waren alles Bilder, die ihm in seiner Jugendheimat oft vor die Augen treten mußten.

Wir dürfen aber sein stilles Leben der Vorbereitung nicht so verstehen, als wäre er nur etwa jenes einzige Mal, da er als Zwölfjähriger mit den Eltern nach Jerusalem zog, über das Tal seines väterlichen Dorfes hinausgekommen. Kein Jahr verging, in dem er nicht mindestens einmal nach Jerusalem pilgerte. Er kannte auch das Treiben auf großen Landgütern, die ungetreuen Verwalter[3], die lässigen und die gewissenhaften Knechte[4]. Nicht in Verhältnissen von lauter Glück und Sonnenschein, in denen eine kindlich frohe Weltanschauung niemals ernstlich erschüttert wird, wuchs er auf. O nein, er sah dem vollen Leben ernst und tief ins Auge, er kannte seine Höhen und Tiefen, seine Freuden und Schmerzen, seine lichten und seine dunklen Mächte, er kannte die Wirklichkeit. Mit der Welterfahrung aber verband sich eine immer reichere innere Erfahrung, mit der Arbeit das inbrünstige Gebet, mit der Treue im Kleinen der Ausblick in Welt und Ewigkeit. Keinen Menschen machte er zum Genossen seiner großen Vorbereitung. Still in sich gekehrt, ließ er die Gedanken Gottes in sich reifen, bis sie volle Klarheit, volle Festigkeit in ihm gewonnen. Wie er [illegible]0 Jahre alt geworden[5], da war er gerüstet, um sein [illegible]erk zu beginnen, um sicheren Schrittes vorwärts zu [illegible]m mit nie wankender Entschiedenheit die Aufgabe [illegible], die ihm der himmlische Vater anvertraut hatte.

[illegible]tth. 25, 1. — [2] Matth. 6, 20. — [3] Luk. 16, 1. — [4] Luk. 12, 37-43.

Wie wird er auftreten? Er weiß ſich als Sohn Gottes, er weiß ſich als Meſſias, er weiß, daß er das Höchſte und Beſte der harrenden Menſchheit zu bieten hat. Wird er beginnen von ſeinem innerſten Selbſtbewußtſein zu reden, wird er gar rufen: Ich, ich bin der Meſſias? Ja, dieſen Ruf hatten viele Schwärmer ergehen laſſen, die ſich einbildeten der Meſſias zu ſein. Sie hatten Gläubige gefunden und waren mit ihnen kläglich untergegangen. Der wahre Meſſias will für ſich keine Ehre, keinen Ruhm, er ſtellt ſich ganz und gar in den Dienſt der ſelbſtloſen Liebe. Ihn erfüllt unendliches Erbarmen mit der leidenden Menſchheit; darum iſt ſein Loſungswort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid; ich will euch Ruhe geben[1].

[1] Matth. 11, 28.

IV.

Am Jordan.

Am Jordan. Wer ist dort zu finden? Ein ernster Mann, eine hagere Gestalt mit wallenden Haaren, mit einem Mantel von Kamelhaaren bekleidet, mit einem ledernen Gürtel gegürtet, ein gewaltiger Bußprediger, dessen strenges, herbes Wesen so recht zu der düsteren Umgebung stimmt. Denn er trat in jener Wüste nahe dem Toten Meere auf, wo gewaltige, todesstarre Felswände eine breite, pflanzenlose Talsohle einrahmen[1].

Der Fluß selber fließt in einem so tiefen Bette, daß er seine Hochufer nicht überfluten kann, sondern der Herrschaft der Wüste überlassen muß. Doch nicht überall reicht das Wasser bis an den Fuß des Hochufers, sondern läßt meist eine schmale, bei der Schneeschmelze überflutete Strandebene frei, die von hohem Schilf und hochstämmigen Bäumen bewachsen ist, und mit dem Fluß zusammen überaus anmutige Landschaftsbilder gestaltet. In diesem Dickicht hatten einst Löwen ihre Lager, und finden jetzt noch Heuschrecken das ganze Jahr ihre Nahrung. Welch schroffer Gegensatz, die Fülle des Lebens nahe dem Wasser, und etwa 15 Meter höher die gänzlich öde, schweigende Wüste, deren düsteres Bild nur gegen Norden von der grünen Aue der Stadt Jericho unterbrochen wird!

Was hat uns die evangelische Überlieferung von dem Wüstenprediger zu berichten? Sie nennt ihn Johannes den Täufer und erzählt, daß seine Eltern, Leute aus vornehmem

[1] Luk. 1, 15. 4. Mos. 6, 3-5. Matth. 3, 1-4.

Prieſterſtande, erſt in ſpäteren Jahren mit ihm, als ihrem einzigen Kinde, geſegnet worden ſeien[1]. Als Prieſtersſohn wuchs er wohl in Jeruſalem auf. Früh war er Zeuge des glänzenden Tempelgottesdienſtes und der hohen Verehrung, welche das Volk den Prieſtern zollte. Doch all ſolche Herrlichkeit übt auf den jungen Johannes keine Anziehungskraft aus. Wie er zum Manne geworden, entflieht er, dem Drange ſeines Gemütes folgend, der glänzenden Heimat und ſiedelt ſich in der einſamen Wüſte am untern Jordan an, wo er wohl das Geheul der wilden Tiere, aber nicht mehr den Lärm der Menſchen vernimmt, wo er im Schilfe des Fluſſes Heuſchrecken und in den Klüften des nahen Gebirges Honig von wilden Bienenſchwärmen zu ſeiner Nahrung ſucht[2]. Allem Reichtum der Welt hat er gänzlich entſagt; am liebſten würde er von ihr gar nichts mehr verlangen, nun begnügt er ſich mit ihren dürftigſten Gaben. Welch ein Gegenſatz zur Entwicklung Jeſu! Dieſer lebt als Kind eines beſcheidenen, abgelegenen Dorfes in voller Harmonie mit ſeinen Verhältniſſen. Wie ein edles Reis wächſt er ohne Unterbruch von Stufe zu Stufe empor. Sein Wachstum hat keine Brüche und keine Knickungen, keinerlei Narben zu verzeichnen. Ein wunderbarer Gottesfrieden iſt über ihn von Anfang an ausgegoſſen. Er atmet den Odem der göttlichen Liebe, ob er daheim ſitzt inmitten ſeiner Geſchwiſter, oder mit dem Vater kunſtloſe Hütten baut, oder einſam wandert durch die blühenden Gefilde. Warum hat ſich die Entwicklung des Johannes ſo ganz anders geſtaltet? Ihm war die heiligſte Stätte Israels entweiht. Wenn er die Menge des Volkes ſah, die voll Inbrunſt den Boden des Tempelplatzes küßte, vermeinend, daß Gott hier ſei, und er daran dachte, wie es die Prieſter trieben, wie ſchrecklich ihre Habſucht, wie gemein ihr Ehrgeiz, wie durchaus weltlich und unfromm ihr

[1] Luk. 1, 5. 7. 24. 25. — [2] Matth. 3, 1. 4.

ganzes Gebaren war, so wallte in ihm der Zorn des Propheten Jesajas auf, der einst im Namen Gottes gerufen: Euer Rauchwerk ist mir ein Greuel, Neumonde und Sabbate mag ich nicht, noch Frevel und Feiertag. Und wenn ihr eure Hände ausstreckt, so verhülle ich meine Augen vor euch; und wenn ihr schon des Gebetes viel machet, so erhöre ich euch nicht; denn eure Hände sind voll Blut[1]. Wenn diese fromme, unverdorbene Johannesseele Gott in der Nähe des Allerheiligsten nicht mehr fand, wo sollte sie ihn suchen? Fern von Städten und Dörfern in der Wildnis, die noch geweiht war, weil nie eine Pflugschar ihren Boden aufgerissen und nie sündige Menschen sie zu ihrer Wohnstätte gemacht hatten, dort, wohin der Hauch der Sünde noch nicht gedrungen, dort, wo weithin heiliges Schweigen herrscht, nur selten vom Schrei der wilden Tiere unterbrochen, dort muß man Gott noch von Angesicht zu Angesicht schauen können. So floh Johannes in die Wüste. Er war nicht allein mit seiner Weltflucht, sondern es hatten schon viele Hunderte vor ihm der Welt den Rücken gekehrt, um bald als Einsiedler, mehr noch aber in Form einer Mönchsgemeinschaft an den Ufern des Toten Meeres den Tag der Ewigkeit zu erwarten. Man nannte diese Weltflüchtigen, wenn sie unter sich einen Bund bildeten, Essäer. Wer in ihren Kreis aufgenommen werden wollte, mußte eine dreijährige Probezeit bestehen, dann einen feierlichen Eid schwören, die Geheimlehren des Bundes der Welt nie zu offenbaren. Als Ordensbruder begab der Essäer sich alles persönlichen Eigentums, verschmähte die Ehe, verzichtete auf den Tempelbesuch und wandte sich beim Gebet gegen Sonnenaufgang statt gegen Jerusalem. Die Essäer lebten äußerst einfach und begnügten sich allermeist mit Pflanzenkost. Die zwei einzigen Mahlzeiten, die nur aus einem Gerichte bestanden, behandelten sie mit gottes-

[1] Jes. 1, 13-15.

dienſtlicher Feierlichkeit. Alle Teilnehmenden erſchienen dabei in weißem Gewande. Ein langes Gebet eröffnete und ſchloß die Mahlzeit, während deren feierliche Stille waltete. Sie legten auf Bäder einen großen Wert; jeden Morgen nahmen ſie in friſchem Waſſer ein Tauchbad, und ebenſo taten ſie immer vor dem Eſſen, nicht etwa bloß der körperlichen Reinheit wegen; ſondern dieſe Bäder hatten für ſie eine ſinnbildliche Bedeutung, ſie ſollten ein Zeichen der inneren Reinigung ſein.

Daß dieſe von der Welt abgeſchiedenen Leute keinen Handel trieben, keine Reichtümer ſammelten, keine Sklaven hielten, verſteht ſich von ſelbſt. Den Oaſen der Wüſte rangen ſie mit ſaurer Arbeit die für ihren Unterhalt nötigen Früchte ab. Einförmig und eintönig war ihr Leben, vom Geiſt einer tiefen Schwermut durchdrungen. Wie ſollten ſie daran Freude haben? Daher verwundert es uns nicht, wenn ſie den Tag des Todes als den Tag der Freiheit prieſen, wenn ſie nach der ewigen Heimat ſich ſehnten. Der eſſäiſchen Mönchsgemeinſchaft hat aber Johannes nicht angehört. Viel zu frei und ſchwungvoll war ſein Geiſt, als daß er ſich unter ihre vielen recht kleinlichen Satzungen gefügt hätte, und viel zu patriotiſch zugleich, um an ihrem gänzlich dem Jenſeits zugekehrten, vaterlandsloſen Weſen Gefallen zu finden. Wir haben uns vielmehr vorzuſtellen, daß Johannes eine Zeitlang vollſtändiger Einſiedler war. Für ihn bedeutete das Leben in der Einſamkeit, da er keinen Menſchen ſah und ſehen wollte, nicht ein Verdämmern der geiſtigen Kraft in frommem Müßiggang, nein, es war dieſe Zeit für ihn eine Lernzeit, in der er unter mancherlei Schmerzen und Erſchütterungen für ſeinen wahren Beruf heranreifte. Und wie er reif geworden, da wachte die prophetiſche Begeiſterung in ihm auf.

Wir dürfen Johannes mit vollem Rechte den großen Propheten früherer Jahrhunderte an die Seite ſtellen. Auch

er predigt im Namen des heiligen, gerechten und barmherzigen Gottes, auch er stellt sich in Gegensatz zu jener Frömmigkeit, die auf den Tempeldienst und die Beobachtung kleinlicher Satzungen das Hauptgewicht legte, auch er verlangt jene Tugenden, die zu den ewigen Grundlagen aller Menschenwürde gehören: Guttätigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit[1]. Er weckt die Gewissen, verkündet das nahe Kommen des Messias, der über die Sünder ein scharfes Gericht halten, die Gerechten aber bewahren wird[2]. Er hat weniger Töne der Milde als ein Jeremias oder der zweite Jesajas, er gleicht mehr dem Elias und dem Amos, diesen schneidend ernsten Predigern der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit. So bestimmt und anschaulich er predigte, so scharf er die besonderen Sünden jedes Standes und Berufes geißelte, so wenig verlor er sich in Einzelforderungen, sondern faßte alle seine Mahnungen in den einen Ruf zusammen: Kehret um[3], das ist: Gebet euerm ganzen Fühlen, Denken, Wollen eine andere Richtung! Werdet von Grund aus anders! Tiefsinnig hat die griechische Übersetzung das ursprüngliche „Kehret um" übersetzt mit „Ändert eure Gesinnung". Johannes demütigt den Nationalstolz. „Saget nicht bei euch selbst: Wir haben Abraham zum Vater. Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken[4]." Vielleicht braucht er dabei ein Wortspiel. Steine heißen hebräisch Abanim und Kinder Banim, also Gott kann aus Abanim Banim machen. Solche hebräische Wortspiele mochten den meisten Juden aus der Synagogenschule geläufig sein. Am schärfsten redete Johannes die Pharisäer und Sadducäer an, die als die selbstbewußten Führer des Volkes schwerlich aus frommem Triebe bei dem Propheten sich eingefunden hatten, sondern eher um zu erforschen, ob es sich um eine revolutionäre Bewegung handle. Ihr Schlangen

[1] Luk. 3, 11—13. — [2] Luk. 3, 9. Matth. 3, 9. 10—12. — [3] Matth. 3, 2. [4] Matth. 3, 9.

und Otterngezüchte, rief er ihnen zu, wer hat euch darauf gebracht, ihr könntet dem künftigen Zorngerichte entrinnen[1]?

Dort zu Lande werden nämlich im Herbst die Stoppeln angezündet, die fußhoch die Felder bedecken. Da geschieht es denn, daß eines Tages weithin auf einmal alle Felder in Flammen stehen. Mit Riesenschnelligkeit wälzt sich die die leichte Flamme über den Boden hin, und das Ungeziefer flüchtet an die Grenze der Äcker.

Wie sehr erinnert Johannes überhaupt auch in seiner Sprache an die alten Propheten, wie gut versteht er es, seine Gedanken in wirksame Bilder zu kleiden! Er redet von den Waldbäumen, die zur Feuerung dienen, weil sie keine gute Frucht tragen, von dem Worfeln des Getreides. Das Korn wird in künstlichen Felsschachten (solche hat man unter den „Scheunen" zu verstehen) geborgen, die Spreu verbrannt. Gewöhnlich löscht das Feuer bei den leichten, weit zerstreuten Stoffen wiederholt aus; aber es wird einer kommen, dessen Feuer nicht erlöscht, bis die letzte Faser der Spreu wird verzehrt sein[2]. Man hat den Eindruck, als habe der Prophet seine Bußpredigt im Spätsommer gehalten; denn ein volkstümlicher Redner entlehnt seine Bilder der unmittelbaren Wirklichkeit. Johannes selbst vergleicht sich dem Messias gegenüber mit einem geringen Sklaven, der nicht gewürdigt ist, seinem Herrn auch nur den niedrigsten persönlichen Dienst zu leisten, nämlich die Riemen der Sandalen zu lösen[3].

Warum aber, müssen wir fragen, trat Johannes am Jordan auf? Die Antwort genügt nicht, jene Gegend sei eben die Heimstätte des weltscheuen Mannes gewesen. Denn ein Prophet ist ein Freund des Vaterlandes, der möglichst weite Kreise des Volkes erreichen möchte.

Johannes war ganz von der Überzeugung durch-

---

[1] Matth. 3, 7. — [2] Matth. 3, 10. 12. — [3] Luk. 3, 16.

drungen, am Vorabend der ungeheuren, längſt erſehnten Wendung zu ſtehen, die den Feinden Gottes Verderben, den Getreuen ewige Freude bringen werde. In kürzeſter Zeit werde der Meſſias erſcheinen, und auf ihn möchte Johannes ſein Volk vorbereiten. Nun aber leſen wir in den Geſchichtsbüchern des Joſephus, daß viele revolutionäre meſſianiſche Bewegungen vom untern Jordantal ihren Ausgang genommen haben. Gaukler und Betrüger, ſagt er, beredeten die Menge, ihnen in die Wüſte — das iſt das untere Jordantal — zu folgen. Auch Jeſus warnte nach dem Evangelium Matthäus vor dem falſchen Meſſias, von dem man ſagen werde, er ſei in der Wüſte[1]. Wie iſt dieſe Tatſache zu erklären? Im Propheten Jeſajas ſtehen die Worte: In der Wüſte bereitet dem Herren (der Israel aus der Verbannung heimführen will) einen Weg[2]! Dieſe „Wüſte" hat man zur Zeit Jeſu auf das untere Jordantal um ſo lieber bezogen[3], als ja einſt von dort die glückliche Eroberung des Landes durch Joſua begonnen hatte.

Es war eine gewaltige meſſianiſche Bewegung, die Johannes einleitete. Von den kühnſten religiös-patriotiſchen Hoffnungen waren viele Tauſende ergriffen, die willig unter ſeine züchtigende Rede ſich beugten, die begeiſtert ihm alles verſprachen. Wir begreifen, daß es, wie Joſephus berichtet, dem ſchwächlichen Fürſten Herodes Antipas dabei ſchwül zu werden anfing. Ein Wink, und die Flutwelle der durch Johannes erregten Begeiſterung ſpült die Reſidenz des Herodes am Oſtufer des untern Jordan ſamt aller Fürſtenherrlichkeit weg.

Doch während betrogene Betrüger das Volk um ſich ſammelten mit dem Vorgeben, ſie werden durch große Schauwunder als von Gott geſendet ſich ausweiſen, während andere meinten, die Waffen in der Hand das Meſſiasreich

---

[1] Matth. 24, 26. — [2] Jeſ. 40, 3. — [3] Matth. 3, 3. Luk. 3, 21.

erzwingen zu können, verlangte Johannes als echter Gottesmann nur, was zu allen Zeiten Grundbedingung menschlicher Wohlfahrt bleiben wird. Kühne, schneidende Worte, hochgespannte Erwartungen klangen doch bei ihm in die einfache Mahnung aus: Laßt uns besser werden, dann wird's besser sein!

Schon die alten Propheten suchten nicht bloß durch Worte sondern auch durch Zeichen zu wirken, und auch darin folgte ihnen Johannes.

Alle, welche, von seiner Predigt ergriffen, zu einer neuen Lebensrichtung sich entschlossen zeigten, wurden von ihm getauft, d. h. sie tauchten auf sein Geheiß in das Wasser des Jordan unter. Wohl waren sie schon durch die Zerknirschung ihrer Seele und durch das Gelübde eines neuen Lebens von der Sünde losgelöst; aber das Eintauchen in das reine Wasser verstärkte nach dem Glauben jener Zeit die Wirkung der innern Umwandlung. Da es auf das Geheiß des Propheten geschah, wurde es zugleich als Siegel der verzeihenden Gnade Gottes empfunden[1]. Johannes, seiner Schranken bewußt, warnte vor Überschätzung des heiligen Zeichens. Die vollkommene Weihe des Herzens kann ich euch noch nicht geben, bekannte demütig der Prophet. Ich taufe euch mit Wasser, es kommt aber einer nach mir, der wird euch mit Feuer taufen[2]. Das Feuer hat eine noch viel eindringender reinigende Kraft als das Wasser.

Wenn die Getauften aus dem Wasser stiegen, mochte eine sehr große freudige Erregung über sie kommen. Sie

---

[1] Mark. 1, 4. Luk. 3, 3. — [2] Matth. 3, 11. Ganz unpassend haben Spätere das Wort des Johannes erweitert: „Der nach mir kommt, wird euch mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen." Damit verliert das Bild sofort seine Anschaulichkeit. Wasser und Feuer sind Mittel der Reinigung, die wieder verschwinden, wenn sie ihren Dienst geleistet haben. Der heilige Geist aber, das ist die von Gott gegebene Kraft des Guten, soll bleibend im Herzen wohnen.

fühlen sich mit Gott versöhnt, sie spüren die Kraft eines neuen Lebens in sich, sie sind gerüstet für die Zeit des Messias und schauen ihr ohne Bangen entgegen. Darum ging der Ruf durchs Land: Wer auf den Tag der Verheißung sich vorbereiten will, gehe hin und lasse sich von Johannes taufen! Wir begreifen, daß Israels Söhne von nah und fern sich zur Taufe drängten. Denn wenn einmal eine starke geistige Bewegung sich des Volkes bemächtigt hat, dann reißt sie selbst die Lauen und Gleichgültigen mit sich fort. Welch gewaltigen Erfolg haben in späteren Jahrhunderten die Bußpredigten eines Savonarola, eines Wesley und Whitefield gehabt!

Aber nun erscheint einer vor Johannes mit der Bitte um die Taufe, den wir hier nicht erwartet hätten. Es ist Jesus von Nazaret[1]. Was soll denn für ihn die Taufe bedeuten? Hat auch er sich bekehren müssen? Ist er erst jetzt, wie er mit Johannes vertraut wird, ein anderer geworden? Reifen erst jetzt seine großen Entschlüsse? Ist er, wie man früher so oft angenommen hat, nur zum Schein zur Taufe gekommen, weil alle ernsten Leute damals in Israel sich taufen ließen? Hat er sich nicht ausschließen wollen, um durch sein Beispiel nicht Ärgernis zu geben, sondern im Gegenteil andere dadurch zu ermuntern, obgleich er selbst dieser Taufe nicht bedurfte? Schon die alten Christen haben über die Taufe Jesu hin und her geraten; es kann uns daher nicht wundern, wenn auch heute noch die Gelehrten darüber sehr ungleicher Meinung sind. Wir halten es für völlig ausgeschlossen, daß Jesus nur zum Scheine sich an einer so ernsten, weihevollen Feier beteiligt habe. Dafür war sein ganzes Wesen zu groß und zu schlicht. Gegen keine Sünde hat er schneidendere Worte gebraucht als gegen die Heuchelei; daher

[1] Mark. 1, 9.

wäre es ein arges Unrecht gegen die unbedingte Lauterkeit seiner erhabenen Seele, ihm irgendwelche bloße Scheinhandlung zuzutrauen. Wenn also auch für Jesus diese Taufe etwas bedeutete und zwar etwas sehr Großes bedeutete, welchen Sinn hatte sie denn für ihn? Ist es so, wie viele von den neueren Erklärern glauben, daß er eben auch als bußfertiger Mensch sich zeigen wollte? Sie sagen, um ihre Ansicht zu unterstützen, es sei selbstverständlich, daß an dem Leben Jesu kein Flecken hafte; aber je edler ein Mensch sei, desto strenger richte er sich selbst, und schmerzlich empfinde er selbst solche Unvollkommenheiten, die andere ganz übersehen. Jesus selbst habe ja einmal gesagt, als ihm einer entgegenkam mit den Worten: „Meister, guter Meister, was muß ich tun, daß ich selig werde?“ „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott[1].“ Also auch er, der Reinste und Beste, habe einen Zwiespalt zwischen sich und Gott empfunden und diesem Gefühl in der Taufe Ausdruck gegeben. Gewiß wird man dieser Ansicht nicht etwa nachreden wollen, daß sie es an Ehrfurcht gegenüber Jesus fehlen lasse; dennoch glaube ich, sie sei nicht richtig. Man muß sich doch sagen: Jesus Christus hat von zarter Jugend auf Gott inniglich geliebt, und diese Liebe hat sich in ihm immer reicher entfaltet. Als ein ganz Gerüsteter, für seine Aufgabe ganz Gereifter hat er von seiner Heimat Nazaret Abschied genommen. Er hat sich mit wandelloser Sicherheit und Selbständigkeit aus sich selbst entwickelt und nicht von außen her entscheidende Einwirkungen empfangen. Wir wissen, daß die Juden der damaligen Zeit morgens und abends aus dem fünften Buch Mose die Worte wiederholten: Du sollst den Herren, deinen Gott, von ganzem Herzen lieben[2]. Wenn Johannes nun die Leute zur Buße aufforderte, so wollte er damit sagen: Machet

[1] Mark. 10, 18. — [2] 5. Mos. 6, 5.

einmal ernſt mit dieſem Gebot! Gebt euch Gott mit aller Innigkeit und Treue hin! Und wer ſich taufen ließ, der gelobte, daß er in ſolchem Sinne fortan Gott lieben wolle. Man kann daher die Getauften des Johannes als eine Gemeinſchaft von Israeliten bezeichnen, die entſchloſſen waren, Gott, dem Herrn, nicht bloß mit knechtiſcher Furcht, ſondern mit freier, freudiger Hingebung zu dienen.

In dieſe Gemeinſchaft will ſich Jeſus auch aufnehmen laſſen; denn nur in einer ſolchen kann er wirken, nur in einer ſolchen kann er das Gottesreich gründen. Jedem aber, der alſo Gott lieben will, iſt eine eigene Aufgabe zugeteilt und ihm, der ein einzigartiges Sohnesgefühl in ſich empfand, die allerhöchſte. Indem Jeſus ſich taufen läßt, gewinnt er zugleich eine ſinnbildliche Weihe für ſeinen großen, gewaltigen Entſchluß, fortan ganz und gar alle Sorgen um Haus und Familie aufzugeben und ganz nur der Sache Gottes zu leben. Ja, er taucht unter das Waſſer, um ſinnbildlich den Abſchied von ſeinem ganzen bisherigen ſtillen Leben zu beſiegeln, und er ſteigt wieder empor als der, der entſchloſſen iſt, der Menſchheit einen neuen Weg zu Gott zu weiſen.

Und nun heißt es: Wie er aus dem Waſſer ſtieg, da ſah er den Himmel offen und hörte eine Stimme: Du biſt mein Sohn, der geliebte, an dem ich Wohlgefallen habe. Und der heilige Geiſt ſenkte ſich wie eine Taube auf ihn hernieder [1].

Wer von uns wird nicht zugeben, daß uns da wiederum eine Schilderung in morgenländiſcher Sprache geboten iſt? Ja, der Morgenländer ſagt: Ich ſehe den Himmel offen, wenn er die heiligſten Gefühle empfindet, wenn die Welt mit ihrer Kleinlichkeit für ihn verſchwunden iſt. So ſah der ſterbende Stephanus [2], der erſte chriſtliche Märtyrer,

[1] Mark. 1, 10. 11. — [2] Apg. 7, 56.

den Himmel offen. Und was bedeutet das: Der heilige Geist ließ sich wie eine Taube auf ihn nieder? Manche Bibelerklärer haben bei diesem Anlaß, entgegen dem Tatbestand, sehr viel Gutes über die Charaktereigenschaften der Tauben zu sagen gewußt.

Die Taube zeichnet sich durch einen überaus ruhigen Flug aus, und die Erzählung will sagen: Der heilige Geist — d. i. die Kraft heiliger Begeisterung — senkte sich in ruhiger, nicht stürmischer Weise zu jener Stunde auf die Seele Jesu hernieder. Die Jünger haben bei ihrem Herrn niemals eine stürmische Erregung beobachtet, nicht jenes Entzücken und jenes Verzücktsein, das bis an die Grenze des Bewußtseins geht. Nein, immer machte er ihnen den Eindruck einer gleichmäßigen, ruhigen Hoheit. Er ist immer derselbe; er geht sicher und entschieden seinen Weg; er muß nichts bereuen, nichts zurücknehmen; er bleibt sich gleich in seinem Ernst, in seiner Milde, in seiner Gütigkeit. Gerade die Stetigkeit seiner hohen Seelenstimmung hat diese schlichten treuen Seelen zu tiefster Bewunderung und Verehrung bewegt.

Gewiß kam, als Jesus aus dem Wasser aufstieg, die ganze Macht der Begeisterung über ihn, aber still, wie wenn die Blumen ihre Kelche unter dem Strahl der Morgensonne erschließen. Nicht ein loderndes Feuer, sondern eine innige Glut ist das ureigne Wesen seiner Gemeinschaft mit Gott. Ja, die Stunde der Taufe war für ihn eine große Stunde, eine Stunde von unnennbarer Seligkeit, eine Stunde voll weltgeschichtlicher Bedeutung; denn auch für ihn gab es Höhepunkte von Gottesnähe, wo er den Himmel offen sah, wo er die Wirklichkeit einer überirdischen Liebe ganz besonders stark empfand, wo sich himmlische Stimmen ganz besonders deutlich vernehmen ließen und ewiges Leben seine ganze Seele füllte.

Wohl hatte er schon, als er von der Heimat schied, das Gelübde auf sich genommen, fortan ganz der Sache

Gottes zu dienen; aber durch die Taufe empfing, wie wir gezeigt, dieſer Entſchluß ſeine vollendete Weihe und Stärke. Nicht nur für uns Schwache ſind weihevolle, ſinnige Zeichen eine Segenskraft, nein, auch ihn, den Geiſtigſten der Geiſtigen, führte das Zeichen der Taufe zur Höhe ſeines Lebens empor, zum vollendeten Innewerden ſeiner Sohnesgemeinſchaft mit Gott und zur innigſten Empfindung ſeiner Harmonie mit ihm. Von dem, was bei der Taufe am Jordan im Heiligtum ſeiner Seele vorging, was er damals innerlich ſchaute und vernahm, muß er ſeinen Jüngern erzählt haben; wie könnten wir ſonſt davon wiſſen? Sie haben davon genug verſtanden, um in tiefſinnigem Bilde die Erinnerung an eine der größten Stunden im Leben ihres Herrn und Meiſters feſtzuhalten.

V.

Die Versuchung.

Wenn wir mit aller unbefangenen Forschung gern und willig anerkennen, daß in der geistigen Persönlichkeit Jesu nicht bloß ein Brennpunkt für alle Strahlen des bisherigen höheren religiösen Lebens gegeben ist, sondern ein schöpferisches Geheimnis, das kein menschlicher Verstand je ergründen wird, so wollen wir doch zugleich dessen von Herzen uns freuen, daß dieser größte und herrlichste unter allen „Menschensöhnen" mit uns durchaus wesensverwandt ist, daß wir ihm gegenüber mit edelstem Stolze das Wort des Dichters wiederholen dürfen: „Er war unser, und er ist unser". Paulus nennt Jesus Christus den erstgeborenen unter vielen Brüdern[1], und es ist ja gerade unsere Aufgabe zu zeigen, wie er ein Mensch unter Menschen gewesen, wie auch er versucht worden ist, wie auch er seine schweren und bangen Stunden gehabt hat, wie auch er hat ringen müssen, sich in den Willen Gottes zu ergeben. Wahrlich, er versteht unser Sorgen und Bangen, unsere Kämpfe und Schmerzen, er ist unser Bruder; diesen Trost lassen wir uns niemals rauben. Wir wissen uns dabei in voller Übereinstimmung mit den alten Christen; stehen doch im Briefe an die Hebräer die Worte geschrieben: Worin er, Jesus Christus, selbst versucht worden ist, vermag er denen, die versucht werden, zu helfen[2].

---

[1] Röm. 8, 1. — [2] Hebr. 2, 18.

Jeſus wird verſucht. Was heißt das? Er empfindet einen Reiz zum Böſen, einen Reiz, dem Willen ſeines Vaters ungehorſam zu werden und den Frieden mit Gott zu brechen. Woher kommt dieſer Reiz? Die evangeliſche Geſchichte redet von einem Verſucher, von einem Teufel. Wer iſt aber der Teufel? Gewiß ſind wir alle über die mittelalterliche Anſchauung hinaus, über den Glauben an eine Teufelsgeſtalt, der ägyptiſche und griechiſche Götterbilder die Hörner, die langſpitzen Ohren, den Schwanz geliehen haben. Eine ſolche Geſtalt gehört jetzt in weiteſten Kreiſen nur noch dem Reiche der Dichtung an. Aber mit fröhlichen Kindern zu ſprechen: „Es gibt keinen Teufel", davor werden wir uns wohl hüten; denn wir brauchen nur den Teufel als den Inbegriff aller dunkeln Mächte, welche den Menſchen in die Tiefe ziehen wollen, aufzufaſſen, um zu erkennen, daß er eine ſehr reale Macht iſt und immer noch eine furchtbare Gewalt über die Menſchenherzen ausübt. Aber woher kommt den eigentlich dieſe Macht? Ach, wie haben ſich die Menſchen ſeit langen Jahrtauſenden abgemüht, das Geheimnis des Böſen zu ergründen! Die Sache iſt doch nicht ſo ſchwer zu erklären. Von Uranfang an hat das Leben nur ringend, kämpfend ſich erhalten können. Wenn es den Kampf aufgibt, muß es verkümmern und vergehen. Niedere Lebensformen greifen die höheren an, um ſie zu ſich herunter zu ziehen, oder ſie vollſtändig zu vernichten. So muß z. B. der edle Waldbaum gegen hundert Feinde ſich verteidigen. Kämpfend aber kann das Leben nicht bloß ſich behaupten, ſondern ſich auch veredeln. Niemals wird ein redlicher Kampf umſonſt geführt. Göttliche Weisheit hat gewollt, daß das Leben auf allen Stufen in Kampf und Arbeit ſich vollende. So muß eben auch der Menſch kämpfen um ſeine Menſchenwürde; er muß wachen und ringen und arbeiten. Das macht das Leben oft ſehr mühſam; aber wenn wir ernſtlich kämpfen, ſo kommen wir

vorwärts und aufwärts, und immer herrlicher leuchten die verklärten Ziele alles Menschenlebens in unsere Seele hinein.

Jesus hatte sich nach jener großen Stunde am Jordan, wo er den Himmel offen sah, in die Einsamkeit zurückgezogen. Wer wollte das nicht begreifen? Nach großen und herrlichen Stunden bedürfen wir der Einsamkeit, wir können uns nicht alsbald ins laut rauschende Leben hinausbegeben. Wie er aber allein ist, da gibt sich seine ganze Seele an Gott hin, da hat er das tiefste Bedürfnis, noch einmal alles, was er der Welt zu verkünden hat, mit seinem himmlischen Vater gleichsam durchzusprechen, noch einmal seine ganze Aufgabe im Lichte der Ewigkeit zu schauen. Da kennt er keine irdischen Bedürfnisse, da achtet er der Schrecken der Einsamkeit nicht, da kommt kein Schlaf in seine Augen, da verspürt er keinen Hunger. Aber schließlich machen sich die leiblichen Bedürfnisse doch geltend; man kann sie wohl beherrschen, doch nicht ganz verdrängen. So heißt es denn ganz einfach: Ihn begann zu hungern[1]. Als ihn aber heftig hungerte, wie nahe legte sich da der Gedanke: Wenn nur die Steine — die massenhaft auf dem Wüstenboden herumlagen — Brot würden! Und nun die Versuchung: Du stehst mit Gott in engstem Zusammenhang; so nahe an Gottes Herzen wie du ist keiner von allen Menschen auf Erden. Also wenn du den Vater bittest, so wird er aus den Steinen dir Brot werden lassen, eben weil du sein liebstes Kind bist. Warum tut er eine solche Bitte nicht? Weil er sie für Sünde hält. Schon im menschlichen Haushalt will ein wirklich gutes Kind kein Vorrecht haben, will nicht, daß um seinetwillen die weise Hausordnung gestört werde. Wird treuer Kindessinn dem himmlischen Haushalte gegenüber sich anders verhalten? Schlichte, demutsvolle Gottergebenheit hat im Morgenland zu allen

[1] Matth. 4, 2–6.

Zeiten als Wahrzeichen echter Frömmigkeit gegolten. Ihm, dem einſamen Beter, ihm, dem Frömmſten der Frommen, iſt ſolche Ergebenheit Herzensbedürfnis. Er will nicht, daß der Vater um ſeinetwillen die Hausordnung aufhebe. „Der Menſch lebt von jedem Wort, das durch Gottes Mund ausgeht", das will ſagen: Der Allmächtige hat in ſeinem weiſen, herrlichen Haushalt unendlich viel Mittel und Wege zu helfen und den Hunger ſeiner Kinder zu ſtillen, ohne aufheben zu müſſen, was ſeine ewige Weisheit geordnet hat. Will er gerade Brot den Menſchen geben, dann läßt er das Samenkorn dreißig-, ja hundertfältige Frucht tragen. Wie oft haben ſich die Menſchen hinreißen laſſen, um etwas zu bitten, das einer klar vor Augen liegenden Ordnung Gottes entgegen war, nicht aber er, der uns beten gelehrt: Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel; nicht er, der in bangſter Stunde geſprochen: Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt[1]. Wie feinfühlig und zart iſt ſeine Frömmigkeit! Wie klingt aus allen ihren Äußerungen ein voller Zuſammenhang mit dem Willen Gottes! Leider ſind die Chriſten ſehr oft an den beſonders feinen und rührenden Zügen aus dem Leben ihres Herrn und Meiſters achtlos vorübergegangen, verleitet von denen, die ihr Gedankenbild höher ſchätzen als den geſchichtlichen Chriſtus. Welch ein verhängnisvoller Wahn der gelehrten Geiſter, zu meinen, ſie könnten mit ihren Spekulationen der Welt Höheres, Troſtreicheres bieten, als Gott ſelbſt in dem wirklichen Jeſus Chriſtus uns gegeben hat!

Seinen treueſten Jüngern hat der Herr ſeine ganze Seele geöffnet und ihnen auch erzählt, was im Innerſten, vor aller Welt verborgen, als Verſuchung ihn aufregte. Wie vertrauensvoll muß ſeine Freundſchaft mit ihnen geweſen ſein!

---

[1] Matth. 6, 10. 26, 39.

Hungrig und doch gestärkt verläßt Jesus die Wüste am Jordan und geht hinauf nach Jerusalem. Warum geht er nochmals dorthin? Warum wandert er nicht alsbald der Heimat zu, um hier sein Werk zu beginnen? Die Antwort wird uns nicht schwer fallen. Jerusalem ist die heilige Stadt, im vollen Sinne des Wortes das Zentrum für das gesamte geistige Leben des Volkes Israel. In dieses Zentrum will er nochmals gehen, den Tempelvorhof will er nochmals besuchen, um noch einmal die Eindrücke dieser heiligen Stätte auf sich wirken zu lassen. Die evangelische Erzählung berichtet, er habe sodann eine Zinne des Tempels bestiegen[1], das heißt, er sei auf das flache Dach der Säulenhallen gegangen, welche den gewaltigen Vorhof nach allen Seiten umgaben. Von dort oben konnte er auf den herrlichen Platz hinunterschauen. Welch ein Platz! Da strömen sie immer wieder herein, die frommen Menschen, Psalmen singend; oder man sieht sie zu Hunderten, zu Tausenden niederknien, man hört sie beten: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich[2]; man hört die Musik und den Gesang der Priester. Welche Erinnerungen weckte dieser Platz, der seit vielen Jahrhunderten die große Anbetungsstätte für das Volk Israel gewesen, auf dem so oft die Propheten große Worte gesprochen, auf welchem Millionen von Israeliten die Nähe Gottes stärker als irgendwo auf Erden gefühlt hatten. Als Jesus in ernstem Sinnen die Scharen des Volkes betrachtete, die ihrer Andacht, ihrem frommen Entzücken mannigfaltigen Ausdruck gaben, wachte in ihm die Frage auf: Willst du nicht deine Wirksamkeit auf diesem heiligen Platz beginnen? Willst du nicht die Fahne aufnehmen, welche der Hand der sterbenden Propheten auf diesem Platz entfallen ist? Aber wenn du hier zu wirken beginnen willst,

[1] Matth. 4, 5. 6. — [2] Psalm 136, 1.

wie kannſt du Eindruck machen? Fromme Gefühle haben die Menſchen hier in überreichem Maße, und wenn du mit deiner ganzen Frömmigkeit an ſie herantrittſt, das wird ſie nicht ſtark erregen, weil ſie ſelbſt ſich wie unter geöffnetem Himmel fühlen. Alſo mußt du ein anderes verſuchen. Stürze dich von der Zinne des Tempels hinunter auf den Platz! Das wird die Menge in Staunen und Bewunderung verſetzen. Sie werden dich, wenn du unverletzt auf den Boden gekommen biſt, wie einen von Gott Geſandten begrüßen. Und du biſt ja Gottes geliebter Sohn; dich werden die Engel auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein ſtoßeſt[1]. Wir müſſen bedenken, daß zu allen Zeiten die Menſchen ſehr wunderſüchtig geweſen ſind, aber nie mehr als gerade damals. Man will nur den als Boten Gottes anerkennen, der die Geſetze, die ſonſt die Welt beherrſchen, aufzuheben verſteht. So wird uns von zwei Männern erzählt, die einige Jahre nach Jeſus Chriſtus mit dem Anſpruch, die Meſſiaswürde zu beſitzen, aufgetreten ſind, daß ſie mit Wunderzeichen ſich zu beglaubigen verſucht haben. Der eine, namens Theudas, verſammelte viele Tauſende von Juden am Jordan, indem er vorgab, auf ſein Gebet hin werden ſich die Fluten des Jordan teilen, und er werde trockenen Fußes über den Fluß ſetzen. Doch, bevor er das Gebet vollenden konnte, erſchien die römiſche Reiterei auf dem Platze und jagte den Haufen auseinander, und der ganze Schwindel nahm einen wehevollen, blutigen Ausgang. Aber das hielt einen andern nicht ab, die Menge auf den Ölberg zu berufen, indem er behauptete, wenn er bete, ſo werden auf ſein Gebet hin die Mauern von Jeruſalem zuſammenſtürzen, und er werde in Jeruſalem wie in eine freie Stadt einziehen. Wiederum jagten die römiſchen Reiter den Haufen Volks auseinander.

[1] Matth. 4, 6.

Die griechische Geschichte berichtet uns von zwei erleuchteten Männern, Pythagoras und Empedokles, die große Freunde des Volkes waren und in ihrer Weise „den Weg des Heils" verkündeten. Beiden wurden eine Menge Wunder zugeschrieben. Beide hatten nach dem Glauben des Volkes Macht, nicht nur Kranke zu heilen, nein, auch Wind und Sturm zu gebieten; beide seien allwissend gewesen und hätten in alle Geheimnisse der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft hineingeschaut. So werden auch sehr viele Wunder von Buddha, selbst in viel späterer Zeit auch von Muhammed berichtet. Kurz, es ist offenbar ein Bedürfnis der Volksseele zu meinen, die, welche Gott zu einem besonderen Werke ausersehen habe, seien den allgemeinen Ordnungen des Lebens und der Welt enthoben. Wie weh tat dieser wundersüchtige Sinn unserm Herrn und Meister! Wie fern lag ihm diese Wundersucht! Er spürte Gott überall gleich kräftig, es kam ihm die ganze Welt als ein unendlich bewunderungswürdiges Werk Gottes vor. Überall erkennt er das Walten dessen, mit dem er sich so eng verbunden weiß, daß er nicht noch besonderer, außerordentlicher Zeichen bedarf, um der göttlichen Gegenwart inne zu werden. Nein! Wer nährt die Vögel des Himmels, die nicht säen und nicht ernten, wer kleidet die Lilien des Feldes? Wer löst das Geheimnis, daß das Samenkorn wachsen muß? Wie wunderbar, daß das Senfkorn, das kleinste Samenkorn, zum größten Gewächs im Garten wird. Welch ein Reichtum göttlichen Waltens!

Nicht als ob wir Jesus moderne Vorstellungen von einem undurchbrüchlichen Naturzusammenhang beilegen wollten. O nein, sein Gott und Vater ist der Allmächtige, der die Sterne hervorruft nach ihrer Zahl und Himmel und Erde vergehen läßt. Aber er verwirft die Wundersucht, weil sie Sache jenes schwächlichen Glaubens ist, der nur durch außerordentliche Erscheinungen der Macht und

Weisheit Gottes gewiß wird. Ein frommes Gemüt, das durch die gewöhnliche Welterfahrung das höchste Vertrauen in die Macht, Weisheit und Liebe Gottes gewonnen hat, kann durch das Außerordentliche an Vertrauen nicht reicher werden. Nun aber tritt an Jesus die Versuchung heran, dem schwächlichen Glauben des Volkes entgegenzukommen und den Sprung in die Tiefe zu wagen. Er tut ihn nicht; er will nicht durch solch ein Zeichen anerkannt werden, sondern er weist die Versuchung ab mit den Worten: Du sollst Gott nicht auf die Probe stellen!

Nun heißt es weiter: Der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg, von dem aus man alle Reiche der Welt überschauen konnte, und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest[1]. Wenn wir diese Worte in buchstäblichem Sinne nehmen wollten, so könnte es sich nur um ein geistiges Schauen handeln; aber sie deuten in volkstümlicher Weise auf einen ungewöhnlich aussichtsreichen Berg hin, wie ein solcher im Osten Jerusalems sich erhebt, den Ölberg. Über diesen Berg mußte Jesus wandern, wenn er auf dem gewöhnlichen Wege nach Galiläa heimkehren wollte. Auf seiner Höhe hat er noch einmal tiefbewegten Herzens auf Jerusalem zurückgeschaut.

Welch ein großartiger Anblick! Unmittelbar zu seinen Füßen hatte er den Tempelplatz. Wenn die letzte Versuchung ihn am Tage seiner Abreise von Jerusalem traf, so müssen wir annehmen, daß die heilige Stadt im Morgenglanz vor seinen Augen sich ausbreitete. Unter der Fülle reinen Lichtes leuchtete das Tempelhaus mit seinem vergoldeten Dach und den Goldtafeln seiner Mauern gleichsam in überirdischer Verklärung. Wie eine gewaltige, aus Riesenquadern aufgebaute Feste ragt die innere Tempelanlage, das eigentliche Heiligtum Israels, über den weiten

[1] Matth. 4, 8–10.

Tempelplatz empor, als wäre sie ein Sinnbild des Gottes, den Israels Dichter so oft mit einer unbezwinglichen Feste verglichen haben. Ja, hier thront der Allmächtige. Die dichtgedrängt übereinander aufsteigenden Häuser jenseits des Heiligtums aber erinnern an das Volk, das kühnste und glänzendste Hoffnungen auf seinen Herrn und Gott setzt. Wohl weiß es, daß die Stadt Jerusalem, die der König Herodes mit hoher Pracht ausgeschmückt hat, nicht für die Ewigkeit gebaut ist; sie muß vergehen. Aber mit verzückten Augen sieht es ein himmlisches Jerusalem auf die Stätte des irdischen herniederschweben, und in seinen Träumen allen zeitlichen Bedenklichkeiten enthoben, vernimmt es den millionenfachen Jubelruf der verklärten Scharen: Wer dürstet, der komme und trinke Wasser des Lebens umsonst! Selig sind, die eingehen durch die Tore in die Stadt[1]! Mit dem Propheten konnte das Volk sprechen: Solches Träumen ist mir süß geworden[2]; aber um so bitterer war jeweilen das Erwachen in die rauhe, harte Wirklichkeit. Israel ist geknechtet und verachtet, zum großen Teil arm und gering in eine Welt zerstreut, die mit ihrer Gottlosigkeit und ihrer Zweifelsucht, mit ihrem Bildungsstolz und ihrem Formenadel nur Hohn besaß für die schwulstigen, national selbstsüchtigen Zukunftsbilder der „widerwärtigsten" römischen Untertanen.

Kein Volk hat heißere Tränen um seine Armut und Niedrigkeit geweint, als das Judenvolk; keines hat unter unerfüllten großen Hoffnungen schmerzlicher gelitten, keines inbrünstiger all seine Gebete in den einen Ruf zusammengefaßt: „Komm, o Herr, o komm, komm! Sende uns den Retter mit den Legionen der Engel!" Was Wunder, wenn die verhaltene Wut von Unterdrückten und Beleidigten, wenn der Gram vergeblichen Hoffens an der Seele des

[1] Jes. 55, 1. Offb. 22, 17. 14. — [2] Jer. 31, 26.

Volkes nagten und sie in eine fast unleidliche Aufregung versetzten!

Wie Jesus droben auf dem Ölberg steht, die Blicke auf Jernsalem gerichtet, fühlt er Freude und Schmerz seines Volkes mit erhöhter Stärke. Soll er dessen Sehnsucht nicht stillen? O, wie durchdringen die Seufzer und Klagen: „Hüter, ist die Nacht bald hin[1]?" sein mitleidvolles Herz! Kein Volk hat er von seinem Erbarmen ausgeschlossen; aber seine erste Liebe galt doch seinem Volk, den „verlorenen Schafen Israels"[2]. Soll er nicht im Namen seines himmlischen Vaters unter sein Volk treten und sagen: O Volk, deine Not und deine Erniederung haben ein Ende. Sammle dich um mich! Werde ein Volk von Gotteskindern! Und dann wird Gott seine Engel uns zur Seite geben, und wir werden im heiligen Kampf all unsere Feinde uns zu Füßen legen?

Soll er nicht all seine reiche Begabung, seine ganz einzigartige Stellung zu Gott in den Dienst dieser heißesten Hoffnungen seines Volkes stellen? Es waren ja keine gemeinen Hoffnungen, sonst hätte er mit ihnen keinen so gewaltigen Seelenkampf bestanden; denn alle Versuchungen, die an Jesus Christus herangetreten sind, haben etwas Edles an sich, sie erscheinen als Schatten nur etwa so, wie helles Erdenlicht noch Schatten wirft im Licht der Sonne. Das Gemeine war dieser heiligen Seele durchaus fern. Aber gerade das Gottwidrige, das mit edlen Elementen durchsetzt ist, wirkt am gefährlichsten. Nicht die entartetsten Religionen haben dem Christentum den schroffsten Widerstand entgegengestellt, sondern diejenigen, die viel Wahrheit in sich bergen. Von allen Religionen in der Welt, die dem Christentum widerstreben, wird die Religion des Islam am längsten Widerstand leisten, weil aus dem Sande ihrer

[1] Jes. 21, 11. — [2] Matth. 10, 6. 15, 24.

heiligen Schrift, des Koran, manches Goldkorn dem ungetrübten Auge entgegenleuchtet.

Die Messiashoffnung Israels war keine gemeine Hoffnung; denn sie bezog sich nicht nur auf Sinnesfreuden, sondern stellte auch eine Erneuerung des innern Menschen in Aussicht. Alles Weh und Leid soll einst in der Welt verschwinden, Paradiesesfrieden selbst über die wilden Tiere kommen; aber auch die Sünde soll einst aufhören, und als höchste Gabe des Herrn erwarten die frommen Knechte Gottes in Israel von ihm ein besseres Herz. Gerade weil diese Hoffnung sehr viel ewig Wahres und Gutes in sich enthielt, konnte sie für Jesus gefährlich werden. Doch er hat sich von ihr nicht bestimmen lassen; denn er fühlt, daß er mit ihr nicht den Weg beschritte, den Gott ihn gehen heißt. Wenn er den Wünschen seines Volkes nachgeben wollte, so würde er nicht mehr den Segen seines Vaters haben. Ihm ist eine andere Aufgabe gestellt. Nicht zu einem Kampf gegen die Feinde des Volkes will er sein Volk sammeln; er will überhaupt kein Kämpfer sein im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch wenn Legionen Engel ihm zu Gebote ständen. Er will in aller Demut nur ein Säemann sein und den guten Samen ausstreuen, nicht einen Königsmantel tragen, sondern in Knechtsgestalt, arm und gering, so unscheinbar als es nur immer sein kann, sein Werk anfangen. Weder mit Zeichen und Wundern will er sich schmücken, noch auf seine davidische Abstammung sich stützen, noch viel weniger will er gleich von Anfang an als Messias sich ausgeben. Er will mit der letzten Faser seines Wesens ganz und gar sich in den Dienst seines Vaters stellen; nichts für sich, alles für Gott und die Menschen. Er will die Welt mit hingebender Liebe retten. Das ist der Weg, den er gehen wird, den er in späterer Zeit mit den Worten bezeichnet hat: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß ihm gedient werde,

ſondern daß er diene[1]! Ja, dienen will er, dienen den Letzten und Geringſten; helfen will er den Geſunkenen und Verlaſſenen. Als armer Menſchenſohn will er ſein Werk beginnen und vollenden, deſſen gewiß, daß das der Weg Gottes iſt. So hat er dieſe ſchwerſte Verſuchung wie alle andern überwunden mit den Worten: Es ſteht geſchrieben: Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen[2]! Du kannſt nicht die noch vielfach ſelbſtiſchen Meſſiasträume deines Volkes erfüllen und zugleich der Retter jeder Menſchenſeele werden. Du kannſt nicht den Stimmen des Haſſes und der Rache des Volkes folgen und zugleich ein Reich des Friedens auf der Welt gründen. Du kannſt nicht Hoffnungen dich anſchließen, bei denen die volle Liebe Gottes nur den Kindern Israels gilt, und zugleich dieſe Liebe der Sonne vergleichen, die über alles Erdreich leuchtet. Zum Könige habe ich dich berufen; aber der Weg zum Throne iſt mit immer größeren Opfern ſelbſtloſen Erbarmens bezeichnet.

Als Jeſus die Verſuchungen überwunden hatte, da „traten die Engel zu ihm und dienten ihm“[3], das heißt, da ſtellten ſich die Mächte des höheren Lebens zu ſeinen Dienſten: der heilige Ernſt, der freudige Heldenmut, die erzieheriſche Weisheit, die himmliſche Milde, die Harmonie der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menſchen. Je höher die Seele hinaufdringt in die reine Himmelsluft, deſto mehr enthebt ſie ſich der Erdenſchwere, und Überwindungen ſchwerſter Verſuchungen bedeuten Siege für die Ewigkeit.

So nahm Jeſus Abſchied von Jeruſalem mit ganzer Entſchloſſenheit, getragen von jener wunderbaren Stimmung, in der Wehmut und Freude, kühne Hoffnung und unendliches Wohlwollen zum unſagbar wohltuenden Gottesfrieden zuſammenklingen.

---

[1] Mark. 10, 45. — [2] 5. Moſ. 6, 13. — [3] Matth 4, 11.

VI.

Das ewige Evangelium.

Von Buddha wird erzählt, daß er ſich nach jahrelangem Studium unter einen großen Feigenbaum geſetzt habe mit dem Entſchluß, von dieſer Stelle nicht mehr wegzugehen, bis er das wahre Licht empfangen habe. Da habe er denn unter dieſem Baum geſeſſen, in ſich verſunken, über das Rätſel des Daſeins nachſinnend. Wie Mara, der Herr des Reichtums, der Sinnenluſt und des Todes, dies vernommen, ſei es ihm um ſeine Herrſchaft über die Menſchen angſt geworden. Er habe gefürchtet, wenn Buddha zu ſeinem Ziele komme, dann werde er, Mara, ein armer Teufel werden.

Darum habe er alles verſucht, um Buddha aus ſeinem Sinnen aufzuſchrecken und auf andere Gedanken zu bringen. Zunächſt habe der Verſucher es probiert mit den Mitteln der Gewalt, des Schreckens; hernach, als er damit auf den ſinnenden Buddha keinen Eindruck gemacht, mit den Bildern anmutiger Sinnenluſt. Doch alles ſei ohne Erfolg geweſen; Buddha habe ſich in ſeinem Sinnen nicht ſtören laſſen, und Mara habe unter dem Spott der Götter, wütend über ſeine eigene Ohnmacht, abziehen müſſen. Endlich nach langem, langem Sinnen und Denken ſei Buddha in einer Nacht erleuchtet worden, und vier große Wahrheiten haben ſeinen Geiſt mit einem Male durchſtrahlt.

Welches ſind dieſe Wahrheiten? Erſte Wahrheit: Das ganze Leben iſt ein Übel. Zweite Wahrheit: Die Urſache

dieſes Übels iſt die Begierde; nicht etwa bloß die gemeine Begierde, ſondern das Hangen an Welt und Leben überhaupt. Dritte Wahrheit: Die Begierde muß überwunden werden. Und vierte Wahrheit: Es gibt einen achtfachen Weg, die Begierde zu überwinden. Alſo erleuchtet, habe Buddha von ſeinem Sitze ſich erhoben und ſei hinausgezogen in die Welt, um die Wahrheiten allem Volke zu verkünden mit dem Rufe: Mein Geſetz iſt ein Geſetz des Erbarmens für alle! Das iſt das Evangelium am Gangesſtrand im fernen Indien.

Von Muhammed wird berichtet, er habe ſich lange Zeit von Mekka nach dem einſamen Berge Hira zurückgezogen, um hier über das Geheimnis Gottes nachzudenken. Aber das Geheimnis ſei ihm ſo ſchwer und ſo furchtbar geworden, daß er manchmal gefürchtet habe, von Sinnen zu kommen. Wie ſich die erſten prophetiſchen Regungen in ſeiner Seele geltend gemacht hätten, ſei es ihm zumute geweſen, als kämen ſie von den Mächten der Finſternis, die immer nur darauf ausgehen, die Menſchen zu verderben. Ja, er wäre wiederholt der Verzweiflung erlegen und hätte ſich über eine Felswand hinuntergeſtürzt, wenn nicht jedesmal ein beſſerer Geiſt ihn wieder zurückgehalten, wenn nicht ſeine Gattin Chadidſcha ihn beruhigt hätte. Endlich habe er in der Einſamkeit die Gewißheit erlangt, er ſei von dem einen Gott zum Propheten auserſehen, um aller Welt zu verkünden, daß es nur *einen* Gott gebe, der ihn, Muhammed, zu ſeinem letzten und größten Propheten berufen habe. Das ſoll er der Welt verkünden mit der Androhung nahenden Gerichtes. Wer ſich der Botſchaft nicht unterwirft, über den kommt jählings das grauſe Verderben. Der Abgrund der Hölle wird ſich auftun, und die Widerſpenſtigen werden hinunterſtürzen zu endloſer Qual. So die Verkündigung des Propheten in Mekka, ſo das Evangelium in Arabien!

Und nun kehren wir zurück zu Jesus von Nazaret! Von Jerusalem aus hat er seine Schritte nach dem See Genneſaret gerichtet, nach diesem See, dessen Ufer damals mit einem reichen Kranz von Städten und Flecken geschmückt waren. Heutzutage sind die Ufer dieses Sees einsam, ganz einsam. So habe ich es wenigstens auf meiner Wanderung getroffen. Nur noch ein einziger Ort führte, wie ich jene Ufer betrat, ein dürftiges Dasein: der Ort Tiberias, der einst vom Landesfürsten Jesu, dem Herodes Antipas, zur Residenz war erhoben worden; aber alle andern Orte lagen in Trümmern. Der See Genneſaret ist zwischen gelblichen Felsmassen tief eingebettet, so tief, daß man seiner meistens erst gewahr wird, wenn man wenige Minuten von seinem Hochufer entfernt ist. Es ist nicht ein See, der sich durch eine außerordentliche Schönheit auszeichnet wie einzelne Schweizer Seen. Doch über ihm liegt der Duft großer, herrlicher Erinnerungen. Als ich von Tiberias aus nordwärts dem See entlang ging, mußte ich zunächst auf schmalem Pfade zwischen dem Wasser und senkrecht aufstrebenden Felsen vorwärts schreiten. Hierauf zogen sich die Berge im Halbkreis zurück, um einer anmutigen und äußerst fruchtbaren Uferebene Platz zu machen. Vier starke Bäche durchrauschten dieses gesegnete Gelände, jetzt eine vollständig einsame Wildnis, einst ein Paradiesesgarten, von dem man zur Zeit Jesu Christi rühmte, daß er während zehn Monaten im Jahr reife Trauben biete und daß er durch Blüten, reifende und reife Früchte an den gleichen Bäumen eine anmutige Mischung der Jahreszeiten darstelle. Eine Stunde nördlich von dieser Ebene kam ich zu einer Stätte, die von schwarzen Steinen weithin übersät war. Mitten aber unter diesen schwarzen Trümmern zeigten sich die glänzend weißen Überreste einer einstigen Synagoge. Das war der Platz des alten Kapernaum, über das einst Jesus gesprochen: Und du, Kapernaum, warst du nicht bis zum

Himmel erhöht[1]? Von all der Herrlichkeit des Ortes ſind nur dieſe ſchwarzen, wild durcheinander geworfenen Steine und wenige, mit Bildhauerarbeit geſchmückte Quadern der einſt prächtigen Synagoge übriggeblieben. Weit und breit ſah ich kein Haus, keinerlei Wohnſtätte von Menſchen. Kein Bau einer ſpäteren Zeit ſtörte hier den Blick, kein Lärm unruhiger Gegenwart verletzte das Ohr. Ringsum waltete die tiefſte Stille und Einſamkeit. Gerade das war dem Wanderer willkommen. Die Trümmer von Kapernaum redeten eine beredte Sprache von der Vergänglichkeit alles deſſen, was Menſchengeiſt ſchafft und Menſchenhand baut. Aber während dieſe Trümmer wehmütige Gefühle wohl erregen konnten, prangte über mir der Himmel in ſeiner ganzen wunderbaren Herrlichkeit, und der See, gleichſam ein zweiter Himmel, war tiefblau zwiſchen den gelblichen Ufern eingerahmt. Ein milder Wind ging über den See hin, leiſe die blauen Wogen kräuſelnd. Da zog es den Geiſt des Wanderers mit Macht nach der Vergangenheit hin, und es fielen vor dem inneren Auge die Schranken der Jahrtauſende.

Mir war zumute, als könnte ich unmittelbar den großen Meiſter ſehen, wie er vom Schiffe aus zu den Tauſenden am Ufer redete, oder wie er dort in Kapernaum im Hauſe des Petrus eine Menge um ſich ſammelte, die begierig war, den zu hören, der redete wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten[2]; der mit kühner Unabhängigkeit aus den Tiefen ſeines eigenen Geiſtes ſchöpfte und nicht wie die Schriftgelehrten immer zuerſt das heilige Buch zu Rate ziehen mußte.

Alſo hieher kam Jeſus, hier fing er ſein Werk an. Und wie hat er es angefangen? Das Evangelium nach Markus berichtet uns, er habe begonnen zu predigen: Die

[1] Matth. 11, 23. — [2] Matth. 7, 29.

Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist genaht. Kehret um und glaubet an das Evangelium[1]! Allerdings eine großartige Freudenbotschaft für das Judenvolk: Die Zeit ist erfüllt. Viele Geschlechter hatten gehofft und gehofft, und die Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Aber jetzt müßt ihr nicht länger ins Endlose hoffen, jetzt ist das Reich Gottes genaht. Das Reich Gottes war für den damaligen Juden der Inbegriff alles Hohen, Herrlichen und Beseligenden. Reich Gottes bedeutete für ihn den Himmel auf Erden. Doch die Pforten desselben öffnen sich nur unter der einen Bedingung, daß er gewillt ist, dem Rufe zu folgen: Kehret um!

Kehret um! Das war schon die Losung des Johannes gewesen, und die Schriftgelehrten hatten sie aufgenommen, indem sie verkündeten, erst dann, wenn das ganze Volk umkehre, werde der Messias erscheinen. Also erfüllte alle Ernstgesinnten die Überzeugung, für die neue große Zeit bedürfe es einer vollständigen Umwandlung des ganzen innern Menschen. Aber im Munde Jesu Christi bedeutet das Wort: „Kehret um!" doch weit mehr als bei den Schriftgelehrten, weit mehr selbst als bei Johannes. Gewiß war die Seele des Täufers von heiliger, demütiger Liebe gegen Gott erfüllt, gewiß legte er mit den andern Propheten Israels den Hauptwert auf die rechtschaffene Gesinnung; aber aus seinem Wesen sprach ein herber, weltfeindlicher Zug, und er meinte durch Zürnen, Drohen, Fluchen dem Verderben am wirksamsten Einhalt tun zu können. Das unendliche Erbarmen Jesu lebte nicht in ihm; darum sagte Jesus einmal: Der Kleinste im Reiche Gottes ist größer als Johannes[2]; das heißt: mein geringster Jünger hat eine innigere Gemeinschaft mit Gott, als der Prophet der jüdischen Wüste. Kehret um, ruft Christus, richtet euch nach

[1] Mark. 1, 15. — [2] Matth. 11, 11.

dem Lebensziel, das ich euch weise. Bei der Buße kommt alles darauf an, mit welchem Maßstab der Mensch sich mißt. Johannes hatte im wesentlichen keine andern Lebensziele als die übrigen Juden; nur wollte er, daß man sie mit der ganzen Wärme des Herzens zu erreichen suche. Aber wenn Jesus ruft: Kehret um, so heißt das viel mehr als: Lasset euch euere Sünden leid sein; es heißt: Wertet alle Werte des Lebens um, lernet von mir, was Leben ist, gebt um meinetwillen alles auf, was euch bisher teuer und heilig war. Alles soll neu werden: die Anbetung Gottes und die Lebensführung. Wenn ihr aber umkehrt, wenn ihr in euerm ganzen Fühlen, Denken, Wollen meine Richtung einschlagt, meinen Urbildern zustrebt, dann werdet ihr auch Vertrauen zum Evangelium gewinnen. „Evangelium", zu deutsch „Freudenbotschaft", welch einen reichen, herrlichen Inhalt hat dieses Wort durch Jesus Christus gewonnen! Er hat nicht in der Weise eines gewöhnlichen Lehrers Vorträge über das Reich Gottes gehalten, nicht in einer künstlich geordneten Übersicht seine Überzeugungen dargelegt. Nein, durch sein ganzes Sein und Wesen, durch all sein Reden und Handeln, durch sein ganzes Leben hat er die „Freudenbotschaft" verkündet. Was seinen gedankenreichen Sprüchen, seinen lebensfrischen, sinnigen Gleichnissen ihren unvergleichlichen Wert, ihre hohe Kraft gibt, das ist seine Persönlichkeit. Er ist mit seiner Predigt so innig verbunden, daß man seine Worte nicht von seiner Persönlichkeit ablösen kann, wenn sie ihre beste Wirkung nicht einbüßen sollen. Weder die israelitische, noch die muhammedanische, noch irgend eine andere Religion ist so eng mit ihrem Stifter verbunden wie die christliche. An den einen allmächtigen und heiligen Gott, den Moses verkündete, werden wir glauben, auch wenn wir die erhabene Gestalt des israelitischen Gesetzgebers vergessen sollten; denn der Anblick des Weltalls bezeugt uns immer

wieder die Einheit einer großen Ordnung, und die Tatsache der sittlichen Weltordnung wird uns immer und immer wieder durch unsere eigene Lebenserfahrung in Erinnerung gerufen. Aber was Jesus uns verkündet, das ist uns ohne ihn nicht ebenso gewiß. Was bringt denn Jesus Neues in die Welt? Wir möchten zuerst sagen: Er erfüllt zum erstenmal die Welt mit Heimatluft. Der Mensch kommt sich auf Erden vor wie ein Pilger, wie ein Fremder. Der Mensch mit seinem Bedürfnis nach einer unvergänglichen Heimat, nach einer unsterblichen Freude, nach Erlösung von aller Angst der Endlichkeit und Vergänglichkeit und Befreiung vom Drucke seiner eigenen Schuld und Sünde fühlt sich in dieser Welt oft wie ein verirrter Fremdling. Diese herbe, schwere Welt scheint zu seinem innersten Gemütsbedürfnis so wenig zu stimmen. Hat nicht Plato recht, wenn er behauptet, die menschliche Seele habe ihre Heimat in Himmelshöhen und sei nur aus Verirrung auf die Erde herabgesunken; nie könne sie sich hier wohl fühlen, denn sie müsse sich immer nach ihrer himmlischen Heimat sehnen, zu der sie aber erst nach langer Wanderung wieder aufsteigen werde? Dieses drückende Heimweh, diesen Weltschmerz hat Jesus von uns genommen. Aus eigener Erfahrung hat er der harrenden Menge verkündet, daß Gott uns Menschen mit einer Liebe, die alles Denken übersteigt, lieb hat. Ja, er hat uns lieb, der Ewige, der durch allen Wandel der Zeit sich gleich bleibt, der Allgegenwärtige, der in den fernsten Himmelshöhen wohnt, und dessen Gegenwart der fromme Bergmann in den Tiefen der Erde empfindet; der Allmächtige, vor dem die Stürme schweigen, der Heilige und Gerechte, vor dem keine menschliche Gerechtigkeit bestehen kann, vor dem die Engel des Himmels, wie es bei Hiob heißt[1], nicht rein sind. Höre es, o Menschenkind: es gibt eine Liebe, die dich durch alle Ewigkeit trägt,

[1] Hiob 4, 18.

die durch alle Welt dich begleitet, die ſtärker und inniger iſt als Vater- und Mutterliebe. Der Name Vater für Gott ſagt dir an ſich nicht viel, er wird erſt durch Chriſtus mit vollem Sonnenglanz durchleuchtet. Welch eine kühne, aber auch welch eine beſeligende Botſchaft: Das Weſen Gottes iſt Liebe. Wer dieſes Glaubens gewiß geworden, für den iſt alle Angſt der Welt verſchwunden, der wandert kindesfroh auch unter Sturm und Wetter ſeinen Weg. Dieſen Glauben will Jeſus den Herzen einpflanzen. Alles, was er redet und tut, läßt ſich in das apoſtoliſche Wort zuſammenfaſſen: Gott iſt die Liebe. Gewiß verkünden auch für Jeſus die Himmel die Ehre Gottes, aber ſie verkünden ihm noch ſtärker ſeine Vaterliebe; gewiß ſind auch ihm die Blumen ein Sinnbild der Vergänglichkeit, aber noch mehr ein Zeugnis dafür, daß eine gütige Macht regiert, die mit unendlicher Anmut die Fluren ſchmückt. Es gibt Leute, die in der Natur nur den ſchweren, ruheloſen Kampf ſehen und in der Menſchenwelt nur das Elend, den Jammer, die Verdorbenheit, und die meinen, weiſe zu ſein, wenn ſie gegen ihre Mitmenſchen ein möglichſt großes Mißtrauen hegen, ja die ganze Welt für grundſchlecht halten mit Ausnahme ihrer eigenen Perſon. Jeſus ſpürt auf ſeinen Wanderungen durch die Gaue ſeiner Heimat überall den Odem göttlicher Weisheit und Freundlichkeit, und in den ſo unvollkommenen Menſchen entdeckt er viele Züge, die an das göttliche Ebenbild erinnern. Wie gern deutet er auf dieſe Züge hin! Wo iſt ein Vater, ſpricht er, der, wenn ihn ſein Kind um Brot bäte, ihm einen Stein gäbe[1]. Er redet von einem gütigen Vater, der den liederlichen, in Lumpen zu ihm heimgekehrten Sohn mit Freuden in die Arme ſchließt und für den verlorenen und wiedergefundenen ein Feſtmahl veranſtaltet[2]. Auch von einem gütigen Schuldherrn weiß er zu berichten, der zehntauſend Talente ſeinem Schuldner ſchenkt[3].

[1] Matth. 7, 9. — [2] Luk. 15, 11-32. — [3] Matth. 18, 23-35.

Ja, er denkt groß und gut von der Menſchenſeele. Alle die Züge von Freundlichkeit, von Edelſinn, von Milde und Erbarmen, die ſein freundliches und feines Auge unter den Menſchen erkannt hat, ſie ſind ihm ein Zeugnis von der Liebe und dem Erbarmen deſſen, der die Welten trägt. Durch Jeſus gewinnt die Gemeinſchaft mit Gott bei aller Weihe etwas überaus Heimeliges. Abba, Vater, ſollen wir Gott anrufen, rückhaltloſes kindliches Vertrauen ihm entgegenbringen, mit der harmloſen Innigkeit von Kindern uns ihm anſchmiegen. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen[1]! Es ſoll wieder etwas von der paradieſiſchen Kindesfröhlichkeit in eure Seele zurückkehren! Denn Gott hat Mitleid mit den Geſunkenen und Gefallenen und heißt jeden willkommen, der heimkehren will zu ihm. Über einen verlorenen und wiedergefundenen Sünder iſt im Himmel mehr Freude als über neunundneunzig Gerechte[2]. Alſo redet Jeſus von der ewigen Liebe, die über alle Menſchen leuchtet, von dem Kindſchaftsbund, den jede Seele mit dem Vater im Himmel ſchließen kann.

Und was verlangt der Vater von ſeinen Kindern? Wann darfſt du dich deſſen getröſten, daß du in einem Kindesbund mit dem allwaltenden, heiligen Gott ſtehſt? Dann, wenn die Liebe Gottes wie leuchtender Sonnenſchein in deine Seele einzieht, und dein eigen Weſen wiederum wie eine Sonne leuchtet in die Welt hinaus. So iſt ja das Wort zu verſtehen: Ihr ſeid das Licht der Welt[3]. Wenn die Liebe Gottes in dein Herz eingezogen iſt, dann kannſt du nicht anders als wiederum Freundlichkeit und Güte gegen deine Brüder und Schweſtern üben. Selig ſind die Friedfertigen; denn ſie werden Gottes Kinder heißen[4]! Alſo die, welche den Frieden bringen, haben die Bürgſchaft in ſich, daß ſie mit Gott weſensverwandt, daß ſie Gottes

[1] Mark. 10, 15. Matth. 18, 3. — [2] Luk. 15, 1. — [3] Matth. 5, 14, vgl. 1. Joh. 4, 16. — [4] Matth. 5, 9.

Kinder ſind. Liebet eure Feinde; ſegnet die euch fluchen; tut Gutes denen, die euch haſſen, und bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel[1]! Ja, wer ihm angehören will, der muß ſiebzigmal ſiebenmal verzeihen[2], der muß der Schwachen und Geringen ſich annehmen. Beim Weltgerichte wird der Sohn des Menſchen ſprechen: Kommt herein, ihr Geſegneten des Herrn! Denn ich hungerte, und ihr habt mich geſpeiſt; ich dürſtete, und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt. Und es werden die Menſchen zum Herrn ſprechen: Wo haben wir dich geſpeiſt? Wo haben wir dich getränkt und beherbergt? Und der Herr wird antworten: Was ihr einem der Geringſten von mir getan, das habt ihr mir getan[3]! Als Ergänzung dazu gehören die Worte: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich geſendet hat[4]. Alſo wie ein Vater auf Erden alles, was man ſeinen Kindern tut, mit innigem Wohlgefallen annimmt und es höher ſchätzt, als was man ihm ſelber unmittelbar erweiſt, ſo auch der Vater im Himmel.

In einer Stelle des Alten Teſtaments heißt es: Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen[5]; aber hier wird die Liebe zu dem Nächſten nicht gefordert. Dafür leſen wir an einer andern Stelle: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt[6]. Das Neue und bewunderungswürdig Große an der Forderung Jeſu Chriſti erkennen wir daran, daß er die Liebe zu Gott und die zu den Menſchen aufs engſte miteinander verſchmolzen hat. Liebe Gott, das iſt das erſte Gebot, aber das andere iſt dieſem gleich: Liebe deinen Nächſten. Jene religiöſe Schwärmerei, die in Weltabgeſchiedenheit nur ſich ſelbſt ge-

[1] Matth. 5, 44. — [2] Matth. 18, 22. — [3] Matth. 25, 34-40. — [4] Matth. 18, 5. 10, 40. — [5] 5. Moſ. 6, 5. — [6] 3. Moſ. 19, 18.

nießt, ist nicht im Sinne Jesu Christi. Aber wenn ein Mensch der Neuzeit ihn fragen wollte: Herr, ist es nach deinen eigenen Aussagen nicht genug an der Liebe zu den Menschen, bedarf es noch einer besondern Liebe zu Gott? so würde er ihm antworten: Die Liebe zu Gott aufgeben, heißt die Wurzeln des Baumes abschneiden, dessen Frucht die selbstlose Menschenliebe ist. Man kann von der Liebe, die Jesus verlangt, sagen, was der Dichter vom Wasser sagt:

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd!

Wer in dieses Reich der Liebe, der Versöhnung, des Friedens eingetreten ist, der fühlt sich unendlich reich, der hat in sich die Empfindung eines Jubels, einer Freude, wie er bisher noch nichts erlebt hat von gleicher Herrlichkeit und gleich beseligender Kraft. Jesus sagt einmal zu seinen Jüngern: Alles, was ihr um meinetwillen verloren habt, Vater und Mutter, Verwandte und Freunde, Acker und Häuser, das wird euch hundertfach ersetzt werden[1]. Er meint damit wahrlich nicht einen Ersatz im Sinne eines muhammedanischen Paradieses, sondern er deutet damit eben auf diesen Seelenjubel hin, den er den Menschen mitteilen will. Darum darf er auch dieses neue Leben mit einer kostbaren Perle vergleichen[2], die der größten Opfer wert ist. Er darf sagen: Ich mache euch das Leben erst lebenswert. Ich bringe euch ins Leben erst die rechte Würze, und ihr selber, wenn ihr diese Freudenbotschaft in euch aufgenommen habt, wenn sie eine Kraft des Lebens für euch geworden ist, seid das Salz der Welt[3], und ohne dieses „Salz" ist das Leben matt und fade.

---

[1] Mark. 10, 29. — [2] Matth. 13, 45. 46. — [3] Matth. 5, 13.

In der alten Welt des Oſtens hatte der Begriff „Leben“ vielfach ſeinen Wert eingebüßt. Millionen ſehnten ſich nach vollſtändigem Sterben und Vergehen. Jeſus hat dieſen Begriff wieder in ſein volles Recht eingeſetzt; er hat ihm einen neuen, reichen Inhalt gegeben, ſo daß in der Gemeinſchaft Jeſu die Geiſter aufjubeln, wenn ſie das Wort „Leben“ hören. Freilich, wenn leibliches Beſtehen ſchon Leben wäre, dann wäre für Jeſus zwiſchen Leben und Tod kein Unterſchied. Das Leben in ſeinem Sinne beginnt erſt mit dem Eintritt in das Reich Gottes. Leben heißt den Vater im Himmel lieben mit aller Wärme des Herzens, und ſeine Liebe im Innerſten erfahren. Weil damit ein Friede gegeben iſt, der immer gleich wohl tut, eine Freude, die immer gleich friſch bleibt und von ihrer Kraft im Laufe der Zeit nichts verliert, iſt Leben im Geiſte Jeſu Chriſti, wie tief und wahr das Johannesevangelium es ausſpricht, „ewiges Leben“. Wenn wir dieſe Wahrheit erkannt haben, verſtehen wir das Wort Jeſu: Wer das (leibliche) Leben um meinetwillen verliert, der wird es (das höhere Leben) gewinnen[1]. Um das höchſte Gut zu gewinnen und zu behaupten, verkaufen die wahren Jünger Jeſu, wenn es die Verhältniſſe fordern, alles, was ſie haben, ſie ſind treu bis in den Tod.

Jeſus muß doch einen mächtigen Eindruck auf die ſchlichten Leute des Volkes gemacht haben. Einmal mitten aus der Menge rief eine Frau: Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüſte, die du geſogen[2]! Wenn er auftritt, ſammeln ſich die Leute alsbald zu Hunderten, zu Tauſenden[3], ſie hangen an ſeinem Munde, ſie ſpüren, er bringt ihnen etwas, was ſie bisher wohl längſt geſucht, aber nicht gefunden hatten. Was ſind das für große Worte: Selig ſind die Armen im Geiſte; denn ihrer iſt das

[1] Matth. 16, 25. — [2] Luk. 11, 27. — [3] Luk. 12, 1. Mark. 1, 37. 2, 2. 4, 1. 5, 44 u. ſ. w.

Himmelreich[1]! Sonſt pflegt man ja die, welche ſich arm fühlen, welche ihre eigene Ohnmacht, Nichtigkeit, Schwäche, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen tief ſchmerzlich empfinden, nur zu bemitleiden; aber er preiſt ſie ſelig! Warum? Weil ſie mit dem, was ihnen die Erde gegeben hatte, ſich nicht glücklich fühlen, und ihnen ein ungeſtillter Hunger und Durſt übrigbleibt, darum ſind ſie empfänglich für das Neue, das er ihnen bringen will, für das Himmelreich, für den Kindſchaftsbund mit dem ewigen Gott. Selig ſind, die da trauern; denn ſie werden getröſtet werden[2]! Aller Erdenſchmerz muß dazu mitwirken, daß die Seele den Jubel, daheim zu ſein bei Gott, erſt recht empfindet. Selige Freude, inniger Troſt ringt ſich unter der Macht des Geiſtes Jeſu Chriſti aus dem tiefſten Erdenleid empor. Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen[3]! Der Menſch muß ſelber anfangen, milde und gütig zu ſein, Mitleid zu haben mit den Schwachen, Mitleid mit den Geſunkenen und Gefallenen, ſonſt wird er nie und nimmer an eine höchſte, ewige Liebe und Gnade glauben können; ſondern er wird als unbarmherziger auch ſelber ein unbarmherziges Gericht in ſeiner Seele erfahren. Ja, das war eine neue Botſchaft! Sie durfte wohl in vollem Maße ein Evangelium, eine Freudenbotſchaft genannt werden. Wenn wir dieſe Botſchaft vergleichen mit dem, was andere große Führer der Menſchheit geboten haben, welch ein gewaltiger Unterſchied! Dieſer Buddha im fernen Indien, er meint es ja auch gut, er will Seelenqualen auslöſchen, er will Frieden den erregten und empörten Gemütern bringen, er will Wunden heilen, die bisher niemand geheilt hatte; aber um welchen Preis? Daß wir das Leben verachten, daß wir gegenüber allen Werten des Lebens gleichgültig werden, daß wir uns um Heimat und Vater-

[1] Matth. 5, 3. — [2] Matth. 5, 4. — [3] Matth. 5, 7.

land, um Kunst und Wissenschaft, um alles das, was sonst das Leben gut und schön und anmutig macht, durchaus nicht mehr kümmern, daß wir wieder zurücksinken in einen Zustand der Barbarei; denn alle Weltkultur vermehrt nach der Anschauung Buddhas nur den Seelenschmerz. Wahrlich, es ist ein Weg des Todes, den Buddha den Menschen anrät. Der ist am Ziel, der ganz und gar gleichgültig gegen die Welt geworden ist, der sich eisig kalt ganz in sich abschließt und die Welt mit den gleichen Gefühlen ansieht, wie man den Seifenblasen zuschaut, die ein Kind in die Luft hinausbläst. So Buddha.

Oder werden wir uns erfreuen an den Schreckensbotschaften des arabischen Propheten, der durch Verkündigung furchtbarer Höllenstrafen die Kuraischiten, seine Mitbürger in Mekka, aus ihrer geistigen Trägheit aufwecken will? Es ist eine alte Methode, durch Schrecken auf das menschliche Gemüt Eindruck zu machen. Doch mit solchen Drohmitteln kann man wohl die Menschenseele einschüchtern, daß sie sklavisch einem größeren, höheren Willen gehorcht, aber sie besser machen und sie zur freudigen Hingebung an Gott entflammen, das kann man auf diese Weise nimmermehr. Wir hören die Drohrede mit Ernst, mit Staunen an, vielleicht erschüttert, ergriffen, und gehen mit bangen Seufzern, mit schwerem Herzen von dannen. Wir fürchten uns, wir erzittern, aber wir spüren keinen Hauch jener ewigen Liebe und Gnade, die uns sagt: Was ich von dir will, o Menschenkind, das stimmt ja durchaus mit den tiefsten Bedürfnissen deines eigenen Wesens überein; denn du bist mein Kind, du bist mir wesensverwandt. Ich lade dir kein fremdes Gebot auf, nein, ich rufe nur die heiligen Triebe in dir wach, die im Innersten deiner Seele schlummern. Wie ganz anders die Freudenbotschaft Jesu Christi, dieses Evangelium heiliger Liebe!

Aber, könnte man entgegenhalten, redet denn Christus

immer nur von Liebe, von mildem, ſchonendem Erbarmen? Hat er nicht auch ſchneidend ſcharfe Worte, Worte gewaltigen Zornes; redet er immer nur von Erlöſung, nicht auch von Verdammnis, nur vom Himmel, nicht auch von der Hölle? Hat er nicht in die Welt hineingerufen: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert, ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden, und wie wollte ich, daß es ſchon brennte[1]? Gewiß iſt das ganze Wirken Chriſti von heiligſtem Ernſte durchdrungen; aber ſteht dieſer Ernſt im Widerſpruch zu ſeinem Erbarmen? In der Tat iſt man oftmals ſo weit gegangen, in Chriſtus nur den zürnenden, unbarmherzigen Weltenrichter zu ſehen, der den Sündern zuruft: Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit geübt habet, ihr werdet in die ewige Strafe gehen[2]. Wenn Luther als Mönch namenloſe Qualen litt durch die Angſt vor der ewigen Verdammnis, ſo müſſen diejenigen Worte Jeſu, die in der Tat eine furchtbare Majeſtät offenbaren, alle andern Worte ſeines Herrn und Meiſters übertönt haben. Was bewegt Chriſtus zu Ausſprüchen wie: Wer zu ſeinem Bruder ſagt „Narr", der wird des hölliſchen Feuers ſchuldig ſein[3]; wenn dein Auge dich ärgert, ſo reiß es aus; denn es iſt beſſer, daß du einäugig ins Leben eingeheſt, als mit zwei Augen ins hölliſche Feuer geworfen werdeſt[4]? Er weiß, daß die Sünde des Menſchen größter und grimmigſter Feind iſt, daß wir

---

[1] Matth. 10, 34. Luk. 12, 49. — [2] Matth. 25, 41. — [3] Matth, 5, 22. „Narr" nach der gewöhnlichen Überſetzung des im Urtext ſtehenden Moré. Wir halten aber dieſes Wort wie das vorangehende Raka für ſemitiſch. Wer ſeinem Bruder ſagt Raka „Schwacher, Blöder", der wird des Hohen Rates ſchuldig ſein. Wer ihm ſagt Moré = hebr. Morèh Lehrer im Sinne von Jeſ. 9, 14, „Lehrer des Truges", das iſt Wahrſager, der wird des hölliſchen Feuers ſchuldig ſein. Moré bedeutete den gleichen Schimpf, wie wenn man bei uns in Zeiten des Hexenglaubens zu einer Frau „Hexe" ſagte. — [4] Matth. 5, 29.

nimmer zum Heil gelangen, wenn wir nicht ein dringendes Verlangen haben, gut zu sein, und darum es auch ernst nehmen mit der Sünde. Diese will uns immer in die Tiefe ziehen, uns Gott entfremden, das Licht des Lebens auslöschen und Jammer und Elend nach allen Seiten verbreiten. Diesem schrecklichsten Feind des Menschenwohls gilt sein ruheloser Kampf. Mit der Wurzel will er das Unkraut ausrotten, im Herzen die Sünde treffen, die Gesinnung heiligen. Er sieht in den scheinbar harmlosen Anfängen die entsetzlichen Folgen und bekämpft diese Anfänge voll hoher erzieherischer Weisheit mit schneidendem Ernst. Wir begreifen auch, daß ihm, der die Seligkeit voller Harmonie mit Gott in sich trug, alle Gottentfremdung als größtes Elend erscheinen mußte. Fern von Gott sein ist ihm Heimatlosigkeit, ist ihm Armut, Hunger, ein Ausharrenmüssen in Nacht, in unerträglicher Hitze; ja er nimmt für diesen Zustand alle Ausdrücke, welche die Volksphantasie für die Qualen der Verdammnis geschaffen hatte, in Anspruch[1]. So klingt uns auch in den schärfsten und strengsten Worten Jesu Christi, wenn wir ihn recht verstehen, sein ganzes Erbarmen mit der Menschheit wider. Sie gleichen den Worten des Johannes; aber sie haben eine ganz andere Klangfarbe, die jedes feinere Ohr leicht unterscheiden kann. Von Verdammnis war in den Synagogen zur Zeit Jesu unendlich oft die Rede. Aber er stellte sich allen Zeitvorstellungen frei gegenüber, nicht im Sinne eines modernen Menschen, sondern im Sinne dessen, der die höchste Vollendung der Lebensgemeinschaft mit Gott tatsächlich besitzt, dem alles Irdische nur ein Gleichnis ist für das Überirdische, alles äußere Geschehen ein Sinnbild für innere Vorgänge. Das Evangelium Jesu richtet sich an alle Stände und Klassen, es ist volkstümlich im edelsten Sinn des Wortes. Was Buddha predigte, das war zum großen Teil nur den höher gebildeten

[1] Mark. 9, 47. 48. Matth. 22, 13.

2000678

Klaſſen verſtändlich. Es wird uns auch von der Geſchichte berichtet, Buddha habe ſeine Jünger unter den vornehmen und reichen Jünglingen ſeines Landes geworben, die an der üppigen Tafel des Lebens ſich überſättigt hatten und nun gern einſtimmten in den Ruf: Alles Daſein iſt ein Übel! Aber gerade die armen, die ſchlichten Leute, die im Schweiße ihres Angeſichtes arbeiten mußten, und die ſich eben damit auch innere Geſundheit und Friſche erhalten hatten, konnten in ihren einfachen Verhältniſſen nicht begreifen, wie alles Leben ein Übel ſein ſollte. Alſo hat dieſe Predigt im fernen Oſten einen durchaus unvolkstümlichen Zug, wie auch heute noch ähnliche Lehren wohl unter Gebildeten Anhänger finden, die ſich im Weltſchmerz gefallen, aber nicht unter den einfachen Leuten des Volkes.

Wie ganz anders das Evangelium Jeſu Chriſti! Für Liebe, für ſelbſtloſe Herzensgüte, für inniges Erbarmen iſt eine jede Menſchenſeele empfänglich. Da wird nicht mehr nach Schulung und Bildung gefragt, nein, nur danach: Willſt du dich aufraffen und deine Selbſtſucht überwinden, willſt du den Geiſt reiner Liebe, ſelbſtloſer Güte in dir triumphieren laſſen? Welch ein Gegenſatz iſt das gegenüber der Lehre der griechiſchen Philoſophen, die ja in ihrer Weiſe die Menſchheit ebenfalls zur Höhe hinaufführen wollten! Sie lehrten bekanntlich vier Tugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Beſonnenheit, Tapferkeit. Aber die Liebe iſt nicht darunter. Was dieſe Weiſen verkünden, das iſt eine Lehre für die ſtarken, mutigen Männer, aber nicht eine Lehre für die Frauen, für die Schwachen, für die, welche nicht mehr mit Tatkraft in die Welt eingreifen können. So ſchwach jedoch ein Menſch ſein mag, ſo alt, ſo hinfällig oder ſo jung und zart, der Liebe ſind alle fähig vom Kind bis zum Greiſe, und es bedarf da auch keiner beſondern Weisheit; man muß nicht auf hohen Schulen geweſen ſein, um zum höchſten Ziele zu gelangen.

Die Liebe ist eine Kraft, welche die Menschen stark machen kann wie keine andere Macht. Sie vermag die zu heilen, die am schwersten krank sind. Darum ist Jesus unter die Zöllner gegangen, unter die, welche von aller Welt damals verworfen waren, die als der Abschaum der Gesellschaft behandelt wurden. Er hat ihnen das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt und es vermocht, diese wirklich rohen Menschen zu einem menschenwürdigen Leben zurückzuführen. Die Liebe ist der Sonnenschein, der mit seinem goldenen Licht auch das Einfache und Ärmliche verklärt und ohne den alle übrige Herrlichkeit des Menschenlebens nur einer mit düstern Wolken überhangenen Landschaft gleicht. Wenn wir aber auf unserer Erdenwanderung diese Liebe erlebt haben als eine himmlische Kraft, die uns weiht, veredelt, dann werden wir der letzten Stunde mit freudiger Hoffnung entgegenschauen und uns sagen: So gewiß die Vaterliebe des allmächtigen Gottes während unsrer Erdentage uns zu einer jeden Zweifel überwältigenden Tatsache geworden ist, so gewiß kann der Menschen Leben nicht enden mit Tod und Vernichtung, mit Jammer und Elend, mit ungestillten Tränen und verzehrender Sehnsucht, nein, hinter der Erdennacht muß ein neuer, schöner Tag emporsteigen. Das ist das Evangelium Jesu Christi.

In der Offenbarung Johannis wird gesagt, ein Engel sei durch den Himmel geflogen, um ein ewiges Evangelium allen Nationen auf der Erde zu verkünden[1]. Dieses ewige Evangelium, das allen Nationen und allen Zeiten wohl tun, das nie veralten, das immer wieder neues Leben, neue Freude, neuen Jubel erzeugen wird, das hat der Menschensohn schlicht und einfach an den Ufern des Sees Genesaret verkündet, indem er anfing mit den Worten: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist genaht. Tut Buße und glaubet an das Evangelium!

[1] Offb. 14, 6.

VII.

Das Hochzeitsmahl des Königssohnes.

Ein König, der seinem Sohne Hochzeit machte, schickte seine Knechte aus, die Geladenen zum Feste zu rufen. Aber die Geladenen wollten nicht kommen. Da sprach er zu seinen Knechten: Die Geladenen sind der Einladung nicht wert; daher gehet hin an die Scheidewege und berufet, wen ihr findet! Und die Knechte gingen hin an die Scheidewege und beriefen, wen sie fanden: Gute und Böse, Lahme und Blinde, Gesunde und Krüppel, sie alle wurden eingeladen. Und der Herr sprach zu seinen Knechten: Gehet weiter hinaus und ladet sie ein, die hinter den Zäunen sind und an den Wegen stehen! Nötiget sie hereinzukommen! So lautet das Gleichnis in der Zusammenstellung aus Matthäus und Lukas[1]. Einen Zug aber muß ich noch hinzufügen. Als der Königssaal voll von Gästen geworden, schreitet der König durch ihre Reihen, um sie zu grüßen, und er trifft einen, der hat kein hochzeitliches Kleid an, und erzürnt spricht der König zu ihm: Freund! Wie bist du hereingekommen und hast kein hochzeitliches Kleid an? Er aber verstummte. Da sprach der König zu seinen Knechten: Nehmet ihn, bindet ihn und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist!

---

[1] Matth. 22, 2-22. Luk. 14, 16-24.

Im Morgenlande wird der Hitze wegen das Hochzeitsfeſt nachts gefeiert. Die Sitte verlangt es, daß die feſtlichen Räume von möglichſt vielen Lampen beleuchtet werden. Weil von der Fülle des Lichtes auch die Umgebung des Hauſes noch etwas gewinnt, wagen ſich die lichtſcheuen wilden Tiere, die Schakale, wilden Hunde, Hyänen nicht allzunahe heran, ſondern halten ſich in einer Entfernung, in die kein Lichtſtrahl mehr dringt. Dort, wo äußerſte Finſternis herrſcht, wo es ganz dunkel iſt, erheben ſie ein furchtbares Geheul oder knirſchen vor Wut und vor Hunger mit den Zähnen. Schaudern ergreift den Morgenländer bei dem Gedanken, ein Wanderer möchte in dunkelſter Nacht unter die grimmige Meute ſich verirren; darum heißt für ihn, einen Menſchen in die äußerſte Finſternis hinausſtoßen, wo Heulen und Zähneknirſchen iſt, dieſen dem größten Schrecken überliefern. Jeſus konnte kein wirkſameres Bild für die Angſt der Gottverlaſſenheit brauchen.

Nötiget ſie hereinzukommen! Wie ſchrecklich hat die Kirche jahrhundertelang dieſes rührend freundliche Wort mißverſtanden! „Compelle intrare!“ (nötige einzutreten) das war das Loſungswort für alle jene furchtbaren Glaubenskriege, für alle jene entſetzlichen Schreckmittel, um mit blutiger, grauſamer Gewalt die Menſchen in die Kirche hereinzunötigen. Wenn wir das Gleichnis richtig deuten wollen, müſſen wir voraus uns ſagen: Es gilt, das Augenmerk auf den Hauptgedanken zu richten. Nicht alles, was zum Bilde gehört, gehört auch zur geiſtigen Vergleichung. Wenn man von einem Hochzeitsfeſte redet, iſt eine ſehr naheliegende Frage: Wer iſt denn die Braut? Der Bräutigam iſt ja offenbar Jeſus Chriſtus; aber von der Braut iſt in den vielen Gleichniſſen, die an das Hochzeitsfeſt anſchließen, niemals die Rede. Sollen wir uns nun etwa abmühen, nachzuforſchen, welches die Braut ſei? Wir kämen auf eine ganz falſche Fährte. Jeſus wählt das

Gleichnis vom Hochzeitsfeste nur deshalb, weil es für seine morgenländischen Zuhörer das schönste, glänzendste und freudenreichste Fest ist, das sie kennen. Und nun vollends das Hochzeitsfest des Königssohnes! Das ist das allerherrlichste und allerfreudenreichste Fest, das sich überhaupt denken läßt, und es reicht gerade hin zur Vergleichung mit dem Leben im Reiche Gottes.

Immer will Jesus in seinen Gleichnissen einen Hauptgedanken veranschaulichen, so daß es unnütze Spielerei wäre, alle einzelnen Züge seiner Erzählung deuten zu wollen. Wie töricht wäre es zu fragen, warum das Weib im Gleichnis vom Sauerteig gerade drei Viertel Mehl nahm und nicht mehr, oder was im Gleichnis vom Senfkorn die Vögel zu bedeuten haben, die auf die Senfstaude sich setzen, oder ob es Weizen oder Gerste gewesen sei, was im Gleichnis vom Säemann der Landmann ausstreut; was man unter dem Krämer zu verstehen habe, bei dem die törichten Jungfrauen Öl kauften. Auch müssen wir immer zunächst eine klare Anschauung des Bildes gewinnen, das Jesus als Gleichnis verwendet. Er nimmt seine Vergleichungen aus dem Leben, wie es ihm und seinen Zuhörern vor Augen lag, ohne über das Bild selbst Lob oder Tadel auszusprechen. Das Gleichnis vom Säemann paßt nur auf morgenländische Zustände, wo der Landmann mit seinem stumpfen Pflug den Weg nicht aufackert, die niedrigen Dornen nicht mit der Wurzel ausrauft und die felsigen Stellen im Acker nicht mit der nötigen Erdkrume bedeckt. Ein Landmann bei uns würde anders verfahren. Der Fischer, der die guten und die faulen Fische von einander sondert, ist ein Jude, dem sein Gesetz befiehlt, die schuppenlosen Fische ins Wasser zurückzuwerfen.

Doch kehren wir zum Gleichnis vom Hochzeitsmahl des Königssohnes zurück! Die Geladenen wollen nicht kommen. Wer sind sie denn? Das sind die Frommen Israels, die

eine ſorgfältige, eingehende religiöſe Bildung genoſſen haben; das ſind die Frommen, die Tag und Nacht in den heiligen Büchern Israels ſtudieren, um den Willen Gottes, um die ewige Wahrheit immer deutlicher zu erkennen; das ſind jene Rabbiner, jene Phariſäer, die einen großen Teil ihres Lebens dem Studium von Geſetz und Propheten gewidmet haben. Sie wollen nicht kommen; ſie ſind von der Vortrefflichkeit ihrer eigenen Einſicht, ihrer eigenen Erleuchtung ſo überzeugt, daß ſie meinen, ſie könnten von dem ſchlichten Rabbi aus Nazaret nichts mehr lernen. Es ſind jene trockenen, manchmal auch geradezu eingetrockneten Menſchenſeelen, die im bürgerlichen Leben als ganz ordentliche, rechtſchaffene Leute ſich erweiſen, man kann ihnen durchaus nichts Böſes im groben Sinne vorwerfen; ihr großer Fehler iſt die Selbſtzufriedenheit, die allen Schwung des Geiſtes lähmt, weil ſie glaubt, ſchon am Ziele zu ſein. Alſo ein Sehnen nach einem ewigen, unendlichen Ziel, das kennen dieſe Leute nicht. Sie hungern nicht und dürſten nicht nach der Gerechtigkeit, wie ſie Jeſus verſteht; ſie ſind nicht die Armen im Geiſte, die ihrer Unzulänglichkeit und Schwachheit ſich bewußt ſind; ſie ſind die „Satten, die Guten, die Erleuchteten", die vom Menſchenſohn nichts wiſſen wollen. An wen hat er ſich da gewendet? An die, welche in den Reden der Schriftgelehrten mit einem Tone der Geringſchätzung als „Volk des Landes" bezeichnet werden. Damals ging durch das Volk Israel eine ſcharfe Scheidung, und zwar nicht eine Scheidung, die ſich auf die Geburt bezogen hätte — die fand nur ſtatt zwiſchen den Prieſtern und dem übrigen Volke — nein, eine Scheidung in Beziehung auf die Stellung zum Geſetze. Da gab es beſonders Fromme, beſonders Strenge: das ſind eben die Phariſäer. Die wollen eine Pünktlichkeit in der Erfüllung des Geſetzes erſtreben, die ſie weit über alle andern Menſchen erhebt. Sie fühlen ſich wunderbar vornehm den andern

ſchlichten Leuten gegenüber, die einfach nach dem Drang ihres Gemütes ihre Pflicht erfüllen, ohne ſich lange mit dem Buchſtaben des Geſetzes ängſtlich zu beraten, die aber eben deshalb gegen das Geſetz, wie es die Erleuchteten, Gelehrten und Gebildeten verſtehen, ſich tauſendmal verfehlen.

Mit den unfeinen, der Torah (ſo heißt das Geſetz) unkundigen Leuten wollen die Gebildeten nichts zu tun haben. Doch das beſcheidene „Landvolk", das wohl mit einer gewiſſen Bewunderung zu den Hochgebildeten aufſchaute, beſaß einen Vorzug, deſſen dieſe gänzlich ermangelten, es beſaß die Fähigkeit, das Evangelium Jeſu Chriſti in ſich aufzunehmen. Sein religiöſes Denken war nicht verknöchert, ſein frommes Gefühl nicht in ſtarre Formen gebunden, es hatte genügende Freiheit und Unabhängigkeit des Urteils, um wahrhaft Großes auf ſich wirken zu laſſen. Zu dieſen ſchlichten, unverbildeten Leuten gehören die Armen, die Blinden und Krüppel, von denen das Evangelium erzählt. Für die Einladung iſt aber keine Grenze gezogen, als ob nur die armen Kinder Israels beim Hochzeitsmahl hätten erſcheinen dürfen. Nein, wenn die eigentlich Geladenen nicht kommen wollen, dann wird die ganze weite Welt zum Feſte eingeladen, Heiden wie Juden, Sklaven wie Freie. Wer dem Ruf des Königs folgen will, der iſt willkommen, allerdings unter einer Bedingung, die wohl auch wir ſtellen würden: daß jeder ein hochzeitliches Gewand anlege, um damit ſeinerſeits zu zeigen, daß er eine ſo vornehme Einladung zu ehren wiſſe. Was iſt unter dieſem hochzeitlichen Gewande zu verſtehen? Nicht immer hat man es richtig ausgelegt. Die Sache verhält ſich einfach ſo: Die Menſchen, die den Ruf von einer ewigen Liebe des himmliſchen Vaters vernehmen und die Einladung empfangen, Kinder Gottes zu werden und zu beten: „Abba, lieber Vater!" ſollen wohl bedenken, zu wem ſie eingeladen

werden; sie sollen über der Milde, der Freundlichkeit und väterlichen Gütigkeit Gottes seine unausdenkbar große Majestät, seine absolute Heiligkeit nicht vergessen. Die Heiden nämlich haben die Botschaft leicht aufgenommen, daß man mit Gott eine ganz innige, trauliche Gemeinschaft eingehen dürfe; haben sie doch in ihren Sagen erzählt, daß die vornehmsten Menschengeschlechter von den Göttern selbst abstammen, haben doch die spätern Heiden so oft ihre eigenen Könige zu Göttern erhoben. Wer hätte nicht gehört, wie die gestorbenen römischen Kaiser göttlich verehrt worden sind, ja, wie die Heiden einst noch zu Lebzeiten des Kaisers Augustus in Kleinasien ihm einen Tempel errichtet und Opfer dargebracht haben! So sehr waren die Heiden bereit, auf den Gedanken einzugehen, daß der Mensch eine nahe Verbindung mit Gott haben könne. Aber was den Heiden fehlte, das war das Gefühl für die unendliche Weihe, für den heiligen Ernst der Gottheit. Sie sind mit den Schauern der religiösen Ehrfurcht, mit der schneidenden Strenge der sittlichen Weltordnung nicht vertraut. Zum Hochzeitsmahle sind alle geladen; aber daran teilnehmen dürfen doch nur die, welche in tiefster Demut vor Gott sich beugen, welche den unendlichen Abstand zwischen ihm und dem armen sündigen Menschen bis ins Innerste empfinden, welche etwas verstehen von jenem Beben des Propheten: Weh mir, ich bin ein Mensch mit befleckten Lippen, und meine Augen haben den Herrn der Heerscharen gesehen[1]. Dann werden wir von selbst zerbrochenen und zerknirschten Herzens werden, und die tiefste Rührung und vollendete Andacht wird die Seele erfüllen beim Ruf: Dennoch bist du geladen zum Hochzeitsmahl des Königssohnes.

Eine Vorstufe zu jener Demut ist das Gefühl der Kleinheit und Schwachheit, das schon durch die Welt-

[1] Jes. 6, 5.

erfahrung über uns kommt. Was ist doch der einzelne Mensch in diesem großen Weltganzen! Welch eine geringe Größe! Wie gebrechlich sein Leben! Wie bald ist es aus mit ihm! Wir sind ja nur wie die Blätter am Baum, wie die Blume, die am Morgen blüht und am Abend verwelkt, wie die Funken, die vom Feuer aufsteigen und wieder in sich zusammensinken! So tönt es weit herum in den Kreisen der Völker und der Jahrtausende. Und der Mensch, wie hat er so viele Fehler! Wie ist er doch ein in jeder Weise unvollkommenes Geschöpf! Wie ist er oft sein eigener schlimmster Feind! Wie gering ist sein Glück! Wie bald ist es mit den guten Tagen vorbei! Also: der Mensch ein armes, elendes, schwaches, unvollkommenes Wesen! Millionen und Millionen haben unendlich gering vom Menschen gedacht. Wohl haben sich einzelne Menschen über die andern emporgehoben und ihnen gegenüber ein gar stolzes Selbstgefühl an den Tag gelegt. Aber auch sie, diese Mächtigen in der Welt, haben, sobald das Bangen des Todes durch ihre Seele ging, die ganze Ohnmacht und Nichtigkeit ihres Wesens empfunden. Wenn wir die Grabinschriften der alten Könige lesen, der Großen der Welt in vergangenen Jahrtausenden, wie klingt da die eine Klage hindurch: Der Mensch ein Kind des Staubes, ein Sohn des Augenblicks; wie bald ist es mit seiner Herrlichkeit vorüber! Und nun erst diese Massen armen Volkes, von denen der einzelne sich nie einen Namen macht, von denen der einzelne nie über seine Umgebung hervorragt, was sind sie anders als flüchtige Erscheinungen des flüchtigen Menschenlebens, ohne Zweck, ohne Bedeutung, ohne irgendwelchen höhern Wert!

Aber aus dieser weltförmigen Vorstufe der Demut hebt uns Jesus zur vornehmen Demut vor Gott empor; es ist die Demut eines Königskindes, das durch eigene Schuld zum Bettler geworden, und das der König heimruft zur

alten Herrlichkeit. Wir sind Gäste am Königsmahl. Jesus hat sehr groß von der Würde des Menschen gedacht und darum auch von jedem Menschen verlangt, um jeden Preis seine Würde zu erhalten. Wenn er zum Beispiel sagt: Wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere dar[1]! so sagt er es nur darum, weil er will, daß wir auch mit dem schwersten Opfer unsere Würde behaupten und lieber eine zweite Mißhandlung über uns ergehen lassen, als daß wir in einen wüsten Streit uns einlassen. Aber er sagt es auch deswegen, weil er an einen innersten, unzerstörbaren Adel der Menschenseele glaubt. Wir dürfen hoffen, die Würde des andern zu retten, wenn wir unsere eigene bewahren. Die Menschen sind bald bereit, die, welche unrechte Wege gehen, die, welche gesunken sind, vollends in den Abgrund hinunterzustoßen. Wie ganz anders Christus! In dieser Beziehung ist ein Wort von ihm ganz besonders bezeichnend, das wir anders als gewöhnlich auslegen. Jesus mahnt einmal seine Jünger: Gebet das Heilige nicht den Hunden hin und werfet die Perlen nicht vor die Schweine[2]!

Im Morgenland wirft man alle unbrauchbar gewordene Speise auf die Gasse hinaus, wo sie von den halbwilden Hunden aufgeschnappt wird. Den gleichen Dienst leisteten einst in halbheidnischen Orten Galiläas auch die Schweine. Nun kann es geschehen, daß eine nicht sorgsame Hausfrau im Dämmerlicht ihrer Hütte eine noch gute Speise für unbrauchbar ansieht und fortwirft. Freilich, wenn nun das Fortgeworfene z. B. stark mit Senf gewürzt ist, so fressen es die „Gassenkehrer" nicht, sondern wenden sich voll Wut gegen die Frau, die ihren Hunger getäuscht hat. Unter dem „Heiligen" ist in diesem Zusammenhang gesetzlich erlaubte, koschere, heilige Speise, und unter den Perlen

[1] Matth. 5, 39. — [2] Matth. 7, 6.

beſonders ſchmackhafte Speiſe zu verſtehen. Perle bedeutet ja auch bei uns das in ſeiner Art Beſte, Wertvollſte. Was wollte Jeſus mit ſeinem Gleichniſſe ſagen? Macht es mit den Menſchen nicht wie eine unachtſame Hausfrau mit den Speiſen, ſondern, ehe ihr einen Menſchen als gänzlich verdorben erklärt und verwerft, prüfet doch ſorgfältig, ob nicht noch etwas Gutes an ihm zu finden ſei. Ja, wenn ihr ſorgſam, liebevoll prüft, dann werdet ihr hundertmal mit einem ſchroffen Urteil zurückhalten, dann werdet ihr dem Gefallenen die Hand reichen, dann werdet ihr ihm zurufen: Sei willkommen am Hochzeitsmahl des Königsſohnes! Menſchen als Hunde zu bezeichnen, die im Morgenlande zu allen Zeiten aufs äußerſte verachtet waren, daran haben ſtolze Geiſter immer Gefallen gefunden; aber nicht der, welcher uns mahnt, den glimmenden Docht nicht auszulöſchen und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen. Nein, er hat an eine tief verborgene Wurzel von Menſchenwürde, von Sehnſucht nach Gott auch bei den „Zöllnern und Sündern" geglaubt; er hat gehofft und gehofft und zu retten geſucht. Das iſt ſeine ewige Ehre und wird ihn unendlich liebenswert machen für alle die armen, verwahrloſten Menſchen, welchen die harte Menſchheit jeden Funken von Vertrauen und Mitleid verſagt.

Und nun weiter! Jeſus verkündet eine große Freude. Ja, die höchſte Freude ſoll den Menſchen zuteil werden, und zwar dadurch, daß ſie ſich ihm anſchließen. Denn er iſt der Königsſohn, und ſein Vater der allmächtige Weltenherr. Die Propheten haben auch große Freuden verheißen, aber Freuden der Zukunft. Die ſpätere Religion Israels iſt faſt ganz eine Religion der Hoffnung: Einſt werdet ihr jubilieren und triumphieren; aber die Gegenwart iſt trübe und traurig. Und nun kommt in dieſe arme, harte, an tragiſchen Geſchicken ſo reiche Welt dieſer Bote, von Gott geſandt, und verkündet: Sammelt euch um mich, und es

wird euch zumute werden, als ob ihr an der Tafel eines königlichen Hochzeitsfestes säßet.

Man hat in neuerer und neuester Zeit allerdings auch den Grundgedanken des Evangeliums zusammengefaßt in das Losungswort: Seid fröhlich in der Hoffnung[1]! Jesus habe die Seinen auf die Zukunft vertröstet, und dazu noch auf eine Zukunft, die vor der Wirklichkeit in lauter Traum und Selbsttäuschung zerstoben sei. Ja auch die Ziele, die er für unser ganzes Wollen und Streben aufgestellt habe, seien nur aus seiner Anschauung einer eingebildeten Zukunft zu verstehen und daher für die Wirklichkeit nicht zu verwenden. Gewiß gehört auch heute noch, trotzdem wir ein anderes Weltbild als Jesus und seine Zeitgenossen besitzen, eine große, freudige Hoffnung zu den Grundbestandteilen der christlichen Gesinnung. Aber wir würden dem Bunde, den Jesus für uns mit Gott aufgerichtet hat, den Lebensnerv durchschneiden, wenn wir ihn nur als einen Trost für die Zukunft behandelten.

Der spätere Religionsstifter Muhammed hat den Seinen auch große Freuden verkündet; aber erst im Jenseits werden sie ein Paradies erlangen, für die Gegenwart weiß er ihnen nichts zu bieten als den gemeinen Kriegsraub.

Worin besteht dagegen die Freude, mit der Jesus Christus schon mitten in der Zeitlichkeit die Menschen beseligen will? Wir erinnern daran, daß auch jener große Menschenfreund im fernen Osten, Buddha, ein Ziel der Seligkeit in Aussicht gestellt hat. Er hat gesagt: Wenn ihr zu mir kommt, dann werdet ihr eine Seelenruhe erleben, um die selbst die Götter euch beneiden werden. Was meint er mit dieser Seelenruhe? Das wonnige Gefühl, das sich einstellen wird, wenn der Bhikschu (Bettler, so heißen die Jünger

[1] Röm. 12, 12.

Buddhas) ganz bedürfnislos geworden ist, und er die Welt samt all ihrer Herrlichkeit mit unbedingter Gleichgültigkeit betrachtet. Es wird uns erzählt, es sei Buddha einmal mit einem reichen Bauern zusammengekommen, und der habe ihm gesagt: „O Meister! Ich bin ein glücklicher Mann, ich habe reiche Herden, ich habe ein gutes Haus. Nun regne, o Himmel! Mir kann es nicht schaden." Und Buddha habe ihm entgegnet: „Ich habe keine Herden und keine Familie und kein Haus. Ich bin von allem losgelöst. Darum regne, o Himmel, o regne!" Also, ob es regnet, oder die Sonne scheint, ob man im Walde lebe, oder auf freiem Felde, ob man eine Familie habe oder nicht, das ist dem Jünger Buddhas durchaus gleich. Er liebt und haßt nichts mehr auf der Welt; er sieht die Dinge der Welt mit stolzestem Blick an, wie einer, der von Bergeshöhe auf das Ameisengewimmel der Menschen in die Tiefe hinunterschaut. Das ist die Seligkeit der Buddhisten! Aber wem wird sie zuteil? Wer kommt so weit, daß er jedes Bedürfnis, jeden Wunsch in sich unterdrücken kann, daß er vollständig gleichgültig wird gegen die ganze Herrlichkeit der Welt, auch gegen die schönsten Freuden, wie sie im Familienleben dem Menschen erblühen? Wer kann so stumpf werden? Gewiß nur sehr wenige. Die andern aber, die von der Welt sich zurückgezogen haben, fühlen, wenn die erste Begeisterung vorüber ist, wie die alte Sehnsucht nach der Welt in ihnen wieder aufwacht, wie die Begierden sich wieder melden. Sie haben die heitere Ruhe, um welche selbst die Götter die Weisen beneiden, nicht erreicht, sondern sie brennen in Begierde nach Weltglück und Weltfreude. In der Tat: welch eine schwermütige Weltanschauung, gemäß welcher ein Mensch sich sagen muß: Du kannst vollen Frieden, volle Freude nur dann gewinnen, wenn du in der Welt nichts mehr liebst, wenn du wie ein Toter unter Lebenden wandelst! Anders

Jesus Christus! Woher denn diese alles durchdringende Freude, von der er spricht? Diese Freude ruht in der Erfahrung, daß der ewige, allmächtige und allheilige Gott uns liebt, wie ein Vater sein Kind liebt. Diese Liebe soll in die Menschen eindringen wie heller, warmer Sonnenschein und ihr ganzes Herz erfüllen! Denn in der Menschenseele ist ein tiefes Heimweh nach Gott. Wie der berühmte Kirchenlehrer Augustin gesagt hat in seinen Bekenntnissen: „Unsere Seele ist unruhig und findet keine Ruhe, bis sie Ruhe in dir, o Gott, gefunden hat". Also wenn einmal dem Menschen gewiß wird: du wirst geliebt mit voller, ewiger Liebe, du wirst mit der Liebe eines guten Vaters geliebt, dann jubelt das Kind, das heimweherfüllte Kind auf in einem Jubel, für den es keine Sprache mehr gibt, wie wir denn auch hören von den ersten Christen, daß, wenn sie anfingen zu beten: „Unser Vater", ihnen vor tiefer Erregung die Sprache versagte und sie nur noch weinen und in unbestimmten Tönen ihre Seligkeit bezeugen konnten[1]. Ja, welch ein Unterschied! Die Menschen, die nicht ganz und gar bloß erdenwärts gerichtet sind, nicht ganz und gar Ameisenseelen sind, die können nicht anders als mit metaphysischen Fragen sich beschäftigen, nämlich mit solchen, die ins Unendliche hineinreichen, mit den Fragen: Welches ist der Zweck und das Ziel alles Menschenlebens? Welches ist denn unsere Stellung im großen, unendlichen Weltall? Was bedeutet das Geheimnis von Leben und Tod? Was bedeutet dieser ewige Wechsel, in dessen Mitte wir schweben? Was ist das Geheimnis der Seele? Welches ist der Zusammenhang von Seele und Leib? Was wird mit dem Menschen, wenn sein Leib tot ist? Das sind Fragen, welche die Menschheit von Uranfang an begleitet haben, und welche sie begleiten werden bis ans Ende

[1] Röm. 8, 15. 26. 1. Kor. 14, 2. 2. Kor. 12, 4. Gal. 4, 6.

der Tage. Aber wie ungleich die Antwort! Wenn wir nur die Antwort haben: Wir leben in einem ziel- und zwecklosen Wirbel von ewigen Kräften, wie sollen da die Menschen ihres Lebens froh werden! Oder wie sollen sie die Angst der Welt verlieren, wenn sie sich zur Antwort geben: Wir sind Untertanen einer Naturmacht, die kein Herz für uns hat, wir sind mitten in einer ungeheuren Maschinerie, wo alles sich mit ewiger Notwendigkeit bewegt; aber diese Maschinerie fragt nicht nach den Bedürfnissen unseres Herzens. Oder wie kann der Mensch getrost seines Weges ziehen, wenn er antwortet: Ja, es gibt einen Urquell alles Guten; aber fast gleich an Kraft steht ihm eine Macht des Verderbens gegenüber, die unendliches Elend verbreitet, das Gift der Sünde in die Herzen träufelt und unzählige Male die Macht des Guten besiegt. Auch wenn er dabei glaubt, daß am Ende der Zeiten nach zahllosen Jahrtausenden das Gute schließlich doch den Sieg erringen werde, das ist für ihn nicht genug, um freudig zu leben und selig zu sterben. Und nun kommt Jesus und sagt: Nein, so ist es nicht! Trotzdem die Welt so reich an Schmerzen ist, darfst du, Menschenkind, glauben, daß du geliebt wirst von dem, der die Welten lenkt. Und wenn einmal dem Menschen dies eine volle Gewißheit geworden ist, wenn er einmal wirklich die Liebe Gottes in seinem Innersten ganz und gar empfindet, dann hat er eine Freude, einen Jubel, der ihn froh und frei und stark macht, wie keine andere geistige Gewalt es vermöchte. Diese Liebe, die er als einen Hauch der Ewigkeit in sich spürt, sie wird für ihn eine Kraft ohnegleichen, um ihn frei zu machen von den niederen Mächten, die ihn in die Tiefe ziehen wollen. Ja, jetzt ist die Verheißung des Propheten Jeremias erfüllt, der einmal gesprochen hat: Es wird geschehen, daß Gott einen neuen Bund aufrichten wird mit seinem Volke, nicht einen Bund, wie er ihn mit den Vätern geschlossen. Gott wird sein

Geſetz in ihr Inneres einpflanzen und in ihr Herz es ſchreiben[1]. Mit andern Worten: Einſt wird an Stelle des Geiſtes der Knechtſchaft der Geiſt der Freiheit herrſchen. Wenn dieſe Liebe Gottes in die Menſchenſeele eingedrungen iſt, dann ſieht der Menſch ein: Was Gott von uns verlangt, iſt nichts anderes, als was mit den eigenen Bedürfniſſen der Seele übereinſtimmt, und die Macht der Sünde iſt eine fremde Macht, die uns aus unſerer wahren Heimat wegreißen, die unſer Beſtes und Teuerſtes uns rauben will. Gewiß, ſolange der Menſch in dieſer Zeitlichkeit lebt, hat er zu arbeiten und zu kämpfen und kann zeitweilig im Kampf unterliegen; aber er weiß: Friede und Freude iſt nur in der Gemeinſchaft mit dem Vater. Darum iſt er eben doch, wenn er einmal dieſen Liebesbund mit Gott geſchloſſen, im Innerſten losgelöſt von den Mächten der Finſternis, er treibt immer aufs neue dem ewigen Ziele entgegen, und wenn er es auch nie vollſtändig erreicht, ſo fühlt er doch, daß er ein Bürger einer höheren Heimat iſt. Das iſt der Jubel, den Jeſus in die Herzen legen will. Alle aber, welche davon etwas erfahren haben, fühlen ſich mit ſtärkſten Banden untereinander verbunden. Nichts einigt die Menſchen ſo ſehr, wie eine gemeinſame Begeiſterung, wie eine gemeinſame Hingebung an den Urquell aller Liebe. Ganz von ſelbſt ſtrömt die Liebe Gottes in eine reiche Liebe des Nächſten aus. Daher konnte Chriſtus ſagen: Wenn ihr den Menſchen ihre Fehler nicht vergebet, ſo wird euer himmliſcher Vater eure Fehler euch auch nicht vergeben. Solange ihr noch Rachſucht empfindet, ſeid ihr noch nicht an der Hochzeitstafel des Königsſohnes, die Liebe Gottes hat noch nicht in eure Herzen hineingeleuchtet und ihr ſteht draußen, obgleich ihr geladen ſeid! Nein, ſobald die Menſchenſeele wirklich überwältigt iſt von der

[1] Jer. 31, 31. 33.

Liebeskraft des Ewigen, dann wird sie von selbst gütig, mitleidig, nachsichtig, bereit zu verzeihen, zu vergessen. Hunderttausende sind dir geschenkt worden von dem gütigen Schuldherrn; wie könntest du ein hartherziger Knecht sein? Und wenn nun alle sich lieben, wie wäre da noch ein Massenelend möglich? Wie könnten da die Menschen gegenüber der Not der Brüder noch gleichgültig bleiben? Denn jetzt gilt die Parole: Wir wollen einander helfen und dienen, jeder mit seinen Talenten! Jeder diene mit den Gaben, die ihm der gütige Haushalter gegeben, in aller Demut und Freudigkeit! Wir sind ein großer Haushalt, wo Neid und Übermut ausgeschlossen sind, wo ein Friede und eine Freude triumphieren!

Es war im Jahre 17 vor Christi Geburt, da lud der große Kaiser Augustus die damalige Welt zu einem Kaisermahle ein; sie sollte eine Jahrhundertfeier begehen in der ewigen Stadt Rom zu den Füßen des gewaltigen Herrschers. Er bot alle seine Macht auf, um das Fest zu einem möglichst glänzenden zu machen. In der Tat haben vierzehn Tage lang Hunderttausende an seiner reichen Huld sich freuen können, hatte doch Augustus befohlen: Die Witwen sollen auf das Fest ihre Schleier ablegen, die Trauernden nicht trauern, die Schuldner von ihren Gläubigern nicht geplagt werden. Durch ganz Italien hatte der Kaiser seine Boten gesendet. Dieses großartige Freudenfest ist in Vergessenheit geraten. Wenige Gelehrte hatten davon noch eine Erinnerung durch einen Gesang des Dichters Horatius, und erst in unsern Tagen wurde es durch eine große am Tiberstrome entdeckte Gedächtnistafel wieder ins volle Licht gerückt. Die Wirkungen dieses kaiserlichen Festes, wie sind sie längst von den Wogen der Zeit hinweggespült worden! Aber das Hochzeitsfest, das der allmächtige Weltenherr dem armen Menschensohn im fernen Morgenland bereitet hat, das tut seine Wirkung bis auf

den heutigen Tag. Und, wenn anders wir etwas verſtanden haben vom Evangelium Jeſu Chriſti, wenn anders dieſe Sonne auch in unſer Herz geleuchtet hat, dann können wir für uns nichts Beſſeres und Höheres wünſchen, als daß wir mit eingeladen werden, als fröhliche Gäſte beim Hochzeitsmahl des Königsſohnes zu erſcheinen.

VIII.

Wunder und Zeichen.

Wenn Jesus Christus das Gottesreich mit einem Hochzeitsmahl vergleicht, das ein König seinem Sohne bereitete, so ist klar, daß er damit ein ganz einzigartiges, großes Selbstgefühl kundtut; denn er ist der Königssohn, auf sein Hochzeitsmahl werden die Gäste von nah und fern geladen. Dies müssen wir wohl bedenken. Es ist für Jesus ganz gewiß, daß nur in engem geistigen Anschluß an ihn die Menschen ihres Kindesrechtes beim himmlischen Vater froh werden.

Die neue Theologie hat diese Tatsache oft unterschätzt und etwa einmal die Sache so hingestellt, als ob es, um ein Christ zu sein, genüge, wenn man überhaupt an eine ewige Weisheit und Güte glaube und den Grundsatz befolge: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Allein wenn wir die seelische Erfahrung aller Jahrhunderte zu Hülfe nehmen und uns Mühe geben, ins innere Leben der hervorragendsten Christen uns zu versenken, werden wir zur Erkenntnis gelangen, daß alles mächtigere religiöse Leben im Sinne Christi an eine enge, persönliche Gemeinschaft mit ihm gebunden war und gebunden ist.

Die großen Worte von ewiger Weisheit, ewiger Liebe und Gnade verlieren ihren Wert und ihre Kraft, sobald die Herzen sich von Jesus Christus loslösen. Dann kann es eben geschehen, daß schließlich ganz andere Gewalten die Geister beherrschen als der Geist Jesu Christi mit seiner

Milde, seiner Güte, seinem grenzenlosen Erbarmen. Also werden wir, wenn anders wir ein tieferes Verständnis von Christus gewonnen haben, dankbar und willig immer wieder von der Kraft seines Geistes uns beeinflussen lassen, damit wir in seinem Lichte das Licht schauen, damit wir nicht matt und müde werden, damit wir in engem Anschluß an ihn die wahre Jugendfrische unseres Geisteslebens behalten. Sobald wir aber einmal zu der Einsicht durchgedrungen sind, daß unser zentrales Geistesleben nur in der lebendigen Gemeinschaft mit Christus sich erhält, begreifen wir auch, wie alle Fragen, welche das Leben und Sterben Jesu Christi berühren, mit unsern heiligsten Herzensbedürfnissen in engem Zusammenhang stehen. Hier haben wir es mit einer Prüfung, einer Untersuchung zu tun, bei der wir nicht so kühl, so unbefangen sein können, wie wenn es sich um das Leben irgendeines andern großen Menschen der Vergangenheit handelt. Und doch müssen wir nach voller Unbefangenheit streben und keinen Augenblick das Ziel, das wir uns gesteckt haben, außer acht lassen: Wahrheit! Wahrheit über alles!

Die Evangelien berichten uns eine Menge von Wundern und Zeichen, die Jesus getan: Er hat Kranke geheilt, Tote auferweckt, Stürme gestillt, ist über das Wasser geschritten, als wäre es festes Land gewesen. Er hat Fünftausend mit wenigen Broten so reichlich gespeist, daß noch Körbe voll davon übriggeblieben; er hat mit seinem Fluch einen Feigenbaum zum raschen Verdorren gebracht.

Es kann uns allerdings gar nicht überraschen, daß so viel von Wundern über ihn berichtet wird; denn wir kennen kein großes Leben des Altertums, das nicht von einem Kranz von Wundern umgeben wäre. Wir wissen, wie die Überlieferung eine Menge von Wundern dem Stifter der israelitischen Religion zuschreibt: Moses hat die Plagen über Ägypten gebracht, die Wasser des Roten Meeres

zerteilt und mit dem Stab einen Quell aus dem harten Fels geschlagen. Aber auch Josua hat durch sein Gebet die Wasser des Jordan gestaut und den Lauf der Sonne aufgehalten. Elias hat mit seinem Gebet das Feuer vom Himmel auf seinen Altar heruntergebetet; er selber ist auf feurigem Wagen gen Himmel gefahren. Elisa, sein Nachfolger, hat mit wenigen Broten Hunderte gespeist. Beide haben Tote auferweckt. Wie sollte da, nachdem die Propheten so große Wunder getan, der, welcher mehr war und mehr ist als alle Propheten, wunderlos geblieben sein! Wir wissen ferner, daß auch den großen Männern anderer Völker Wunder beigelegt worden sind. Selbst ein seinem ganzen Wesen nach so nüchterner Mann wie Muhammed, der im vollen Tag der Geschichte sein Werk vollendet hat, ist nach dem Glauben späterer Geschlechter mit einer reichen Wundergabe ausgezeichnet gewesen. Es wird z. B. berichtet, daß er elfmal mit wenigen Broten und Datteln Hunderte gespeist, daß er einst auf einem himmlischen Roß die Reise von Mekka nach Jerusalem in ein und derselben Nacht zurückgelegt habe.

Wir wissen, wie vollends die phantasiereichen Hindu ihre Helden mit Wundern in überschwenglicher Weise ausstatten: Buddha kam ohne irdischen Vater auf die Erde. Als Knabe schon übertraf er an Weisheit weitaus seine Lehrer, so daß sie den unverbesserlich weisen Schüler gar nicht weiter brauchen konnten. Wunder über Wunder begleiteten ihn später bei seiner Lehrtätigkeit. Er brauchte nur seinen Arm auszustrecken, um durch die Luft über den breiten Gangesstrom hinüberzukommen. Wenn die Feinde ihm wilde Tiere entgegensandten, nötigte er diese, vor ihm niederzuknien. Die Buddhisten besitzen eine Menge Schriften, welche das Mitleid ihrer Meister mit der lebendigen Kreatur im Lichte seltsamster Wunder zeigen. Es würde zu weit führen, darauf einzugehen. Aber mit Wundern

ist auch die Geschichte jenes edlen Religionsstifters auf dem Hochland von Iran, Zarathustra, ausgestattet. Am meisten überrascht, daß selbst die an dichterischer Einbildungskraft so armen Chinesen ihrem sehr wohlgesinnten, aber auch sehr langweiligen Morallehrer Confucius Wunder beigemessen haben. Wir sehen also: Das Herz der Völker hat das Bedürfnis zu glauben, daß die Lieblinge Gottes der gewöhnlichen Ordnung des Lebens und Geschehens enthoben seien; das gerade sei ihr Privilegium, daß sie von jenen Banden, durch welche die gewöhnlichen Menschenkinder gebunden sind, frei bleiben. Wir finden die gleiche Anschauung schon auf der untersten Stufe menschlicher Bildung und Gesittung.

Die Neger, die Tataren im innern Hochasien, die Eskimo, die Indianer und so weiter glauben, daß ihre Priester, die in einer engeren Gemeinschaft mit der Gottheit stehen, über jede Schranke des Wissens und Könnens erhaben seien. Der Kam, der Schamane von Hochasien, der Medizinmann der Indianer, der Okomfu der Neger, und wie all die Namen dieser Priester heißen, sie können alles, was sie wollen; sie können sich eine andere Gestalt geben, sich unsichtbar machen, sie können sich zum Himmel erheben, die verborgenen Schätze der Erde hervorlocken, den Regen herbeibringen und die Trockenheit, die Menschen krank und gesund machen; kurz, es fesselt sie keine Schranke. Wir wissen, daß diese Vorstellung als düsterer Aberglaube ja auch christliche Völker bis auf unsere Zeit beherrscht hat. Wer wüßte nicht, daß den Hexen um den Preis ihrer Seligkeit von dem Fürsten der Finsternis alles Mögliche gestattet ist: Sie können die Menschen krank machen, Gewitter herbeizaubern, durch die Luft fliegen, und überhaupt tausend Schranken überspringen, welche den Menschen gestellt sind. Also ein Glaube an Wunder, an Aufhebung der gewöhnlichen Ordnung des Lebens und Geschehens ist

in der ganzen weiten Welt und durch alle Jahrtausende verbreitet.

Heute noch ist die große Mehrheit aller derer, die in einem lebendigen und innigen Verkehr mit Gott und Jesus Christus stehen, dem Glauben zugetan, es sei das Leben Jesu Christi reich an Wundern gewesen. Millionen glauben im weitern noch, was einst geschehen sei, könne wieder und wieder geschehen; auch heutzutage offenbare sich Gottes Macht durch Wunder. Das ist der Glaube der katholischen Kirche. Kein guter katholischer Christ wird unter die Reihe der Heiligen aufgenommen, von dem nicht glaubwürdige Zeugen eine größere Anzahl von Wundern bezeugen. Unser Niklaus von der Flüe wäre längst unter die Heiligen aufgenommen worden, wenn nur noch eine größere Zahl von Wundern über ihn berichtet werden könnte. Freilich die Protestanten, auch wenn sie mit aller Wärme ihres Gemütes an der Glaubwürdigkeit der biblischen Wunder festhalten, sind doch eher kritisch gegenüber Wundererzählungen aus der Gegenwart. Wenn wir aber sagen müssen, daß so viele aufrichtige und ernste Christen mit aller Innigkeit ihrer religiösen Empfindung und mit ihrer ganzen Andacht an den Wundern festhalten, so liegt uns die Aufgabe ob, diese Frage mit größtem Ernst und größter Umsicht zu behandeln.

Um die historische Frage der Wunder Jesu zu beantworten, ist es durchaus notwendig, die Wunderfrage zunächst ganz allgemein zu betrachten. Wir kommen zur Erkenntnis Gottes, weil wir immer und immer wieder in der Natur beobachten, daß eine ewige, wandellose Ordnung besteht, die sich in unzähligen einzelnen Gesetzen kundtut. Gesetze und Ordnungen sind immer Sache des Geistes, und Ordnungen, die sich all unserem Forschen als wandellos und unvergänglich erweisen, nennen wir Ordnungen eines ewigen Geistes. Wir freuen uns dieser Tatsache:

Ob alles in ewigem Wechsel kreist,
So beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

Wir freuen uns, daß, soviel auch die sichtbare Welt der Vergänglichkeit unterworfen ist und alles kommt und alles geht, doch der allwaltende Geist in majestätischer Gleichheit sich behauptet. Wir machen aber weiter die Erfahrung, daß es unveränderliche Gesetze gibt, die sich nicht draußen in der Natur offenbaren, wohl aber in der Menschenseele, Ordnungen, von denen uns die zehn Grundgebote der Israeliten eine uralte erhabene Kunde geben, und die der Mensch nicht mehr verneinen kann, sobald sie einmal seiner Seele zum Bewußtsein gekommen sind. Lange haben die Menschen davon nichts gewußt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Aber sobald einmal ihrem Gewissen dieses Gebot kund geworden, können sie wohl noch dagegen sündigen, doch das Gebot nicht mehr aus ihrem Herzen reißen. Es geht bei diesen Ordnungen wie bei einer Maschine, die wir wohl vorwärts, aber nicht mehr rückwärts bewegen können. Ja, es ist derselbe Geist, der sich offenbart in der Ordnung der Natur und in der Ordnung des moralischen Lebens. Das ist der ewige Gott, dem wir mit unserm ganzen Sein und Wesen unterworfen sind. Und nun sagen wir weiter: Wo immer wir mit unserer Wissenschaft, sei es die Natur, sei es die Geschichte der Menschheit untersuchen, finden wir das Wandellose dieser göttlichen Ordnung bezeugt. Ob die Menschen sie anerkennen oder nicht, die Ordnungen können von ihrer majestätischen Unveränderlichkeit nichts verlieren.

Es ist ein Mangel an schärferer Erkenntnis, wenn man behauptet, Naturgesetze können immer wieder aufgehoben werden. Man hat gesagt: Ist denn nicht das Gesetz der Natur aufgehoben worden, als zum ersten Mal Leben in die Welt eingetreten ist? Ist das Leben denn nicht etwas ganz anderes als die bisherige tote Natur?

Gewiß, aber alle Naturforscher sind darin einig: Die Gesetze, welche in der toten Natur herrschen, die herrschen auch in der lebendigen Natur, nur mit dem Unterschied, daß sie hier einem höheren Gedanken dienen müssen. Aber was in der lebendigen Natur dem Statischen und Mechanischen angehört, das ist auch den Gesetzen der Statik und der Mechanik unterworfen; was in ihr chemischen Wesens ist, unterliegt den Gesetzen der Chemie, und was in ihr mit Licht und Elektrizität in Beziehung steht, muß sich auch den allgemeinen Gesetzen dieser Kräfte fügen. Wandellos gehen die göttlichen Ordnungen ihren Gang, und auch der Mensch ist mit seinem ganzen Wesen ihnen unterworfen. Alles, was er anstrebt, kannn er nur im Zusammenhang mit ihnen erreichen. Dabei müssen wir allerdings eines im Auge behalten: In diese Gottesordnungen ist nicht nur das Alltägliche, das Gewöhnliche eingeschlossen, sondern auch das Außergewöhnliche, das ganz selten erscheint. Sie sind eben so reich, so groß, daß sie auch das Höchste und Herrlichste mit umfassen, auch das, was wir im religiösen Sinn ein Wunder nennen; denn wir haben zu unterscheiden zwischen Wunder im theologischen und Wunder im religiösen Sinn. Wunder im religiösen Sinn ist jedes Ereignis, dessen irdische Ursachen wir nicht kennen, und das uns deshalb mit größter Lebhaftigkeit an die letzte und höchste Ursache, an den ewig waltenden Gott erinnert; Wunder im religiösen Sinn ist die erste Erscheinung des Lebens in der Natur, das erste Auftreten des Menschen, nachdem ungezählte Jahre nur Pflanzen und Tiere auf der Erde gewesen. Ein Wunder in diesem Sinne, und zwar das höchste Wunder, das wir kennen, ist Jesus Christus selbst. Aber, wohlverstanden, Wunder im religiösen Sinn stehen im engsten Zusammenhang mit den Ordnungen Gottes und sind nicht Wunder im theologischen Sinn. Denn diese wären Ereignisse, die nur stattfinden können durch Aufhebung der Ordnungen,

die Gott der Natur gesetzt hat. Nun sagen die, welche dem Glauben an Wunder anhangen: „Wie sollte Gott, der Herr der Welt, diese Ordnungen nicht aufheben können? Wie sollte er nicht Herr im Hause sein, er, der Allmächtige, der tun kann, was er will? Ist er denn nicht unser Vater? Ist er denn etwa nur einer jener Helfer, die gern helfen möchten, aber nicht können? O nein! Wir glauben, er kann alles tun, er kann alle Gesetze der gesamten Natur für Augenblicke oder für immer aufheben, es steht alles in seiner Macht." Aber bei dieser Betrachtungsweise läuft doch ein großer Irrtum immer wieder unter: Man vergißt ganz, daß die Ordnungen der Natur nur eine Offenbarung der Ewigkeit Gottes sind, daß wir nur um dieser ewigen Ordnungen willen an einen ewigen Gott glauben können, und daß daher dieser Glaube an ewige Ordnungen zu den Fundamenten gehört, auf welchen aller Glaube an ein göttliches Walten sich aufbaut. Es ist nicht richtig, die Welt wie einen Mechanismus zu betrachten, bei dem der Werkmeister bald da, bald dort etwas verändern kann. Nein, im Laufe der Welt offenbart sich das Walten des ewigen Geistes, das wir mit Gefühlen tiefster Andacht betrachten. Wir empfinden dabei die Majestät der Ewigkeit. Ob wir dieses Walten anschauen im Wachstum einer Pflanze, die am Waldesrande blüht, oder in den Gestirnen, die aus unerreichbarer Höhe auf uns herableuchten, es ist immer die eine ewige Ordnung, der eine ewige Geist, der sich in dieser Wandellosigkeit kundtut. Wie der Apostel Jakobus sagt: Bei Gott ist keine Veränderung, bei Gott ist nicht der Schatten eines Wechsels [1].

Die Ordnungen der Natur stehen im engsten Zusammenhang mit allen höheren Ordnungen, die Gott der Welt gegeben hat, sie stehen im engsten Zusammenhang mit der

---

[1] Joh. 1, 17.

Weisheit und der Liebe Gottes. Jesus spricht nie von Naturgesetzen; aber er sagt einmal: Verkauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Und keiner von ihnen wird auf die Erde fallen ohne euern Vater. Siehe, die Haare eures Hauptes sind alle gezählt[1]. Will er damit nicht die Wahrheit bestätigen: Die Ordnungen und Gesetze, welche, aufs engste miteinander verbunden, alle Bewegungen und Wandlungen, ja das gesamte Sein der Natur beherrschen, offenbaren die ewige Majestät des Gottes, der sich im Heiligtum des Menschenherzens als Vater bezeugt. Diese Ordnungen Gottes, wie sind sie so groß, so mannigfaltig, so geheimnisvoll! Wo ist der Weise, der sie alle kennte, der all ihre geheimnisvollen Beziehungen wüßte? So groß, so herrlich sind sie, daß auf ihrem Grunde und durch ihr Zusammenwirken auch das Höchste und Herrlichste sich gestalten kann. Mit andern Worten: Die Persönlichkeit Jesu Christi ist in den großen Weltzusammenhang mit inbegriffen; denn ein ewiger Plan Gottes umfaßt alles, das Größte und das Kleinste, die höchsten Erscheinungen des Geisteslebens und die unmerkbaren Schwingungen der letzten Stoffteile. Soll das uns nicht tröstlich sein, daß Gott immer sich gleichbleibt, daß er über allem Wandel und Wechsel der Zeit mit der Majestät der Ewigkeit waltet, daß wir denselben Vater haben wie Jesus und seine Apostel, daß dieselbe Liebe über uns wacht, die Jesus so tief und mächtig empfunden hat? Heißt das nicht in religiöser Sprache: Gott ist getreu; auf ihn können wir uns verlassen, ganz anders als auf die Menschen, die so wandelbar sind? Tut es uns denn nicht wohl, wenn wir von einer ewigen Liebe uns getragen wissen, die uns wie Sonnenglanz in Jesus Christus entgegenleuchtet? Ist es für uns nicht tröstend und erhebend, zu den Stürmen, die von uns nichts wissen und sich durchaus nur nach den Gesetzen der Luftströmung

[1] Matth. 10, 29.

bewegen, ſagen zu dürfen: Ihr ſeid Boten unſeres Vaters im Himmel, und zu all den feindlichen Mächten, die „herzlos, ohne Mitgefühl“ unſer Leben bedrohen: Ihr könnt uns nichts anhaben, wenn unſer Vater im Himmel es nicht will! In den Ordnungen Gottes hat ja auch das Gebet ſeine Stelle, denn der Drang zum Gebet iſt uns von Gott ins Herz gelegt. Wer kann ergründen, wie weit die Wirkungen des wahren Gebetes reichen! Die Erfahrung lehrt uns nur, daß die Menſchen oft wie mit Sturmesgewalt aus innerſter Nötigung zum Gebete hingeriſſen werden, und daß oft ſolche inbrünſtig beten, deren Lippen für jeden Laut der Andacht ſeit Jahren ſtumm geweſen. In mächtigſter Erregung fragen ganze Völker nicht mehr: Dürfen wir beten? Sie beten, und auf Adlersflügeln tragen die Starken die Schwachen zu Gott empor. Gemäß der Ordnung Gottes müſſen wir hungern, dürſten, gemäß ſeiner Ordnung müſſen wir auch beten. Wer das leugnet, kennt die innere Geſchichte der Menſchheit nicht. Wenn alſo die tiefſten Bedürfniſſe unſeres Gemütes in die ewigen Ordnungen Gottes einbezogen ſind, ſoll uns das nicht beruhigen? Ich meine, wenn die Leute einmal ſchärfer, eindringender denken lernen, werden ſie aufjubeln, wie ſie noch nie aufgejubelt haben, beim Gefühl: Gott iſt ein ewiger Gott, und ſeine Gedanken ſind wandelloſe Gedanken, und wir ſind von einer ewigen Ordnung getragen. Es iſt nicht ein Zeichen tieferer, innigerer Frömmigkeit, an Wunder in theologiſchem Sinne zu glauben. Wir haben alle Urſache, in unbedingter Demut vor der Ewigkeit Gottes uns zu beugen und unſere armen, kleinen, zeitlichen Gedanken willig in ſeine Gedanken zu fügen.

Die Erfahrung lehrt, daß Tag um Tag unendlich viel Freude, aber auch unendlich viel Leid über die Erde zieht. Wenn Tag um Tag achtzig- bis hunderttauſend Menſchen ſterben, welch ungeheure Summe von Leid! Und wenn wir nur einigermaßen einen Teil dieſes Leides zu überſchauen

ſuchen, ſo werden wir finden, die Beſten und Frömmſten werden vom ſchwerſten Leid nicht verſchont. Du kannſt noch ſo edel ſein, du kannſt ein ganz gottinniges Gemüt haben; aber du mußt dich doch gefaßt machen, daß ein tragiſches Geſchick dich erreichen wird. Beſte Eltern können ungeratene Söhne haben, frömmſte Menſchen ſind nicht ſicher, daß ſie nicht in Schwermut verfallen und den Tod der Verzweiflung ſterben. Und wenn du freudig deinen Lebensweg gehſt, wenn du ein frohes Herz haſt und einen frohen Glauben, rühme dich deſſen nicht, ſondern ſage dir: Es iſt alles eine unverdiente Gnadengabe von Gott, und richte die andern nicht, die mit Schwermut und Verzweiflung ringen! Wir müſſen uns alſo auf alles gefaßt machen, auch auf das Schwerſte. Wird uns dabei die Gewißheit nicht wohl tun: In Allem wirkt ſtets der gleiche göttliche Wille? So dunkel und rätſelhaft das Schickſal uns erſcheinen mag, ſo verworren der Lauf der Welt, immer und überall iſt's der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der das Weltregiment führt. Wie Licht Licht bleibt und Gold Gold, ſo bleibt die göttliche Allmacht ſich gleich, ob ſie noch ſo widerſpruchsvoll unſerem ſchwachen, beſchränkten Geiſte vorkomme.

Und nun, gehen wir zu Jeſus Chriſtus ſelbſt! Ja, ſein Volk hat gebieteriſch Zeichen verlangt. Er ſelber ſteht dieſer Wunderſucht ſchmerzerfüllt gegenüber. Er ſagt das bedeutſame Wort: Dieſes Volk begehrt Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben als das Zeichen des Propheten Jonas[1]. Was für ein Zeichen war das? Jonas predigte den Heiden in Ninive, und zu ſeinem eigenen großen Erſtaunen horchten die Heiden auf ſeine Bußpredigt und trugen Leid um ihrer Sünden willen. Was will alſo Chriſtus ſagen? Das große Zeichen Gottes, das ich wirke, beſteht darin, daß ich die kalten, toten Herzen wieder le-

[1] Matth. 16, 4. Mark. 8, 11. 12. Luk. 16, 29.

bendig mache und erwärme für die ewige Wahrheit, daß ich ein neues Gottesleben auf die Erde bringe, daß ich die Liebloſen mit Liebe erfülle, daß ich die entzweiten Brüder miteinander vereinige, daß ich die Menſchen dazu bringe, im Frieden mit Gott zu leben und zu ſterben. Wir wiſſen, wie er es in jener einſamen Stunde im Jordantal als eine Verſuchung von ſich gewieſen hat, vom Vater zu bitten: Laß dieſe Steine zu Brot werden! So enge er ſich mit Gott verbunden fühlt, ſo ſehr er von der Überzeugung durchdrungen iſt, Gottes Liebe wohne in ſeinem innerſten Weſen, er will keine Ausnahme machen. Er will alſo nicht durch Zeichen wirken, ſondern er will in die Menſchen einen Frieden, eine Freude, ein neues Leben bringen, daß ſie aus dieſer innerſten Erfahrung ihres Gemütes erkennen: Der, welcher dieſes Evangelium uns verkündet, iſt von Gott geſendet.

Treten wir nun näher an die Wundererzählungen heran! Da vernehmen wir, daß Jeſus ſehr viele Kranke geheilt hat[1]. Wer wollte dies beſtreiten? Wir müſſen uns ja nur das eine recht lebendig vorſtellen: Er hat den vollen Gottesfrieden in ſich, aus ſeinem Angeſicht leuchtet heilige, ſelbſtloſe Liebe und reine Güte, aus ſeinem ganzen Weſen ſtrahlt eine überirdiſche, himmliſche Freude, und er ſteht mitten in einem aufs äußerſte aufgeregten Geſchlecht. Wie wir wiſſen, wartete das Volk ſeinerzeit mit fieberhafter Ungeduld auf das Kommen des Meſſias. Das lange Hoffen und Harren von Tag zu Tag hatte die Nerven von Tauſenden zerrüttet und eine ganze Menge von Krankheitserſcheinungen hervorgerufen, die auf geheimnisvoller, tiefer Störung des Nervenſyſtems beruhten. Solche Leiden ſetzen der mediziniſchen Behandlung einen hartnäckigen Widerſtand entgegen und trotzen jahrelang allen Heilungsverſuchen. Aber was der ärztlichen Kunſt nicht gelingt,

[1] Mark. 1, 34.

das vermag oft, wie die Zeugniſſe alter und neuer Zeit beweiſen, eine ſtarke ſeeliſche Erſchütterung. So erzählte mir ein Arzt, wie auf dieſe Weiſe eine gänzlich gelähmte Frau vor ſeinen Augen von einer Minute zur andern den Gebrauch ihrer ſeit zwei Jahren erſchlafften Glieder wiedererlangt habe. Die Geſchichte der Medizin liefert uns zahlreiche Belege, daß infolge mächtiger ſeeliſcher Eindrücke Blinde, Stumme, Taube, ja ſogar Kranke, die mit unheilbaren Hautausſchlägen behaftet ſchienen, geheilt wurden. In einem Maße, das weit unſer Begreifen überſteigt, wirken geiſtige Mächte auf unſer Leibesleben. Nur beſteht dabei immer die Bedingung, daß die Leiden mit den Nerven zuſammenhängen und die Leidenden zu den Perſönlichkeiten, die ſie um Heilung anflehen, mit unbegrenztem, ehrfurchtsvollem Vertrauen aufſchauen. Die Gabe wunderbarer Heilung beſaßen nach jüdiſcher Überlieferung nicht nur die Propheten, ſondern auch die Frömmſten der Rabbiner. Sie war, wie Paulus berichtet[1], auch einzelnen Chriſten in Korinth verliehen, und die katholiſche Kirche nahm ſie für all ihre Heiligen in Anſpruch. Nach dem Glauben vieler Jahrhunderte war ſie ſelbſt weltlichen Herrſchern gegeben. So berichten uns die römiſchen Geſchichtsſchreiber Suetonius und Tacitus, daß der Kaiſer Veſpaſian in Alexandrien einen Blinden und einen Lahmen geheilt habe. Den Königen von Frankreich und England trauten ihre Völker bis ins 18. Jahrhundert die Macht zu, Krankheiten bannen zu können, die ſonſt für unheilbar galten[2]. Zahlloſe Leidende drängten ſich jeweilen zum Throne, damit die Herrſcher ihnen die Hände auflegen. Wenn wir all dieſe Tatſachen uns vor Augen halten, werden wir notwendig zu dem Schluſſe gelangen, daß er, der einen Gottesfrieden ohnegleichen in ſich trug, ein Heiland für leiblich und geiſtig Kranke werden

[1] 1. Kor. 12, 9. — [2] Vergl. meinen Artikel „Krankheiten“ in Schenkels Bibellexikon III, 594.

mußte, und die Überlieferung wird für uns zur vollendeten Gewißheit, daß von ihm Kräfte rettenden, helfenden Friedens auf das gesamte menschliche Leben ausgingen.

Aber nicht alle Heilungen bereiteten ihm eine ungetrübte Freude. Oftmals entzog sich Jesus den Kranken, wenn er nämlich erkennen mußte, daß die Leute nur gekommen waren, um von ihren leiblichen Gebrechen geheilt zu werden, aber von seinem Seelentroste nichts verlangten [1]. Dann ging ein Gefühl des Schmerzes durch sein reines und gutes Herz: Ein gewöhnlicher Arzt wollte er nicht sein, sondern ein Arzt für die Seele. Wo er eine vollendete Heilung zustande brachte, da ist immer die Seele zuerst geheilt worden. Sie hat von ihm einen höhern Trost und Frieden empfangen, und die Gesundheit der Seele hat die Gesundheit des Leibes nach sich gezogen. Nicht alle hat er geheilt, die zu ihm kamen; heißt es doch deutlich im Evangelium nach Markus: „Er heilte viele“ [2], aber nicht alle. Also wollen wir, gegründet auf ernste Prüfung, mit voller Freude und Dankbarkeit zugeben, daß Jesus für eine große Schar von Kranken ein Heiland im vollen, großen Sinne geworden ist. Ja, wir setzen hinzu: Auch die Kranken unserer Tage werden davon einen reichen Gewinn haben, wenn sie in ihrer Krankheit in enge, lebendige Gemeinschaft mit Jesus Christus sich setzen, wenn sie ihn an ihr Schmerzenslager herantreten lassen, wenn sie zu seiner verklärten Gestalt aufschauen, wenn sie von ihm vernehmen, daß ewige Liebe, unendliches Erbarmen auch in den dunkeln Stunden der Leiden und der Not uns gegenwärtig ist.

Nun aber werden noch andere Wundererzählungen überliefert. Da hören wir, daß Jesus einmal über den See Genesaret fuhr, und daß, wie das Schiff mitten auf dem See war, plötzlich ein Sturm losbrach [3]. In der Tat

[1] Mark. 1, 37. 38. 3, 6-12 u. s. w. [2] Mark 1, 34. [3] Mark. 4, 37-40.

ist gerade der nördliche Teil jenes Sees ungeahnten Stürmen ausgesetzt, indem durch die gewaltigen Schluchten, die von Nordosten her gegen den See sich öffnen, plötzliche Windstöße auf den See hinausdringen und in wenigen Minuten die ganze Wasserfläche in Schaum auflösen. Die Jünger fuhren mit ihrem Herrn über den See. Das Schiff wurde wie eine Nußschale umhergeworfen, und die Jünger meinten, sie müßten ertrinken. Ihr Herr ruhte auf dem Hinterteil des Schiffes, er ließ sich von dem gewaltigen Sturm nicht stören. Endlich riefen die Jünger ihm zu: Herr! Siehst du denn nicht, daß wir versinken? Und er antwortete ihnen: Ihr Kleinmütigen, was seid ihr so furchtsam! Sie schämten sich ihres Kleinglaubens; wenige Minuten später hörte der Sturm auf, und sie konnten ruhig ans Land steigen. Es ist nämlich den Stürmen jener Gegend eigen, daß sie oft plötzlich kommen und plötzlich wieder aufhören. Hat nicht der Glaube Jesu etwas Erhebendes? Unser Herr Jesus Christus ist denselben Gesetzen und Ordnungen unterworfen gewesen wie wir, aber er hat ein felsenfestes Gottvertrauen und schlummert darum ruhig auf dem Schiffe; er weiß sich in den Armen seines Vaters auf dem tobenden See wie auf dem festen Lande. Oder würden wir ihn höher werten durch die Annahme, daß er selbst wie ein geheimnisvoller Zauberer über Wind und Wellen hätte gebieten können? Wenn wir an unsere Freunde denken, die auf dem Weltmeer von einem Sturm ergriffen werden, was wird ihnen wohler tun, ob sie sich sagen: Auch unser Herr ist mitten in gewaltigen Stürmen gewesen, und zwar unter demselben Gott, der uns diesen Sturm schickt; denn der ewige Gott bleibt sich gleich in allen Jahrhunderten? Oder ob sie jammernd sprechen: O! wenn nur Jesus mit seinem geheimnisvollen Zauber da wäre? Wahrlich, wer sich Mühe gibt, etwas tiefer zu dringen, der wird Gott auf den Knieen danken, daß eine

ewige Ordnung alles Menschenleben beherrscht und wir keinen andern Vater haben als den, in dessen Armen der Meister auf dem stürmischen See ruhte.

Weiter wird uns erzählt, Jesus Christus sei ein anderes Mal über den See gefahren, um mit seinen Jüngern auszuruhen. Während er aber langsam mit ihnen über den See fuhr, gingen die Leute, die mit größter Verehrung an ihm hingen, eiligen Schrittes dem Ufer entlang, so daß, als er am andern Ufer ankam, schon Tausende mit freudigem Zuruf ihn erwarteten[1]. Tief rührte ihn dieser Eifer, und wie er die Menge überschaute, da erbarmte er sich über sie wie über Schafe, die keinen Hirten haben. Als es gegen Abend ging, sagten die Jünger: Entlasse die Leute, damit sie sich Speise verschaffen! Da fragte sie der Herr: Habt ihr denn nichts zu essen? Und sie kamen mit dem Bericht: Wir haben fünf Brote und zwei Fische. So bringt sie her! befahl der Herr, wir wollen sie verteilen. Und nachdem er gebetet, verteilte er die fünf Brote, und alle wurden satt — es waren aber fünftausend Menschen ohne die Frauen und Kinder — und es blieben noch zwölf Körbe voll übrig[2]. Wie haben wir nun diese Erzählung zu verstehen? Zunächst muß ich sagen, daß sie bewunderungswürdig gut in den landschaftlichen Rahmen paßt. Als ich an dem einsamen Ufer von Kapernaum mich befand, erschien mir diese Geschichte in vollendeter Deutlichkeit; denn dort biegt sich das Ufer in einem flachen Bogen von West nach Ost, und ich konnte mir ganz gut vorstellen, wie die Leute eiligen Schrittes vor Jesus am jenseitigen Ufer angelangt waren. Nun muß man aber wissen, daß die Morgenländer, auch wenn sie nur eine oder zwei Stunden weit wandern wollen, meist etwas Brot in einem Lederſacke mitnehmen. Dürfen wir uns jetzt nicht denken,

[1] Mark. 6, 33. 34. — [2] Mark. 6, 37-43.

daß, als die Leute nach dem jenseitigen Ufer wanderten, die einen in der Freude des Herzens nichts mitnahmen, die andern aber der Sitte gemäß etwas Brot zu sich steckten? Und wie einfach die Vorstellung: Als Jesus den letzten Bissen Brot austeilte, da wollten die, welche Brot besaßen, nicht zurückbleiben, sondern teilten ebenfalls freudig von dem ihrigen aus, die andern zeigten sich im Annehmen bescheiden, so daß alle satt wurden! Man hat diese Deutung schon etwa verspotten wollen; aber das ist ein sehr wohlfeiler Spott und kann im Ernst nur von denen geübt werden, welche die landschaftlichen Verhältnisse und die morgenländische Sitte nicht kennen. Wie entspricht doch jene Brotverteilung ganz der schrankenlosen Güte Jesu! Er gibt den letzten Bissen Brot, um die Leute auch leiblich zu sättigen; er will selber hungern, damit die andern nicht hungern müssen. Er hat auch mit der leiblichen Not seiner Brüder Mitleid, er will Leib und Seele erquicken.

Es heißt weiter: Jesus entließ alsbald die Jünger, daß sie nach Bethsaida fahren[1], der Ortschaft am Nordostufer des Sees, die der Stätte der Speisung am nächsten lag[2]. Er selber verabschiedete dann das Volk und zog sich auf den Berg zurück, um nach seiner Gewohnheit einsam zu beten[3]; denn es war ihm ein Herzensbedürfnis, immer den Tag mit Gebet auf einsamer Bergeshöhe zu beschließen. Während er da oben stand, brach wiederum von Nordosten her bei ganz heiterem Himmel ein Sturm über den See herein, der die Jünger mit unwiderstehlicher Gewalt von ihrem Ziele abdrängte und sie nach Südwesten trieb, mitten auf den tobenden See hinaus[4]. Der Mond leuchtete hell genug, daß Jesus ihre Not deutlich beobachten konnte. Was tat er darauf, müde vom langen, schweren Tagewerk? In Besorgnis um seine Jünger trat er eine Wanderung

[1] Mark. 6, 45. — [2] Mark. 6, 45. — [3] Mark. 6, 46. — [4] Mark. 6, 47: Da es Abend geworden, war das Schiff mitten im See.

von fünf Stunden an. Etwa nachts zehn Uhr brach er auf, und morgens drei Uhr langte er an der Mitte des jenseitigen Ufers an[1]. Die Jünger, welche glaubten, er sei zu Fuß nach Bethsaida gegangen, und ihn nun im Halblicht der Dämmerung sahen, meinten, es sei sein Geist, und sie schrieen entsetzt. Er aber rief ihnen zu: Ich bin's. Fürchtet euch nicht! Und sie nahmen ihn ins Schiff auf. Wollen wir solche Züge rührender Güte vermissen? In den Evangelien werden uns beide Geschichten als Wunder im theologischen Sinne geboten. Danach hätte Jesus aus nichts Hunderte von Broten geschaffen, und er wäre über den stürmischen See wie über eine Landstraße gewandert. Doch ähnlich, wie etwa alte berühmte Bilder übermalt werden und dann ein anderes Ansehen gewinnen, sind hier schlichte Vorgänge, welche die Bürgschaft ihrer geschichtlichen Echtheit in sich selber tragen, ins Wunderhafte umgewandelt worden. Wieviel stärker aber leuchtet aus dem einfachen Tatbestand uns die selbstlose, opferbereite Liebe Jesu entgegen!

Noch haben wir zwei Wunder nicht erwähnt, die doch insbesondere eine Erwähnung verdienen. Jesus Christus hat nach der evangelischen Erzählung das Töchterlein des Jairus von den Toten auferweckt und später den Jüngling zu Nain. Sind die Seelen dieser jungen Leute gleich in der Todesstunde in die ewige Heimat eingegangen? Müssen wir uns vorstellen, daß die unsterblichen Seelen jenes Mädchens, jenes Jünglings auf den Ruf Jesu aus der himmlischen Heimat wieder in dieses arme Erdenleben zurückkehrten, um hier noch eine Spanne Zeit zu leben und wieder zu sterben! Gegen eine solche Vorstellung werden wir alle einstimmig schon deshalb Bedenken erheben, weil

---

[1] Mark. 6, 48: Um die vierte Nachtwache, also nach 3 Uhr morgens.

wir die Verſuchungen, Nöte und Schmerzen des Erdenlebens kennen, und wir aus Erfahrung wiſſen, wie es für manchen gut geweſen wäre, wenn er in jungen Jahren hätte ſterben können. Wir fragen aber weiter: Haben wir nicht alle die Überzeugung, daß der allmächtige Gott über Leben und Sterben entſcheidet, und daß wir keine Sekunde früher ſterben, als Gott will? So haben unſere Väter geglaubt, ſo glauben wir. Wenn aber Gott über Leben und Sterben entſcheidet, dürfen wir dann auch nur wünſchen, einen Vollendeten, der die Angſt des Todes hinter ſich hat, wieder ins Leben zurückzurufen? Würden wir es nicht wie eine Sünde empfinden, wenn eine Mutter, von Schmerz gebeugt, bei der Leiche ihres Kindes Gott anflehen wollte: Gib mir mein Kind zurück! Wird die wahrhaft fromme Mutter nicht vielmehr mit Hiob ſprechen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Gelobet ſei der Name des Herrn[1]! Ja, im Morgenland hat man über das Schickſal der Seele nach dem Tode andere Anſchauungen als wir. Dort iſt der Glaube ſeit Jahrtauſenden vorhanden, daß die Seele drei Tage lang den Körper umſchwebe. Von dieſem Glauben iſt es nicht mehr weit zu der Annahme, daß ſie noch einmal in den Körper eindringen und ihn neu beleben könne. Wie aber werden wir jene Totenerweckungen deuten? Sollen ſie von ſpäteren Chriſten für die Gemeinde erdichtet worden ſein, damit der Herr nicht hinter den Propheten Elias und Eliſa zurückſtehe, von denen Totenerweckungen erzählt werden? Oder haben wir ſie als willkürlich erfundene Beiſpiele zu faſſen für die allgemeinen Worte, die Jeſus einſt zu den Jüngern des Johannes geſprochen: Tote ſtehen auf[2]? Markus ſchildert bei der Geſchichte vom Töchterlein des Jairus den Hintergrund mit großer Anſchaulichkeit[3]. Jeſus war von Geraſa

[1] Hiob 1, 21. — [2] Matth. 11, 5. — [3] Mark. 5, 35-42.

her über den See nach dem Weſtufer gefahren. Ans Land geſtiegen, ward er alsbald von viel Volk umgeben. Da drängte ſich Jairus durch die Menge, fiel Jeſu zu Füßen und bat ihn flehentlich, ſeiner ſchwerkranken Tochter die Hände aufzulegen. Sofort iſt Jeſus bereit, die Bitte zu erfüllen. Wie er durch das Menſchengedränge zum Hauſe des Jairus ſchreitet, faßt ein Weib, das an einer langwierigen Krankheit litt, verſtohlen, aber heftig den Saum ſeines Kleides in dem Vertrauen, dadurch geſund zu werden. Sie wurde auch geſund. Wie nun Jeſus mit Jairus dem Hauſe nahe war, brachten Diener den Bericht, das Töchterlein ſei geſtorben. Jeſus aber flößte ſeinem Begleiter Mut ein mit den Worten: Fürchte dich nicht, glaube nur! Als er ins Haus eingetreten war, umſtanden bereits nach morgenländiſcher Sitte Klageweiber das Töchterlein. Doch Jeſus wies ſie hinaus, behielt nur die Eltern des Kindes und einige Jünger bei ſich, ergriff ſodann des Kindes Hand und ſprach: Mägdlein, ſteh auf! Und das zwölfjährige Kind erhob ſich, und Jeſus befahl, ihm zu eſſen zu geben. Dieſe Erzählung macht uns durchaus den Eindruck, daß ſie Markus nach der Erinnerung eines Augenzeugen niedergeſchrieben habe. Die Geſchichte vom Jüngling zu Nain danken wir Lukas[1]. Für eine geſchichtliche Grundlage derſelben ſpricht die Tatſache, daß Nain ein Ort iſt, der ſonſt nirgends genannt wird, und der doch heute noch den alten Namen bewahrt hat.

Schon die alten Propheten beſaßen ein ungewöhnlich feines Vermögen zu empfinden, was nach Gottes ewigem Willen möglich, und was nicht möglich iſt. Aber in noch weit höherem Maße war dieſe Gabe Jeſu eigen. Seine Seele war ſo ganz an Gott hingegeben, daß er für die Ordnungen des göttlichen Waltens ein unendlich viel feineres Gefühl hatte als gewöhnliche

[1] Luk. 7, 11-17.

Menſchen. Nicht alle Kranken hat er geheilt, nicht alle Toten erweckt. Die Evangelien brauchen es nicht zu ſagen; denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß er manche dringende Bitte abweiſen mußte; er konnte nur helfen und retten, wenn er die Gewißheit in ſich empfand, daß die Heilung im Willen Gottes lag.

Des Jairus Tochter verfiel in einem Alter, in dem in ſüdlichen Ländern das Nervenleben oft krankhaft tief erregt iſt, in eine dem Tode ähnliche Erſtarrung; dabei blieb ihr, wie man aus gleichen Fällen genugſam weiß, die volle Feinheit des Gehörs und die ganze Klarheit des Selbſtbewußtſeins. Da ihre Eltern zu Jeſus das größte Vertrauen hatten, dürfen wir annehmen, daß ſie ſelbſt mit großer Anhänglichkeit dem beſten Kinderfreund zugetan war. Der Ruf aus ſeinem Munde klang dem Kinde wie himmliſche Muſik, der Krampf löſte ſich im gleichen Augenblicke, das Kind ſchlug ſeine Augen auf und ſchaute, wie wir uns vorſtellen dürfen, mit Blicken inniger Dankbarkeit ſeinen Retter an, ohne den es aus dem ſcheinbaren in den wirklichen Tod verfallen wäre. Auf ähnliche Weiſe erklären wir uns den ſcheinbaren Tod und das Wiedererwachen des Jünglings von Nain. Da man im Morgenland die Toten ſchon eine Stunde nach ihrem letzten Atemzug zu begraben pflegt, kann es leicht vorkommen, daß ein vom Starrkrampf Gefeſſelter als Toter zur Begräbnisſtätte getragen wird.

Hätten übrigens zwei ganz vereinzelte, wirkliche Totenerweckungen für uns einen tröſtenden Wert? Müſſen wir, wenn wir bedenken, daß die Bevölkerung an den Ufern des Genneſaretſees zu vielen Tauſenden zählte, nicht annehmen, daß es dort noch viel tragiſchere Todesfälle gab als den dieſer zwei jungen Leute? Warum iſt denn Jeſus in viel ſchmerzlicheren Fällen nicht eingeſchritten? Weil er, wie wir oben bemerkt haben, das allerfeinſte Gefühl dafür hatte, ob er vor einem Ratſchluß Gottes ſtehe, der ein Leben in die

Ewigkeit geführt hat, oder ob noch ein Hauch des Lebens vorhanden sei, der nach Gottes Ordnung es ermöglicht, ein gesunkenes Leben mit neuer Kraft auszurüsten.

Ganz anders verhält es sich, um auch diese Frage noch zu streifen, nach unserer Auffassung mit den Wundern, die im Evangelium Johannis erzählt werden.

Jesus sagt in diesem Evangelium: Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nütze. Die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben[1]. Kein Unbefangener wird bestreiten, daß für den johanneischen Christus das Äußere nur Wert hat als Sinnbild für das Innere, das Sichtbare als Sinnbild für das Unsichtbare, Geistige. Oft glauben wir bei der Erzählung des Evangelisten eine sinnlich greifbare Wirklichkeit vor uns zu haben; aber unmerklich enthebt er uns der Erdenschwere und trägt uns empor zu den höchsten Regionen des geistigen Lebens. So will uns denn der Evangelist auch durch seine Wunderberichte in die Wunderwelt der geistigen Erfahrung einführen. Wer kennt nicht die Erzählung von der Hochzeit zu Kana[2]. Als die Hochzeitsgäste schon trunken waren, (v. 10) begann es an Wein zu mangeln. Da sprach die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein. Er aber antwortete: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen. Immerhin befahl er, daß man sechs Krüge, die etwa 600 Liter faßten, mit Wasser fülle und sodann dem Speisemeister bringe. Was sie ihm brachten, war nicht mehr Wasser, sondern feinster Wein. Hat Jesus wirklich seine Mutter mit „Weib" angeredet? Hat er trunkene Gäste an einer ländlichen Hochzeit noch mit sechs Hektolitern köstlichen Weines bedacht? Wahrlich, nicht nur unser Verstand, sondern auch unser Herz fordert, daß wir diese Erzählung sinnbildlich deuten. Wer ist die Mutter, „das

[1] Joh. 6, 63. — [2] Joh. 2, 1-11.

viele Menſchen, die in alle Laſter verſunken waren, durch Buße zum ewigen Leben erweckt hat, iſt weit mehr wert, als wenn er ſie vom leiblichen Tode auferweckt hätte.

Wie kommt es aber, daß in den drei erſten Evangelien ſo viele Wundererzählungen mitgeteilt werden? Sind dieſe Evangelien erſt ſpäter niedergeſchrieben worden? Oder wie haben wir uns den Vorgang zu denken? Darauf müſſen wir zunächſt nochmals daran erinnern: In jener Zeit glaubte alles Volk nah und fern mit größter Beſtimmtheit, ein Gottesgeſandter könne und müſſe Wunder tun. Wenn aber die Geiſtesverfaſſung ſo beſchaffen iſt, dann können Wunder unter den Augen der Zeitgenoſſen geſchehen. Wir haben dafür reichlichen Beweis aus ſpäteren Jahrhunderten. Die Morgenländer können nicht ſo leicht wie wir ſinnlich Wirkliches und geiſtig Wirkliches von einander unterſcheiden; ſondern in ihrem eigen gearteten Geiſt fließen die Linien von ſinnlich und geiſtig Wirklichem immer wieder ineinander. Oftmals war es mir bei meinen Wanderungen nicht leicht, feſtgeballte Wolkenmaſſen von den Bergen zu unterſcheiden, zwiſchen deren Kuppen ſie ſich gelagert hatten, zumal wenn ſich das Ganze vom reinen, purpurgoldenen Morgenhimmel abhob. An einen ſolchen Horizont erinnern manche evangeliſche Erzählungen, indem ſie Gedankengebilde in die Schilderung greifbarer Wirklichkeit hineinſchieben. Markus erzählt von einem furchtbaren Sturm, den die Jünger den größten Teil der Nacht auf dem See Genneſaret auszuhalten hatten[1]. Von dem gleichen Ereignis berichtet auch Matthäus; aber er macht einen bedeutſamen Zuſatz, durch welchen die Erzählung weit aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustritt[2]. Petrus wagte nach Matthäus auf die tobenden Wellen, über die Jeſus mit erhabener Sicherheit ſchritt, hinauszu-

[1] Mark. 6, 45-56. — [2] Matth. 14, 25-31.

treten. Auch er wanderte eine Weile über das Waſſer; doch als er den ſtarken Wind ſah, fürchtete er ſich, und er begann zu ſinken und ſchrie: Herr, hilf mir! Alsbald ſtreckte Jeſus die Hand aus, ergriff ihn und ſprach zu ihm: Kleingläubiger, warum haſt du gezweifelt? Künſtler haben den entſcheidenden Augenblick im Bilde feſtgehalten; aber haben wir es hier mit greifbarer Wirklichkeit zu tun? Warum erzählt Markus, der ſonſt ſo genau über Petrus unterrichtet iſt, nichts davon? Iſt es Sache des Glaubensmutes, über Waſſer hinſchreiten zu können, wie über feſtes Land? Aber wir kennen eine Geſchichte, in der von allen Jüngern Petrus allein auf das ſtürmiſche Meer ſich hinauswagte, um dem Herrn zu folgen. Doch wie die Gefahr des Sturmes ſich unmittelbar gegen ihn wandte, verlor er den Mut und begann zu ſinken. Aber im letzten Augenblick rettete ihn der Herr. Das geſchah in jener Mitternachtsſtunde, als Petrus im Hof des oberſten Prieſters als Jünger ſeines Meiſters ſich bekennen ſollte. Wie nahe lag es den morgenländiſchen Chriſten der Urgemeinde, von der Verleugnung des Petrus als von einem Sinken im ſtürmiſchen Meere zu reden! Und wie nahe lag es für ein folgendes Geſchlecht, die allgemeine Form der Erinnerung zu einer Wundererzählung zu verdichten und ſie da einzuflechten, wo ein ſtürmiſches Gewäſſer den Hintergrund bildete!

Wer die drei erſten Evangelien aufmerkſam lieſt, der wird, wenn er ganz unbefangen iſt, überall erkennen, daß ein hiſtoriſcher Grund da iſt, eine geſchichtliche Wirklichkeit; doch über die geſchichtliche Erzählung hat ſich gleichſam ein allegoriſcher Duft gelagert. Man merkt ganz deutlich, wie die Chriſten ſchon früh den Zug hatten, greifbar Wirkliches zu geiſtigen Wahrheiten umzugeſtalten und allegoriſch zu verwenden, ſo, wenn in der Speiſungsgeſchichte erzählt wird, es ſeien zwölf Körbe übriggeblieben, zwölf

nach den zwölf Stämmen Israels[1]. Wir werden das umso eher begreifen, wenn wir bedenken, daß die Freude am Versinnbildlichen, am Allegorisieren in der Luft lag und auch die Rabbiner, die Lehrer Israels, dem Zuge folgten, wirkliche Geschichten in geistige Sinnbilder umzuwandeln. Paulus, der Schüler der Rabbiner, gibt uns davon, wie wir wissen, ein merkwürdiges Beispiel. Er sagt, Sara, die Gattin Abrahams, bedeute das obere Jerusalem, und das obere Jerusalem den Bund der Freiheit der Kinder Gottes, und Hagar, die von Abraham verstoßene Sklavin, bedeute das niedere Jerusalem, und das niedere Jerusalem den Bund der Knechtschaft, dem die Israeliten angehörten[2]. Man sieht, wenn das die damalige Geistesströmung war, wie leicht da sinnlich und geistig Wirkliches ineinander sich verschieben und dabei sich Wundergeschichten in Fülle bilden konnten. Es müßte uns in Erstaunen setzen, wenn es anders wäre.

Würde uns aber Jesus wirklich lieber werden, würde seine geistige Größe, die Weihe seiner ganzen Persönlichkeit sich steigern, wenn wir annehmen müßten, er hätte die chemische Unmöglichkeit möglich gemacht und aus fünf Broten Tausende werden lassen? Würde er ein wirksamerer Zeuge der Liebe Gottes sein, wenn sein Körper nicht dem Gesetze der Schwerkraft unterworfen gewesen wäre, und er über das Wasser hätte schreiten können, so wie es nach dem Glauben niederer Völker die Zauberer vermögen? Müßten wir solche Vorkommnisse nicht als Merkwürdigkeiten anstaunen, die in das Reich der Naturwissenschaften gehören? Hatte etwa Jesus Christus nötig, seinem Volke die Allmacht Gottes zu beweisen? Nein! Von der waren die Israeliten längst überzeugt. Hatte er nötig, ihnen die Weisheit Gottes glaubhaft zu machen? Nein! Das hatten

[1] Mark. 6, 48. — [2] Gal. 4, 22-31.

Dichter und Propheten längſt getan. Aber was Jeſus Chriſtus der Welt beweiſen muß, das iſt, daß es eine ewige Liebe gibt, ein Vaterherz, das unſere Bedürfniſſe kennt, und dem wir uns ganz anvertrauen dürfen. In dieſer an Kreuz und Leid, an Tod und Verderben ſo reichen Welt braucht es viel Mut und Kraft, um den Glauben feſtzuhalten, daß über all dieſen Schmerzen, all dieſen Rätſeln, all dieſen Tragödien eine ewige Liebe waltet, daß wir auch das Schwerſte aus ihrer Hand annehmen dürfen. Und es braucht noch höheren Schwung des Geiſtes, um an dem Glauben nicht irre zu werden, daß es ein wirkliches, ganzes Verzeihen der Sünde gibt und damit einen ganzen, vollen Frieden für die Menſchenſeele, trotz ihrer Schwächen, trotz der ſchmerzlichen Erinnerung an all die Flecken im Lebensbuche. Dafür iſt Jeſus Chriſtus in die Welt gekommen, der Menſchheit eine Bürgſchaft zu geben für die Liebe Gottes. Aber wie kann er ſie uns geben? Nur Liebe kann uns an Liebe glauben machen; nur dem, der die ganze erhebende und beſeligende Macht der Liebe durch ſein eigenes Leben bezeugt, glauben wir, daß es eine ewige Liebe gibt. Wir werden daher, hoffe ich, einmal alle zu der Erkenntnis kommen, daß die Wundererzählungen nur einen untergeordneten Wert haben, und daß nicht in ihnen die Herrlichkeit Jeſu Chriſti offenbar geworden iſt, ſondern in ſeinem Kreuze, wie das ſchon Paulus ſehr klar erkannt hat.

IX.

Arbeit und Kampf für das Gottesreich.

Könnten wir heute noch, wie einſt die Jünger am See Genneſaret, zu Füßen Jeſu Chriſti ſitzen, dann möchte ich uns allen dringend empfehlen, möglichſt harmlos, möglichſt unbefangen den Eindruck ſeiner Perſönlichkeit auf uns wirken zu laſſen und mit voller Andacht und Freudigkeit ſeinen Worten zu lauſchen. Aber wäre es immer ſo leicht, ihn zu verſtehen, oder müßten wir nicht manchmal die ganze Kraft unſeres Sinnens und Denkens dafür aufbieten? Würde er uns nicht recht oft zumuten, Bild und Wirklichkeit von einander zu unterſcheiden? Hat er denn nicht zu ſeinen Vertrauteſten das bedeutungsvolle Wort geſprochen: Euch iſt gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu verſtehen, denen aber, die draußen ſind, wird alles in Gleichniſſen zuteil[1]? Gern führte er die Heilsbegierigen tiefer ins Verſtändnis ſeines Evangeliums ein, gern antwortete er auf ihre Fragen; aber wir können ihn nicht mehr fragen. Aus fernen Jahrhunderten und aus dem fernen Morgenlande, vermittelt durch die Arbeit gelehrter Männer, iſt das Evangelium Jeſu Chriſti zu uns gelangt. Da er in aramäiſcher Sprache geredet hat, mußten ſeine Worte überſetzt werden. Das war ſchon eine Tat der Wiſſenſchaft, das ſtand ſchon nicht mehr einfach dem kindlichen Gemüte zu. Wenn es zum Beiſpiel heißt: Was ſiehſt du den Splitter in deines

[1] Mark. 4, 11.

Bruders Auge, den Balken aber in deinem eigenen achteſt du nicht[1], ſo iſt das unſers Erachtens ein Fehler der griechiſchen Überſetzung; es ſollte heißen: Was ſiehſt du den Splitter in deines Bruders Brunnen, den Balken aber in deinem eigenen achteſt du nicht. Jedes größere Haus in der Heimat Jeſu umſchließt wie dasjenige des Petrus einen Hof, in welchem ein mit reinem Quell- oder Regenwaſſer gefüllter Brunnenſchacht ſich befindet. Mit religiöſer Ängſtlichkeit wachten die Juden über Reinhaltung ſolcher Brunnen, die wie ein Auge im Hofe ſchimmerten und daher auch oft Auge (âjin) genannt wurden. Wer gern anderer Leute kleine Fehler ausſpähte, dem war es ein Triumph, wenn er im Brunnen des Nachbarhauſes ein Splitterchen ſchwimmen ſah und ſchadenfroh es herausziehen durfte. Doch während er anderwärts Ordnung ſchaffen wollte, ließen ſeine Kinder in ſeinem eigenen Brunnen ein ganzes Balkenſtück herumſchwimmen. Ferner ſollte der Ausſpruch: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben, genauer in dem Sinne gefaßt werden: Seid auf der Hut wie die Schlangen und harmlos wie die Tauben! Jeſus wollte zu ſeinen Jüngern ſagen: Vergeſſet keinen Augenblick, daß ihr in einer Welt voll Gefahren lebt! Überlaßt euch keiner trügeriſchen Sicherheit! Anderſeits aber vergeſſet nicht, daß allezeit euer Vater im Himmel mit euch iſt. Alſo tretet nicht ſchüchtern, ſondern freudigen Mutes auf, wie ſolche, die ſich daheim fühlen! So hat er in feinſinnigſter Weiſe dieſe zwei Gegenſätze zuſammengefaßt, was mir erſt klar geworden, als ich einſt in Samaria raſch nacheinander das Treiben einer Schlange und einer Taube beobachten konnte.

Wir beſitzen die Evangelien handſchriftlich in griechiſchen Überſetzungen. Dieſe Überſetzungen müſſen wieder in die modernen Sprachen übertragen werden. Wie gern möchte

[1] Matth. 7, 3.

man möglichſt getreu überſetzen! Aber welches iſt der Urtext? Die Handſchriften, auf die wir uns ſtützen müſſen, enthalten Tauſende verſchiedener Lesarten, unter denen die Umſicht der Gelehrten die Auswahl treffen muß; das fromme Gemüt kann darüber nicht entſcheiden. Es haben die Männer der Wiſſenſchaft eine Rieſenarbeit darauf verwendet, den Urtext herzuſtellen, und wie weit ſind ſie noch vom Ziel! So wenig das Gebet die Arbeit erſetzen kann, ſo wenig kann die kindlich harmloſe Begeiſterung für Jeſus Chriſtus dieſer ebenſo ſchwierigen als mühevollen Aufgabe uns entheben. Und dann die Überſetzung! Begegnen wir nicht ſchon großen Schwierigkeiten, wenn in modernen Sprachen die Überſetzung dem Original genügend entſprechen ſoll? Weht nicht ein ganz eigenartiger Geiſt in einer jeden Sprache, und zeigt es ſich nicht, daß ſcheinbar dieſelben Begriffe in den verſchiedenen Sprachen doch nicht einander decken? Wieviel mehr wird das nun der Fall ſein zwiſchen einer Sprache, die in vergangenen Jahrtauſenden geſprochen worden iſt, und den Sprachen der Gegenwart! Wahrlich, das darf man der Wiſſenſchaft wohl nachſagen: ſie hat ſich eine bewundernswerte Mühe gegeben, den Text der Evangelien möglichſt genau wiederzugeben. Der Scharfſinn, der Fleiß, die Gewiſſenhaftigkeit, womit je und je die Beſten um den Preis einer getreuen Überſetzung gerungen haben, verdienen unſere dankbarſte Anerkennung; aber auch ihre ausgezeichnetſten Leiſtungen vermögen uns den Urtext nicht zu erſetzen. Kann im weitern ein treues, einfaches Gemüt aus ſich die Zeitgeſchichte verſtehen, den Hintergrund, von dem die heilige Geſchichte ſich abhebt? Können wir die Evangelien wirklich begreifen, wenn wir die Welt nicht kennen, von der ſie ausgegangen ſind? Oder iſt es nicht gerade die Wiſſenſchaft, die uns zeigt, wie der Geiſt des Morgenlandes eine ganz andere Art hat als der unſere, wie dort die Sprache viel mehr Bilderſprache iſt als bei uns? Ja, die Wiſſen-

ſchaft muß uns helfen, den heiligen Schatz zu heben, welcher der Menſchheit in den Büchern des Neuen Teſtamentes geſchenkt worden iſt. Wir dürfen auch deſſen gewiß ſein, daß, je tiefer wir die Wahrheit ergründen, je tiefer wir in ſie hineindringen, deſto größer der Gewinn ſein wird für unſer geſamtes Geiſtesleben.

Jeſus Chriſtus hat in dem Gebet, das er ſeine Jünger lehrte, als erſte Bitte ausgeſprochen: Es komme dein Reich[1]! Nämlich die Worte: Geheiliget werde dein Name! ſind nicht eine Bitte, ſondern ſie enthalten eine Lobpreiſung, bei welcher der Beter ſich bewußt ſein ſoll, daß er vor dem allheiligen Gott ſtehe, vor dem die Seraphim ſich beugen. Der Morgenländer ſpricht heute noch keinen geweihten Namen aus, ohne entweder zu ſagen: Gelobet ſei Gott! oder: Geprieſen ſei ſein Name! oder: Geſegnet ſei ſein Name! Alſo lautet die erſte Bitte: Es komme dein Reich! Aber wie ſoll das Reich kommen? Soll es erſcheinen, wie die Juden es erwarteten, plötzlich, mit einem Schlag, wie ein gewaltiges Wetter vom Himmel her, ſo daß mit einem Male die Geſtalt der Welt ſich verändert und das himmliſche Jeruſalem auf die Erde ſich herunterſenkt? Nein! ſagt unſer Herr. Wie das Reich kommt, das ſtellt er uns in drei geiſtvollen Gleichniſſen dar. Das eine dieſer Gleichniſſe lautet: Das Reich Gottes iſt gleich einem Senfkorn. Das Senfkorn iſt das kleinſte Samenkorn von allen Gewächſen im Garten. Aber wenn es aufwächſt, wird es zum größten Gewächs und wird ein Baum, alſo daß die Vögel des Himmels kommen und ſich auf ſeinen Zweigen ſetzen[2]. Nicht auf den Bergen des heiligen Landes, ſondern nur an den Ufern des Sees Genneſaret und im untern Jordantal wachſen die Senfſtauden ſo hoch, daß ſich der Reiter zu Roß dahinter verbergen kann. Da Jeſus ſeine Gleich-

[1] Matth. 6, 10. — [2] Mark. 4, 30-32.

niſſe der unmittelbaren Anſchauung entlehnt, hat er dieſes Gleichnis zuerſt am Geſtade jenes Sees geſprochen. Und das andere Gleichnis lautet: Das Reich der Himmel iſt ſo, wie wenn ein Menſch den Samen in die Erde wirft, und er ſchläft und ſteht auf Nacht und Tag, und der Same wächſt und geht auf, ohne daß er es weiß; denn die Erde trägt von ſelbſt Frucht, zuerſt den Halm, hernach die Ähre, dann den vollen Weizen in der Ähre[1]. Und das dritte Gleichnis heißt: Das Himmelreich iſt gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Viertel Mehl mengte, bis dieſes ganz durchſäuert war[2]. Wie überaus ſchlicht und beſcheiden ſind die Bilder, auf die Jeſus die Augen ſeiner Jünger richtet, aber wie geeignet, die erhabenſten Gedanken zu veranſchaulichen! Das Reich Gottes gleicht einer Pflanze, die von unſcheinbaren Anfängen aus emporwächſt, immer größer, immer herrlicher, immer gewaltiger. Zu den wichtigſten Ergebniſſen der modernen Naturwiſſenſchaft gehört es, nachgewieſen zu haben, wie alles Leben aus unſcheinbaren Anfängen hervorgegangen iſt zu immer reicheren, großartigeren Geſtaltungen. Die Wiſſenſchaft hat zahlreiche Beweiſe geliefert, daß im Laufe des ungeheuren Weltprozeſſes, deſſen Dauer auch Millionen Jahre nicht ermeſſen, die gleiche majeſtätiſche Ordnung wirkſam geweſen iſt, wie im Wachſen, Blühen, Reifen eines Samenkornes. So iſt es ein ewiges Gottesgeſetz: Alles iſt Entwicklung, alles iſt Wachstum. Das gilt auch für die Welt des Geiſtes. Das Gottesreich vollendet ſich nicht mit einem Schlag, ſondern es muß langſam wachſen. Und wie bei einer Pflanze Sonnenſchein und Regen, Nacht und Tag und die Mächte und Kräfte des Bodens mitwirken, daß die Pflanze aufwachſe und gedeihe, ſo iſt es ähnlich beim Gottesreich: Es muß wachſen unter Sturm und Son-

[1] Mark. 4, 26-29. — [2] Matth. 13, 33.

nenschein, alle Kräfte und Mächte der Welt müssen zu seinem Wachstum mithelfen, bis es alle Reiche der Welt an Größe übertrifft, indem es die ganze Menschheit umfaßt. Welch kühne Weissagung, wenn man den Umfang der damaligen Weltreiche, des Römer- und des Partherreiches, bedenkt und sich Jesus inmitten seiner armen und geringen Jüngerschar vorstellt!

Im Gleichnis von dem Wachstum des Samens wird auf das Geheimnisvolle des geistigen Lebens hingewiesen. Jesus predigt das Evangelium mit Wort und Tat. Die Zuhörer werden davon, oft ihnen selbst unbewußt, im Innersten erfaßt. Sie wollten einen berühmten Prediger hören, der ihre eigenen Überzeugungen zum beredten Ausdruck bringt, aber sie empfangen weit mehr, die Samenkörner eines neuen Lebens. Unter der Schwelle des Bewußtseins beginnt dieses sich wundersam zu regen in Form einer ungewohnten Traurigkeit, in der Neigung zu religiösen Fragen es tritt zutage in Form einer neuen Welt- und Lebensanschauung, aus der mit innerer Notwendigkeit eine neue Lebensrichtung hervorgeht, und nun folgt als Frucht eine Neugestaltung des ganzen Lebens: Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden. Die innere Umwandlung bedarf der Zeit. Ist aber einmal die Bewegung im Gange, dann hört sie nicht mehr auf, sie pflanzt sich in immer reicherer Gestaltung von einem Geschlecht zum andern fort, und immer wieder erneuert sich dabei das Geheimnis des Wachstums: Halm, Ähre, dann der volle Weizen in der Ähre.

Und nun das dritte Gleichnis. Die Tatsache, daß göttliche Kraft in allem wahren Geistesleben waltet, darf uns nicht zu dem Wahne verleiten, als ob für uns in heiligen Angelegenheiten ein bloß passives Verhalten angezeigt sei. Das Evangelium stellt an unsere Willenskraft die höchsten Anforderungen. Wir sollen es wie einen Sauer-

teig behandeln, den wir in unſer ganzes Sein und Weſen hineinarbeiten. Wir ſollen nach allen Seiten hin mit unſerm Chriſtentum vollen Ernſt machen, man ſoll es unſerer ganzen Perſönlichkeit anſpüren, daß die Geſinnung Chriſti die unſere geworden. Wir dürfen nicht ruhen, bis daß der Menſchheit Leben in allen Kreiſen von der erlöſenden und beſeligenden Kraft des Evangeliums durchdrungen iſt. Das iſt eine große gewaltige Arbeit, die ſehr langer Zeit bedarf. Nehmen wir ein Beiſpiel! Chriſtus ſpricht: Was ihr einem meiner geringſten Brüder getan, das habt ihr mir getan[1]. Deutlich verlangt er damit, daß wir die Menſchenwürde auch im ärmſten und unſcheinbarſten Menſchen achten, daß wir alles, was Menſchenantlitz trägt, mit einer gewiſſen Ehrerbietung behandeln. Wenn die chriſtlichen Völker von Anfang an dieſes Wort in ihr Gewiſſen aufgenommen hätten, würde ſich dann die Leibeigenſchaft und die Sklaverei ſo viele Jahrhunderte unter ihnen erhalten haben? Es zeugt für die wunderbare, einzigartige Geiſtesgröße Jeſu Chriſti, daß die Menſchheit viele ſeiner Gedanken erſt nach Jahrhunderten in ihr Gewiſſen aufzunehmen vermocht hat.

Im Anfang wuchs die Saat freudvoll, und das Wachstum erweckte die ſchönſten Hoffnungen: Junge Männer waren voll Begeiſterung dem Herrn gefolgt, als er ihnen zurief: Werdet Menſchenfiſcher[2]! Ein Kreis ergebener Jünger und Jüngerinnen ſammelte ſich um den teuern Meiſter. Ja, es ſchien, als könne durch einen allgemeinen Aufſchwung das Volk Iſrael emporgehoben werden zu einem Volke der Kinder Gottes, als werde es den übrigen Völkern vorangehen auf dem Weg zum Gottesreich, zum Reiche ewigen Friedens. Doch die Stürme ſollten kommen, der Kampf ſollte eintreten, der ſchwere Kampf. Woher

[1] Matth. 25, 40. — [2] Mark. 1, 17.

kam denn der Sturm? Woher kam denn der Kampf? Die Antwort lautet: Von den geiſtigen Führern des Volkes Israel. Die Schriftgelehrten und die Phariſäer ſetzten ihre ganze Macht ein, um das Werk des „Rabbi aus Nazaret“ womöglich zu vernichten und von der Erde zu vertilgen. Iſt das nicht eigentümlich und befremdend, daß gerade dieſe Leute in ſo heftigen Gegenſatz gegen ihren beſten und größten Freund traten, dieſe Leute, die da glaubten, ſie ſtänden der Vollendung wahrer Knechte Gottes ſehr nahe, und die auf ſich das Wort des erſten Pſalms anwandten: Wohl dem Menſchen, der nicht wandelt im Rat der Gottloſen und nicht ſitzt, wo die Spötter ſitzen, ſondern ſeine Luſt hat am Geſetz des Herrn und über ſein Geſetz ſinnet Tag und Nacht? Das ſchlichte, ungeſchulte Volk, das Volk der Bauern, der Fiſcher, der Handwerker, der Hirten, das jubelte Jeſus zu. Aber die höhern Schichten des Volkes hielten ſich im ganzen von ihm fern, oder, wenn ſie ihm nahten, ſo taten ſie es im feindlichen Sinn. Sie klammerten ſich ängſtlich an die Überlieferung; denn ſie waren ganz und gar des Glaubens: Propheten ſtehen nicht mehr auf im Volke Israel wie in der Väter Tagen. Wohl aber haben wir ja eine von Gott ſelbſt eingegebene Schrift: Geſetz und Propheten. Da iſt ganz deutlich der Wille Gottes, der Ratſchluß Gottes uns mitgeteilt. Wir brauchen alſo nicht weiter zu fragen: Was iſt Wille Gottes? Welches ſind die Gedanken Gottes für die Zukunft wie für die Gegenwart? Nein, alles iſt uns in unſern heiligen Büchern gegeben. Es bedarf nur einer möglichſt genauen Auslegung. Nun gehen dieſe Schriftgelehrten daran, Tag und Nacht dieſe Bücher zu ſtudieren, vor allem die fünf Bücher Moſe, die kurzweg als das Geſetz bezeichnet wurden. Jeder Abſchnitt, jeder Satz wurde nach allen Seiten mit außerordentlicher Pünktlichkeit und Genauigkeit hin und her erwogen. Das war ein Studium, das ſich ununterbrochen

durch viele Jahre hindurchzog. Darum glaubten die Schriftgelehrten denn auch die Erleuchteten zu sein; darum genossen sie in ihrem Volk ein gewaltiges Ansehen. Was die Mehrheit der Rabbiner als recht und gut erklärte, das wurde vom Volk als Wille Gottes aufgenommen: Ehre Vater und Mutter! Aber mehr als Vater und Mutter hast du die Gesetzeslehrer zu ehren! Die Schriftgelehrten schieden sich übrigens nach zwei Richtungen: Die einen machten es sich zur Hauptaufgabe, die Ordnungen des Lebens bis ins Einzelnste festzustellen, die andern, dem Gemüt und der Einbildungskraft eine religiöse Nahrung anzubieten. Man nannte die ersten Halachisten und die zweiten Haggadisten. Die ersten waren nichts anderes als sehr scharfsinnige Juristen, welche das Gesetz auf den unendlichen Reichtum des alltäglichen Lebens anzuwenden und dieses mit einem engmaschigen Netz von Satzungen zu umfassen strebten. Bis ins kleinste hinein soll der Israelite ein Mensch des Gesetzes sein. Wenn einmal das ganze Volk mit einem durchaus strengen Gehorsam dem Gesetze Gottes sich fügt, dann wird der Lohn nicht ausbleiben, dann werden alle Verheißungen erfüllt werden, die Gott einst durch die Propheten dem Volke hat verkündigen lassen. Die Schriftgelehrten erklärten: Wir müssen um die großen Gebote einen Zaun von kleinen Geboten ziehen; denn wenn man diese kleinen Gebote streng hält, wieviel mehr die großen! So kam es denn, daß sie die 613 Gebote des Gesetzes in nicht weniger als 10,000 Satzungen zerfaserten. Wahrlich, es bedurfte eines guten Gedächtnisses, um nur alle diese Vorschriften sich einzuprägen. Wie gingen die Halachisten dabei zu Werke? Da heißt es im Gesetz: Du sollst am Sabbat von aller Arbeit ruhen! Aber, fragen sie, was ist Arbeit? Diese Frage beantwortend, zählen sie 39 Haupttätigkeiten auf, die am Sabbat unterbleiben sollen; aber diese Tätigkeiten sind nur „Väter",

kleinere, unbedeutendere ihre „Söhne", etwa 100 an Zahl, die ebenfalls verboten ſind. Da auch die Tiere am Sabbat ruhen ſollen, ſo wurde im Kreiſe der Schriftgelehrten mit größtem Ernſte die Frage behandelt, ob man ein Ei eſſen dürfe, das eine Henne am Sabbat gelegt habe. Viele entſchieden ſich für das Verbot, weil das Ei durch Arbeit zutage gefördert worden ſei. Von gleicher Kleinlichkeit zeugen auch Vorſchriften wie folgende: Du darfſt am Sabbat kein Feuer anmachen; alſo iſt es gut, wenn du auch keine Lampe anzündeſt. Du darfſt keine lange Reiſe machen; alſo iſt es gut, wenn du nicht weiter als zweitauſend Schritte gehſt. So haben die Geſetzeslehrer eine Menge kleiner und kleinſter Satzungen aufgeſtellt, und zwar mit einem ganz gewaltigen Ernſt. Wer die Satzungen, die anerkannt richtigen Folgerungen des großen Geſetzes nicht hält, der iſt „verflucht." Wie oft ertönte dieſes furchtbare Wort (cherem) in ihren Reden! Welchen Erfolg hatten ſie mit ihrem herben, düſteren Geſetzeseifer? Sie unterdrückten jede freie Bewegung des religiös-ſittlichen Lebens; denn Freiheit war ihnen gleichbedeutend mit Gottloſigkeit, ſie erzielten einen ſklaviſchen Gehorſam voll Furcht und Zittern. Nun trat Jeſus auf und verkündete: Das oberſte Gebot lautet, wie alle Kinder Israels wiſſen, du ſollſt Gott lieben von ganzem deinem Herzen und ganzem deinem Gemüte. Aber Liebe iſt der freieſte Zug des Herzens. Liebe iſt mit dieſem ſklaviſch bangen Gehorſam nicht zu vereinen. Wenn ihr wirkliche Liebe in euch empfindet, dann ſucht ihr aus eigenem freudigen Herzensdrang Gott zu dienen, treuer, hingebender, gewiſſenhafter, als es je bei der bloßen Satzungsknechtſchaft möglich iſt. So hat er die Freiheit verteidigt gegenüber grenzenloſer Knechtſchaft. Es kam aber ein anderes hinzu. Wenn wir die Geſetze dieſer Schriftgelehrten prüfen, worauf legen ſie den größten Nachdruck? Daß man den Sabbat möglichſt ſtreng, qualvoll ſtreng halte, daß man beim

Gebet niemals vergeſſe, die Gebetsriemen um die Stirn zu legen und zuvor Waſſer über die Hände zu gießen, daß man ja nie eine Speiſe zu ſich nehme, die vor dem Geſetze nicht beſtehen könnte; kurz, ſie legen auf Äußerlichkeiten, die mit dem wahren, lebendigen Leben der Seele nichts zu tun haben, den größten Wert. Dem gegenüber verkündet Chriſtus: Der Sabbat iſt um des Menſchen willen da, nicht der Menſch um des Sabbats willen[1]. Ihr legt den Menſchen ein Joch auf von Menſchenſatzungen, ein Joch, das ihr oft nicht auf eure eigenen Schultern legen mögt[2]. Ihr macht Nebenſachen zur Hauptſache. Ihr ſeiget Mücken und verſchluckt Kamele[3]. Ihr könnt euch ſo weit verirren, eine Gabe in den Tempelopferſtock zu werfen, anſtatt damit eure armen alten Eltern zu erhalten[4]. Ja, die ſchwerſten Gebote, das iſt Billigkeit, Erbarmen, Mitleid, beachtet ihr nicht[5]. Anſtatt die Menſchen mit dem rechten Ernſte des göttlichen Geſetzes zu erfüllen, bewirkt ihr vielmehr, daß die Menſchen innerlich ſich Gott entfremden. Wenn ihr mit dem äußeren Gehorſam gegen das Geſetz euch begnügt und der Geſinnung nichts nachfragt, ſo iſt das nicht im Sinne Gottes. Was vorgeſchrieben iſt von der Satzung, das werdet ihr wohl tun, ſoweit es euch überhaupt ernſt iſt mit der Erfüllung eurer Satzungen. Aber wo keine Satzung vorgeſchrieben iſt, da tut ihr nichts. Ihr ſagt: Gebet den Armen Almoſen! Gut, es werden Almoſen gegeben; aber wo das Geſetz nichts befiehlt, da rührt ihr keine Hand. Ja, Almoſen wurden wohl ausgeteilt; aber der Ausſätzigen, der geiſtig Kranken nahm man ſich nicht an. Man redete viel von Liebe, aber ſie wurde durch die Furcht ausgetrieben, die den ganzen mechaniſchen Geſetzesgehorſam beherrſchte. Wieviel Gutes blieb ungetan, weil die Fülle der Satzungen dem Reichtum des Lebens doch

[1] Mark. 2, 27. — [2] Matth. 23, 4. — [3] Matth. 23, 24. — [4] Mark. 7, 11. 12. [5] Matth. 23, 23.

nicht zu folgen vermochte! Wie eine Maſchine genau nur die Bewegungen ausführt, die durch ihren Mechanismus bedingt ſind, ſo erfüllte man im beſten Falle die Satzungen; aber was darüber hinaus lag, darum bekümmerte man ſich nicht. Man ließ zwar arme Ausſätzige nicht verhungern; im übrigen waren ſie aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchieden und galten als von Gott Verworfene, man tat demnach gar nichts, ihr Los zu erleichtern. Hunde mochten ihre Wunden lecken. Und wie ſehr war die Liebe durch Vorurteile des Standes und der Nation eingeſchränkt! Rabbi Hillel, einer der berühmteſten Schriftgelehrten, ein älterer Zeitgenoſſe Jeſu, mahnte ſeine Schüler: Richte deinen Nächſten nicht, bis du an ſeine Stelle gekommen. Das klingt ja ganz wie ein Ausſpruch Jeſu. Aber die Schriftgelehrten erklärten, Nächſtenliebe habe man nur gegen die zu üben, die das Geſetz pünktlich halten. Nur ſie ſeien Nächſte, Genoſſen. Alſo waren die Phariſäer nur unter ſich ſchuldig, das Gebot zu halten: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt! Welch ein Gegenſatz, dieſe engbeſchränkte Liebe zu dem grenzenloſen Erbarmen, das Jeſus die Seinen in der Erzählung vom barmherzigen Samariter lehrt! Ein Jude lag in einſamer Gebirgsſchlucht an ſchweren Wunden darnieder. Vergebens hoffte er von einem Prieſter und einem Leviten, die an ihm vorübergingen, Rettung. Da kam des Weges ein Mann daher, der zu den verhaßten Samaritern gehörte. Der ließ den Verwundeten den Nationalhaß nicht entgelten, er rettete ihn mit Gefahr ſeines eigenen Lebens und gab damit ein Beiſpiel der wahren, hochherzigen Nächſtenliebe, deren Grundſatz lautet: Als Nächſten betrachte jeden Menſchen, der auf deine Hülfe angewieſen iſt und dem du helfen kannſt [1].

Während die Schriftgelehrten Satzung auf Satzung

[1] Luk. 10, 30-37.

häuften und damit faſt unerträgliche Laſten ihren Schülern aufbürdeten, predigte Jeſus, wie wir ſoeben im Beiſpiel vom barmherzigen Samariter geſehen, nur Grundſätze. Er pflanzte ſie wie zarte Schoſſe in den Herzensgrund, von der Erwartung durchdrungen, daß ſie aus eigener Kraft wachſen und ſich entfalten werden. Welches ſein oberſter Grundſatz war, davon geben uns die Evangelien reichlich Kunde: Liebet die Kinder eures himmliſchen Vaters — und das ſind alle Menſchen „vom Aufgang bis zum Niedergang" — mit all der gütigen, milden, treuen und heiligen Liebe, durch die ihr euch als weſensverwandt mit Gott bewähret. Mitten in einem ſehr zur Rachſucht und zum unverſöhnlichen Haſſe geneigten Volke lebend, legte er einen beſonderen Nachdruck auf die großmütige, alles verzeihende, erlittenes Unrecht ganz vergeſſende Liebe. Mitten unter Menſchen, die ſo viel vom Herrſchen und Befehlen träumten, zeigte er, daß die dienende, ſelbſtloſe Liebe der edelſte Schmuck der Menſchenſeele iſt. Entgegen den Schriftgelehrten, die den höchſten Wert den äußeren Formen beimaßen, verlangte er vor allem eine Geſinnung voll Güte, Wohlwollen und Milde. Entgegen dem Beſtreben, nationale Eigenart durch Satzungen immer mehr zu verſchärfen, begeiſterte er ſeine Jünger für die Tugenden, welche Würde und Hoheit alles menſchlichen Weſens bedingen; es ſind die Tugenden, in denen die Liebe Gottes wiederleuchtet. Satzungen, die gerade deshalb für beſonders heilig gehalten wurden, weil ſie dem ſchlichten Verſtand fremdartig, abſtoßend und überaus beſchwerlich erſchienen, erklärte er für Menſchenſatzung; denn Gott iſt auch in ſeinen Geboten der Vater voll Gnade und Güte. Wenn die Menſchen ſich recht beglücken, wenn ſie im vollen, erquickenden Sonnenſcheine leben wollen, dann müſſen ſie es mit den wahren, ewigen Geboten Gottes ſehr ernſt nehmen und dürfen nichts davon abbrechen. Die Ehe iſt eine Ordnung Gottes, dar-

um ihrem innerſten Weſen nach ein unlösliches Band[1]. Während die gewöhnlich ſo ängſtlichen Rabbi ſich überboten in leichtfertiger Behandlung der Eheſcheidung von ſeiten der Männer, verkündete Jeſus den Seinen: Ihr ſollt gar nicht ſcheiden. Wenn er aber Grundſätze predigt, ſo ſtellt er damit letzte und höchſte Lebensziele auf und erwartet von uns, daß wir dieſe Ziele mit heiligem, freudigem Eifer zu erreichen uns beſtreben. Grundſätze ſind keine bürgerlichen Geſetze, deren Beobachtung man mit äußeren Mitteln erzwingen kann; darum iſt es ganz gegen ſeinen Geiſt, eine innerlich zerrüttete Ehe vor dem Geſetz wie eine im Himmel gebundene und darum unlösliche zu behandeln. „Totes noch lebendig zu wähnen," vermehrt nur das menſchliche Elend.

Wir ſehen, Jeſus Chriſtus hatte eine weit höhere Auffaſſung von Würde und Aufgabe des Menſchenlebens als die „Alten", das heißt als die ganze bisherige Reihe der Geſetzeslehrer. Sie bildete zu ihren Lehren, ſowie zum Treiben der Phariſäer den ſchärfſten Gegenſatz; darum mußte er, der den Frieden den Menſchen bringen wollte, in einen heißen Kampf ſich einlaſſen, darum mußte er ſchmerzerfüllt ſprechen: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert[2].

Die ſchneidende Schärfe, mit der er das Wollen und das Lebensziel der „Alten" bekämpfte, brauchte er nicht gegen die Haggadiſten anzuwenden. Im tagtäglichen Leben begnügten ſich dieſe, ſtreng den Weiſungen der Geſetzeslehrer zu folgen; ſie behielten für ſich nur die Welt der frommen Träume, Ahnungen und Hoffnungen. Gleich ihren juriſtiſchen Genoſſen konnten ſie ſich unter Umſtänden für den Wortſinn einer Geſetzesſtelle ereifern; aber ſie gaben zugleich noch der Stelle eine ſinnbildliche Bedeutung, wie

[1] Mark. 10, 9. — [2] Matth. 10, 34.

uns der berühmteſte aller Rabbiſchüler, der Apoſtel Paulus, an mehreren Beiſpielen zeigt. Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verkörben[1]. Danach richtete ſich jeder Bauer in Israel. Aber Paulus wagt doch hinzuzufügen: Kümmert ſich denn Gott um die Ochſen, oder ſagt er das nicht vielmehr um unſertwillen, (die wir ſein Wort verkünden)[2]? Die Haggadiſten gefielen ſich bei ihrer Schriftauslegung in tauſend Spielereien einer müßigen Einbildungskraft; immerhin nahmen ſie auch einen höheren Schwung. Sie wußten viel von Engeln und Erzengeln, die den Thron Gottes umſchweben, zu erzählen, aber auch von Beelzebul, dem oberſten der Teufel[3], und ſeinen Dienern. Sie malten das Paradies und die Hölle aus, meiſt nicht beſſer, als man es auf Gemälden vom jüngſten Gericht in katholiſchen Dorfkirchen ſehen kann. Vor allem verweilten ſie bei den patriotiſchen Hoffnungen Israels. Sie glaubten ihre Zuhörer beſonders erbauen zu können, wenn ſie die Bilder der Propheten ins Grobſinnliche ſteigerten. Einſt werden Israels Kinder alltäglich ſchmackhafteſtes Fleiſch vom Fiſche Leviathan eſſen, und es werden in Kanaan Trauben wachſen, gegen welche die berühmten Joſuatrauben ſich wie Zwergobſt ausnehmen. Der vaterländiſche Boden, der allerdings klein war, werde ſich zehnfach ausſpannen. Es ſteckt nicht gerade viel Geiſt und Sinnigkeit in dieſen Träumen. Gewiß lebten ſie, ſoweit ſie innigſte, geiſtigſte Lebensgemeinſchaft mit Gott nicht ſtörten, auch in der Seele Jeſu Chriſti; aber er hauchte ihnen einen andern Geiſt ein. Für das Gemüt des Volkes lag in den ſchimmernden Gaben der Zukunft doch die Gefahr, daß man vor ihnen den Geber nicht mehr ſah, und daß man in der alles verzehrenden Sehnſucht nach geſteigerten Sinnesfreuden ſich nicht von der Erde erhob, alſo der einzig beſeligenden Heimat in

---

[1] 5. Moſ. 25, 4. — [2] 1. Kor. 9, 9. 10. — [3] Mark. 3, 22.

Gott fernblieb. Unter allen herrlichen Worten des Alten Teſtamentes iſt aber keines dem Geiſte Jeſu näher verwandt als jenes Pſalmwort: Wenn ich dich habe, o Gott, ſo wünſche ich nichts auf Erden. Du biſt meines Herzens Troſt und mein Teil ewig[1]. Mit Gott will er die Herzen möglichſt innig vereinen; alles andere iſt ihm Nebenſache.

Beachten wir nur, wen er für würdig hält, durch die Tore der Gottesſtadt einzuziehen. Es ſind die, welche wegen ihrer Leiden, Trübſale, Nöte und Schwachheiten mit Gott nicht hadern, ſondern willig ihr Kreuz auf ſich nehmen[2]. Es ſind die Demütigen, die mit dem Zöllner ſprechen: Gott ſei mir Sünder gnädig[3], die Treuen, die jederzeit bereit ſind, das Leben für „das Leben" einzuſetzen[4], die Hochherzigen, die ihre Feinde lieben und Worte des Fluches mit Worten des Segens erwidern, es ſind die Kinder Gottes, die Frieden bringen[5]. Ja, wer einzieht in die Gottesſtadt, wird geſättigt. Aber die Sättigung iſt eine geiſtige; denn was nützte es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, litte jedoch Schaden an ſeiner Seele[6]?

Gewiß beſaßen die Haggadiſten oft mehr Schwung und Wärme des Gemütes, mehr inneres Leben als die verſtandesnüchternen, ſpitzfindigen Halachiſten; aber ſie fühlten doch, daß der Meiſter aus Nazaret einen ganz andern Geiſt habe als ſie. Sie ſchauten mit Gefühlen der Bewunderung, aber auch des Argwohns zu ihm auf, und ſchließlich vereinigten ſie ſich mit den Geſetzesmännern, um auf Leben und Tod den zu bekämpfen, der die Verheißung des Propheten erfüllen ſollte: Siehe, ich ſchaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde[7].

Mit den Schriftgelehrten werden in den Evangelien die Phariſäer häufig zuſammen erwähnt. Phariſäer bedeutet

[1] Pſ. 73, 25. 26. — [2] Matth. 16, 24. — [3] Luk. 18, 13. — [4] Matth. 16, 25. Luk. 17, 33. — [5] Matth. 5, 44. 9. — [6] Matth. 16, 26. — [7] Jeſ. 65, 17.

den „vom Volke des Landes Abgesonderten", der sich durch seine Schriftkenntnis und seine Gesetzestreue hoch über der gemeinen Menge erhaben fühlt. Pharisäer waren also in erster Linie die Schriftgelehrten selber; aber dieser Ehrenname erstreckte sich auch auf ihre Schüler, die nie müde wurden, ihre Auslegungen von Gesetz und Propheten anzuhören und streng sich nach ihren Satzungen zu richten. Aus einzelnen Andeutungen der Evangelien müssen wir annehmen, daß doch manch ein Pharisäer vorübergehend unter die geistige Hoheit Jesu sich beugte[1]. Aber dieser konnte keine „Halben" brauchen. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Er mußte einen schweren, rücksichtslosen Kampf gegen Israels Führer wagen. Tief schmerzlich war ihm dieser Kampf, weil er denen galt, die er so gern um seine Fahne gesammelt hätte. Aber er hat den Kampf gekämpft mit der ganzen Kühnheit und Entschiedenheit einer hohen Seele. Wie dankbar sind wir ihm dafür; denn er hat der Menschheit höchste Güter gerettet: Die Freiheit in Gott und die heilige Liebe.

[1] Luk. 7, 36. 11, 37. 13, 31. 14, 11.

X.

Freunde. Bekenntnis des Petrus. Todesentschluß.

Jesus hat zahlreiche Freunde gehabt. Ja, einst jubelte ihm das Volk zu vielen Tausenden zu. Fünftausend, ohne Frauen und Kinder, haben sich dort am einsamen Ostufer des Sees Genesaret um ihn gesammelt[1], viertausend ein andres Mal. Wir hören, wie er von der Menge umdrängt war, so daß er nur langsam vorwärtsschreiten konnte[2]. Wir vernehmen, daß er oftmals nicht Zeit hatte zu essen, weil er von Hunderten, von Tausenden aufgesucht wurde[3]. Alles Volk spürte: In diesem Verkünder göttlicher Wahrheit offenbart sich wieder eine Urfrische, wie in den alten Propheten, ein heiliger Mut, wie ihn Israel seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hat. Er spricht: Zu den Alten ist gesagt: Du sollst nicht töten! Ich aber sage euch: Wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichtes schuldig[4]. Zu den Alten ist gesagt: Liebe deinen Nächsten, hasse deinen Feind. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen[5]. Welch unerhörte Kühnheit, sich also den Geistesmächten der Überlieferung entgegenzustellen! Aber das Volk bewunderte die Kühnheit. Welch eine erquickende Freundlichkeit sprach zugleich aus allem, was er redete und was er tat! Wie muß der Glanz heiliger Güte auf seiner

[1] Mark. 6, 44. 8, 9. — [2] Mark. 5, 24. — [3] Mark. 3, 20. 6, 31. — [4] Matth. 5, 21. 22. — [5] Matth. 5, 43. 44.

ganzen Erſcheinung gelegen haben! Und dafür hatte das ſchlichte Volk ein feines und tiefes Verſtändnis. Es fühlte: Hier haben wir einen Freund, der es durchaus gut mit uns meint. Hier haben wir einen Freund, der ein höheres, beſſeres Leben zu geben vermag. So war denn eine Zeitlang im Volk eine freudige Zuſtimmung, welche das Beſte hoffen ließ. Aus der begeiſterten Menge wählte ſich Jeſus entſprechend der Zahl der Stämme Israels zwölf Gehülfen aus[1]. Wir kennen dieſe Gehülfen allerdings zum Teil nur dem Namen nach. Niemand kann uns ſagen, welches die Perſönlichkeit eines Bartholomäus, eines Philippus, eines Thaddäus geweſen iſt. Der Jünger, der mit Jeſus durch die ſtärkſten Bande der Freundſchaft verbunden war, hieß eigentlich Simon, Bar Jona (Sohn des Jona), iſt aber beſſer bekannt unter dem Namen Petrus. Bei ihm war Jeſus ganz daheim. Petrus hatte ihm ſein Haus zur Verfügung geſtellt, und ſeine Gattin, wie ſeine Mutter dienten ihm mit dankbarer Verehrung[2]. Auch der Bruder des Petrus, Andreas, hatte ſich freudig für die Nachfolge Jeſu entſchieden. Wie oft hielt Jeſus Geſpräche mitten unter ſeinen Getreueſten im Hofe, der das Haus ſeines Jüngers einſchloß! Im Morgenland ſagt der Gaſtfreund zum Gaſte: Mein Haus dein Haus! Damit hatte Petrus vollen Ernſt gemacht. Mit nicht minderer Verehrung hing eine andere Fiſcherfamilie an Jeſus, die Familie des Zebedäus, deſſen beide Söhne, Johannes und Jakobus, von Jeſus bald nach Petrus zu Jüngern berufen wurden. Das Evangelium nach Lukas erzählt uns[3], Jeſus ſei einmal durch das Gebiet der Samariter gewandert und habe in einem ſamaritiſchen Dorfe um eine Herberge erſucht, aber keine bekommen, weil die Dorfleute mit Juden nichts zu tun haben wollten. Darob ſeien Jakobus und Johannes heftig erzürnt, und

[1] Mark. 3, 14-19. — [2] Mark. 1, 29-31. 2, 1. 7, 17. 9, 33. — [3] Luk. 9, 51. 56.

ſie haben Jeſus gefragt: Herr, willſt du nicht, daß wir Feuer herabflehen auf dieſe Menſchen und ſie das Feuer verzehre? Und Jeſus antwortete: Ihr wiſſet nicht, wes Geiſtes Kinder ihr ſeid. Des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, Seelen zu verderben, ſondern zu retten. Weiter vernehmen wir, daß Jeſus von der Zollſtätte einen Jünger berufen habe, Matthäus (auch Levi genannt)[1]. Welch gewaltige Aufregung mußte es erzeugen, daß Jeſus einen Zöllner in ſeinen engſten Kreis aufnahm! Denn die Zöllner waren ungemein verhaßt und verachtet. Man wich ihnen überall aus, und nur die, welche an ihrem Rufe nichts mehr zu verlieren hatten, geſellten ſich zu ihnen. Und von dieſen Verworfenen und Verachteten nimmt er einen in ſeinen engſten Freundeskreis. In der Tat, zu denen, welche die größte Verehrung für Jeſus hatten, gehörten gerade die Geſunkenen, die Verſtoßenen, die Ehrloſen, weil er ihnen die rettende Hand reichte, weil er ſie nicht verurteilte und verdammte; weil er ihnen ſagte: Auch euch kann noch geholfen, auch ihr könnt noch zu einem heilig ſchönen, gottinnigen Leben erhoben werden. Daher verläßt Matthäus alsbald ſeine Zollſtätte, um dem Rufe des Herrn zu folgen. Wir wiſſen, daß Matthäus es geweſen iſt, der ſpäter eine Sammlung von Sprüchen und Gleichniſſen Jeſu angelegt und damit der Chriſtengemeinde einen unſchätzbar großen Dienſt erwieſen hat; doch rührt nicht das ganze Evangelium, das ſeinen Namen trägt, von ihm her. Von den zwölf Gehülfen, die Jeſus ſich auserkor, ſtammten elf aus Galiläa, nur ein einziger aus Judäa, nämlich Judas, der von dem Dorfe Kariot im Gebirge Juda hergekommen war[2], um Jeſus zu hören. Wenn es ihn aus weiter Ferne an den See Genneſaret trieb, wenn er um des Meiſters willen Haus und Hof im Stiche ließ, ſo können wir daraus mit

[1] Mark. 2, 14. — [2] Mark. 3, 19.

Sicherheit entnehmen, daß er nicht von Anfang an ein Menſch niederer Sinnesart war. Er muß ein tieferes Verſtändnis für die Geiſtesgröße Jeſu gehabt haben als die meiſten übrigen Juden. Um ſo mehr iſt ſeine furchtbare Sünde und ſein wehevoller Ausgang zu beklagen. Aber von den andern Jüngern wiſſen wir nichts. Wir können nur ſagen: Alle ſeine Jünger hat Jeſus aus dem ſchlichten Volke ausgewählt; kein Gelehrter war darunter, und er hat dabei mit großer Weisheit gehandelt. In dieſen ſchlichten, treuen Seelen zeichnete ſich das geiſtige Bild Jeſu mit voller Treue ab. In ihrer Schlichtheit und Einfalt haben ſie aus ſich nichts hinzugetan, ſondern nur das der Welt wiedergegeben, was ſie von ihrem Herrn aufgenommen hatten, während ein Gelehrter, ein Theologe faſt unabweislich ſich gedrungen fühlt, empfangene Gedanken mit ſeinen eigenen zu einem neuen Gebilde zu verſchmelzen, wie das der Verfaſſer des vierten Evangeliums in großartiger Weiſe getan hat. Denn, wer einigermaßen in den Evangelien Beſcheid weiß, der ſieht ganz gut, wie Jeſus in den drei erſten Evangelien ganz anders redet, als im vierten. Warum? In den erſten drei Evangelien redet der geſchichtliche Chriſtus, im vierten Evangelium ein Geiſtesbild, das in der Seele des tiefſinnigen, chriſtlichen Philoſophen lebendig iſt, ein Geiſtesbild, das vom wirklichen, hiſtoriſchen Chriſtus die mächtigſten Eindrücke empfangen hat, das aber doch mit der Seele des Evangeliſten verſchmolzen iſt. Die Jünger Jeſu haben der Welt den beſten Dienſt damit geleiſtet, daß ſie ihr Jeſus gegeben haben, wie er wirklich gelebt hat. So iſt es uns möglich, von allen Kirchenlehren zurückzukehren zu dem Chriſtus, zu dem die Jünger in aller Verehrung und Begeiſterung aufgeſchaut haben, und uns zu ſättigen an den Geiſtesſchätzen, die ſie von ihm empfangen. Große, geiſtesmächtige Männer ſind in der Kirche Chriſti aufgetreten; aber ſie reichen an die Höhe der Apoſtel, zumal

eines Paulus, nicht hinan. Doch dieſer größte Jünger fühlt ſich immer noch tief unter ſeinem Meiſter, ihm iſt genug, daß er wenigſtens von Chriſtus ergriffen iſt[1].

So ſteht der Meiſter in einſamer Höhe. Wohl gab es auch für ihn einen engſten Freundeskreis, zu dem nur Petrus, Johannes und Jakobus[2] gehörten; aber auch ſie ſchauen zu ihm empor, wie Kinder zu einem weiſen, edeln Vater, ſie haben ein durchdringendes Gefühl, daß ſie, für ſich arm und gering, alles höhere Leben nur ihm verdanken.

Es konnte nicht anders ſein, als daß Jeſus mit ſeiner Predigt, mit ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit auch auf Frauenſeelen tiefen Eindruck machte. Sie fühlten und erkannten, daß ſie in ihm einen Beſchützer ohnegleichen gefunden hatten. Wie mächtig hob er die Frauenwürde, indem er die wahre, ideale Ehe als einen unlösbaren Bund erklärte und den leichtſinnigen Eheſcheidungen ſeiner Zeit entgegentrat! Wie mußte es den Frauen, denen im Morgenland die größte Arbeitslaſt auferlegt iſt und die zeitlebens in dienender Stellung bleiben, wohl tun, wenn ſie das Wort vernahmen, das Chriſtus an all ſeine Jünger richtete: Wer der Größte unter euch ſein will, der ſei der andern Diener[3]! Wie mögen ſie voll innigen Dankes gebetet haben: Unſer Vater, der du biſt in den Himmeln! Ein neuer Tag war mit dem Evangelium Jeſu Chriſti für die Frauen aufgegangen; darum bildete ſich auch aus den weiten Kreiſen von Zuhörerinnen, die von der Predigt Jeſu ergriffen waren, eine Schar von Jüngerinnen. Recht bezeichnend iſt es, daß zu dieſer Schar drei Mütter von Jüngern gehörten[4]. Ferner werden erwähnt Maria von Magdala, die Jeſus von geiſtiger Umnachtung geheilt hatte, Johanna, deren Gatte Verwalter beim Landesfürſten war, und Suſanna[5]. Und wer kennte nicht die anmutige Erzählung vom Geſchwiſterpaar

[1] Phil. 3, 12. — [2] Mark. 9, 2. 14, 33. — [3] Mark. 10, 44. — [4] Mark. 1, 31. 15, 40. 16, 1. Matth. 27, 56. — [5] Luk. 8, 2. 3.

Martha und Maria! Die eine Schwester will mit emsiger Geschäftigkeit den hohen Gast so gut wie möglich bewirten, die andere vergißt ihre häusliche Aufgabe über der Freude, seine „Worte ewigen Lebens" zu vernehmen, und schafft ihm gerade damit die wohltuendste Erquickung. Martha, lesen wir bei Lukas, sprach zum Herrn: Kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mich allein aufwarten läßt? Sage ihr doch, daß sie mit angreife. Der Herr aber antwortete ihr: Martha, Martha, du sorgest um vieles; es bedarf aber (für mich und meine Jünger) nur wenig oder ein Gericht. Maria hat das gute Teil (der Gastfreundschaft) erwählt, um mich zu erfrischen[1]. Jüngerinnen haben für die bescheidenen irdischen Bedürfnisse Jesu und der Jünger gesorgt. Jüngerinnen haben mit Jüngern zusammen den Herrn auch auf seiner letzten Reise nach Jerusalem begleitet, aber allein in stillem Heldenmut unter den Schrecken von Golgatha ausgeharrt. Selbst die grimmigsten Feinde Jesu haben nicht gewagt, die Weihe und Hoheit solcher Freundschaft anzutasten.

Es war gegen Ende des Monats März, als Jesus nur in Begleitung seiner Jünger von Bethsaida am obern Ende des Sees Genesaret nach der Stadt Cäsarea Philippi wanderte. Mitten im Frühling zog die kleine Schar auf einsamer Straße dahin durch ein herrliches Hochland. Bald nahmen Eichenwälder mit dichter, glänzender Laubkrone die Wanderer auf, bald führte der Weg durch üppig grünes Weideland zu aussichtsreichen Höhen hinauf. Dort sieht man weit unten das Jordantal. In wundervollem Blau leuchten die Spiegel des Obersees (Meromsees) und des viel größeren Genesaretsees aus der Tiefe. Im Westen schließen die vielgestaltigen Berge Galiläas den Horizont ab, im Norden tauchen Hermon und Libanon

[1] Luk. 10, 38-42.

ihre schneebedeckten Häupter in das unergründliche Blau des Himmels, im Osten überragen ganze Reihen erloschener Vulkane in scharfen und kühnen Formen das Hochland. Die reine Luft, die alle Linien der Landschaft in größter Deutlichkeit erscheinen läßt, gibt dem Bilde vollends entzückende Schönheit. Da nun der Herr mit seinen Jüngern allein war, fragte er sie: Wer sagen denn die Leute, daß ich sei? Er bekam die Antwort: Die einen sagen, du seiest Elias, und die andern, du seiest Jeremias, und wieder andere, du seiest Jesajas oder Moses[1]. Also darin war das Volk einig: Jesus war mehr als ein Schriftgelehrter, Jesus war ein Prophet. Der Schriftgelehrte mußte immer wieder zu seiner Schriftrolle Zuflucht nehmen und ängstlich fragen: Was sagt denn meine Schriftrolle? Was sagt der Wortlaut des Gesetzes?

Aber nicht so der Rabbi aus Nazaret. Er redet aus der Fülle seines Herzens, er redet aus ureigener Erfahrung und Erkenntnis. Er fragt nicht: Was sagen die Alten? sondern er redet, schöpferischem Drange folgend, so frisch und kühn, wie es seit Jahrhunderten in Israel nicht mehr gehört worden war. Um einen Vergleich zu haben, mußte man zurückgreifen zu den hehren Gestalten der Vergangenheit, zu den großen Gottesmännern, die einst die Führer Israels gewesen. Eigentümlich ist, daß die einen ihn für den Elias und andere für einen andern Propheten hielten. Doch dieses Schwanken der Meinungen können wir leicht verstehen Es paßte eben das Bild irgendeines der alten Propheten nicht vollständig auf seine Persönlichkeit. Er erinnerte wohl an Elias, wenn er mit heiligem Ernst alles Volk zur Buße mahnte, wenn er mit flammendem Zorne das Wehe ausrief über die, welche die Kleinen ärgern[2], wenn er die hartherzigen Menschen verurteilte, wenn er

[1] Mark. 8, 27-29. — [2] Matth. 18, 6.

die Worthelden verwarf, deren ganze Frömmigkeit in leeren Redensarten bestand. Aber was erwarteten damals die Israeliten von dem wiedergekommenen Elias? Das erste, sagten die Rabbiner, werde sein, daß Elias die Stammbücher Israels in Ordnung bringe. Stammbücher in Ordnung bringen! Wie klein erscheint uns diese Aufgabe für einen aus der Ewigkeit hergekommenen Gottesmann! Tief läßt eine solche Anschauung erkennen, welch einen ungeheuern Wert das Volk Israel auf die Abstammung legte, und wie weit entfernt es war vom Gedanken an ein Gottesreich, das sich vom Aufgang zum Niedergang erstrecken soll. An Jeremias erinnerte Jesus, an jenen wehmutreichsten aller Propheten, an jenen gemütvollsten aller Gottesmänner Israels. Wenn Jesus sprach: Die Vögel des Himmels haben ihre Nester, die Füchse haben ihre Gruben, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege [1], wenn er seinen Jüngern klagte, daß ein Prophet überall angesehen sei außer in seinem Vaterdorf und in seinem Vaterhaus, wenn er das Wehe ausrief über Bethsaida und Chorazim [2], wenn er die Zukunft seines Volkes in düsteren Farben malte [3], da mochten ihn wohl viele mit dem schmerzerfüllten Propheten vergleichen. Aber auch in seiner heiligen Liebe für sein Volk, in seinem schrankenlosen Mitleid für Israel erinnerte er an jenen Propheten, der so heiße Tränen über den Untergang seines Volkes und der heiligen Stadt Jerusalem geweint hat. Und doch, Jesus ist nicht Jeremias! Der Lebenstag des Jeremias ist in Schwermut und heiligem Zorn untergegangen. Die letzten Worte, die wir von diesem großen Propheten besitzen, sind Zornesworte über die Frauen, welche der Himmelskönigin Ehre darbringen anstatt dem Gott, den er allezeit verkündet als den Herrn des Himmels und der Erde [4]. Und an Moses erinnert Jesus.

[1] Luk. 9, 58. — [2] Matth. 11, 21. — [3] Matth. 23, 37. 38. — [4] Jer. 44, 20-30.

Ist er nicht ein neuer Gesetzgeber, der sein Gesetz dem alten Gesetz entgegenstellt? Das Volk ist überzeugt, daß wieder einmal einer aufgestanden ist, dem der allmächtige Gott selber die Worte ins Herz gelegt, der also nicht abhängig ist von den Schriftrollen. Ob es aber in ihm Elias oder Jeremias oder Moses oder Jesajas erblickte, in jedem Falle hielt es ihn für einen Vorläufer des Messias, des heiß ersehnten königlichen Retters, und erkannte in seinem Walten eine Bürgschaft, daß in nächster Zeit die großen Verheißungen der Propheten sich erfüllen werden; darum grüßte es ihn als letzten Gottgesandten am Vorabend einer neuen Zeit.

Und nun wendet sich Jesus zu seinen Jüngern: Wer aber saget ihr, daß ich sei? Petrus antwortete (und das war eine weltgeschichtlich höchst bedeutsame Antwort): Du bist der Messias (griechisch Christos), der Sohn des lebendigen Gottes. Von dieser Antwort ward Jesus aufs freudigste erregt, und er sprach: Simon, Jonas Sohn, Fleisch und Blut (das ist sinnliche Hoffnungen) haben dir das nicht eingegeben, sondern mein Vater in dem Himmel, und du sollst fortan nicht mehr Simon, sondern Kephas, das ist Fels, heißen, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Unterwelt sollen sie nicht überwältigen! Ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und was du lösest auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein[1]!

Wir wissen, daß auf diese Antwort Jesu Christi die katholische Kirche sich stützt, um zu beweisen, daß der Papst in Rom mit vollem Recht als Nachfolger Jesu Christi sich betrachten dürfe. Nie ist in der Weltgeschichte ein großes Wort gründlicher und folgenschwerer mißverstanden

[1] Matth. 16, 17-20

worden als dieſe Worte Jeſu an Petrus. Gewiß wird die richtige Auslegung das Fundament des päpſtlichen Thrones nicht erſchüttern. Keine der Einrichtungen, die der katholiſchen Kirche eigentümlich ſind, läßt ſich bibliſch begründen, aber ſie ſind zu ihrer Zeit aus dem Bedürfnis des kirchlichen Lebens hervorgewachſen und werden dauern, ſolange das Volksgemüt ſie trägt, das ſich um mangelhafte bibliſche Begründung nicht kümmert. Proteſtantiſche Loſung bleibt: Prüfet alles, behaltet das Gute! Dieſer Loſung getreu wollen wir den Sinn der Worte prüfen, die der Meiſter an ſeine Jünger gerichtet hat.

Zunächſt wird jedem Unbefangenen klar ſein: Jeſus hat ſich bis dahin nicht darüber ausgeſprochen, ob er der Meſſias ſei. Er hat ſich Menſchenſohn genannt, gewiß mit dem ganz entſchiedenen Hochgefühle, damit den höchſten und den einfachſten Namen zugleich zu tragen. Sonſt aber hat er ganz ſtille abgewartet, welchen Eindruck ſein ganzes Schaffen und Wirken, ſeine ganze Perſönlichkeit machen werde. Er drängt nicht irgendeine Meinung den Menſchen auf, er läßt den ausgeſtreuten Samen wachſen und ſtellt es in vollendeter Ergebung Gott anheim, welche Frucht daraus ſich entfalten werde. So kam denn, weil er ſich ſelbſt nicht für den von den Propheten verheißenen Meſſias ausgegeben hat, das Volk nur zu der Einſicht: Jeſus ein Prophet, gleichwie die Propheten der Vorzeit. Aber Petrus iſt viel weiter gekommen als die Menge des Volkes. Er ſagt aus voller Überzeugung: Du biſt nicht bloß ein Prophet, du biſt der Meſſias. Wir erinnern uns aber, daß der Begriff Meſſias für ein Judenherz alles Höchſte und Herrlichſte in ſich barg, den größten Troſt, die größte Freude, die heiligſte Beſeligung; ja alles, was ein frommes Judenherz erſehnte und wünſchte, hoffte und glaubte, das ſchloß ſich in dieſem einen Begriff des Meſſias zuſammen. Wir fragen: Wie kam Petrus zu der Überzeugung: Mein

Herr und Meiſter iſt mehr als ein Prophet, er iſt der Meſſias? Gewiß nicht bloß deswegen, weil Jeſus redete wie einer, der Gewalt hat; denn das taten ja ſeinerzeit auch die Propheten. Nicht deswegen bloß, weil er Kranke heilte, weil er nach dem Glauben des Volkes Tote auferweckte, weil er mit wenigen Broten ſehr viele ſpeiſte; denn das alles erzählte man auch von den Propheten Elias und Eliſa. Alſo muß es etwas anderes geweſen ſein, was ihn zu einem ſo großen und kühnen Glauben mit fortriß. Das iſt allermeiſt zu wenig bedacht worden. Petrus kann nur aus tiefſter Gemütserfahrung zu dieſer ſeiner Anſchauung gekommen ſein. Er hat in der Gemeinſchaft mit Chriſtus ein neues Leben empfangen, einen neuen Frieden, einen neuen Reichtum, eine neue Heimat; er fühlt ſich über das Gewöhnliche, Alltägliche weit hinausgehoben; er hat in ſich einen Reichtum, von dem er ſich ſagen muß: Wie klein und wie gering iſt aller Erdenglanz und alle ſinnliche Herrlichkeit gegenüber dem, was ich durch meinen Herrn gewonnen habe! Einſt geknechtet wie alle andern Juden, fühlt er in ſich den Freiheitsjubel einer gottverſöhnten Seele; einſt zitternd und bangend vor dem allmächtigen, allheiligen und allgerechten Gott, fühlt er nun die ganze Wirklichkeit einer überirdiſchen Vaterliebe; einſt nur ſeine Kleinheit empfindend, hat er nun das Gefühl, daß er ein Königsſohn geworden, ja ein Sohn des Königs aller Könige; einſt ſo arm und unbedeutend als ſchlichter Fiſcher an den Ufern des Sees Genneſaret, iſt er jetzt gewiß, daß er einen ewigen Wert hat, weil Gott in ſeiner Gnade ihn lieben will mit ewiger Liebe. Nun iſt auch der Tod mit ſeinen Schrecken von ihm innerlich überwunden; nun weiß er ſich für Zeit und Ewigkeit geborgen. Er hat die Empfindung, eine Perle zu beſitzen, für die er freudig allen Weltbeſitz einſetzen, für die er freudig in Not und Tod gehen will, wenn es ſein muß. Felſenfeſt ſteht ihm die Gewißheit: Was mein Herr

bietet, ist größer und herrlicher, als was Israel von seinem Messias erwartet. Ja, was hofft das Volk von seinem Messias? Wir können uns in den Schriften der Rabbiner, in dem Talmud reichlich darüber erkundigen. Sie lehren von ihrem Messias, er werde wahrscheinlich zunächst arm und gering auftreten und zwar in der Hauptstadt Rom, um dann nach einiger Zeit die niedere Hülle abzuwerfen und in aller Herrlichkeit aufzutreten. Vor seinen Augen werde die römische Macht zusammensinken, und er im Triumph in Jerusalem einziehen. Die Stadt werde sich auf eine wunderbare Weise zu einer goldenen Stadt umwandeln, die Pforten werden mit Edelsteinen geschmückt sein, eine ewige Sonne über die heilige Stadt leuchten und das Land zu einem Paradiese umwandeln. Man stellte sich ein Paradies vor, wo die Myriaden von Engeln süße Melodien singen, wo der Lebensbaum seine wohlriechenden Düfte über das ganze Land ausbreiten, wo Bäche von Wein, Balsam, Milch und Honig nebeneinander herlaufen werden. Wahrlich kindliche, sinnliche Träume! Darüber ist der Jünger in seinen besten Stunden hinausgekommen und hat es eingesehen, daß die höchste und reinste Freude des Menschenherzens von Sinnenglück, vom sinnlichen Behagen unabhängig ist. Er hat diese heilige Freiheit eines mit Gott verwandten Menschengemütes erkannt und in sich selbst erlebt, jene Freiheit, die sich aller Welt stolz und kühn gegenüberstellt im Bewußtsein, daß die Welt das Beste weder geben noch nehmen kann, sondern daß es dem Menschen einzig in der Gemeinschaft mit dem Urquell alles Guten zuteil wird. Der Jünger fühlt, daß wir mehr sind als nur, wie ein beliebtes Gleichnis lautete, das Geschirr, welches der Töpfer formt und der Töpfer wieder zerschmeißen kann. Es ist nicht so, wie die Schriftgelehrten glauben machen wollen, daß der Mensch, wenn er sich selbst überlassen wäre, wenn er könnte, wie er wollte, nur erden-

wärts ſich neigte und nach der tieriſchen Stufe hinunterſtrebte. Nein! Die Menſchenſeele iſt göttlichen Weſens, und ſie verſteht ſich ſelbſt erſt dann, wenn ſie mit Adlersflug aufſtrebt zum Reinen, Guten und Edlen. Dann erſt iſt ſie in ihrem Element. Welch eine hohe Freude hat das aus dem Innnerſten frei hervorquellende, nicht irgendwie von außen her aufgenötigte Zeugnis des Jüngers dem Meiſter bereitet! Nimmer wäre ſie ihm zuteil geworden, wenn er ſich gleich zu Anfang ſeines Wirkens als Meſſias verkündet und als erſte Bedingung der Jüngerſchaft den Glauben an ſeine Meſſiaswürde verlangt hätte. Nun ſpricht er zu Petrus: Du biſt Fels, und auf dieſen Felſen will ich meine Gemeinde bauen. Was kann das anders in dieſem Zuſammenhang bedeuten als: Auf die Geſinnung, die du jetzt bekundet haſt, auf die Überzeugung und geiſtige Anſchauung, kraft deren du mich jetzt Meſſias genannt haſt, muß ich und will ich meine Gemeinde bauen? Meine Gemeinde kann nur beſtehen, wenn die Herzenserfahrung, die du mir gegenüber gemacht, das Fundament ihres Glaubens bleibt. Nur wer von deiner Einſicht und deiner Geſinnung durchdrungen iſt, hat ein klares, ſicheres Urteil darüber, ob ein Menſch zum Gottesreiche gehört oder nicht. Wen du als Genoſſen des Gottesreiches erklärſt, als Genoſſen des Reiches der wahren Kinder Gottes, der gehört ins Gottesreich, und wen du nicht als ſolchen erklärſt, der iſt in der Tat davon ausgeſchloſſen. Denn du ſiehſt nicht auf ein äußerliches Bekenntnis, auf eine Übereinſtimmung im Gottesdienſt, ſondern du fragſt einen jeden: Haſt du die gleiche Herzenserfahrung gemacht wie ich? Biſt du aus gleicher innerſter Freudigkeit zu einem Anſchluß an Jeſus Chriſtus gekommen? Und wenn er hinzufügt: Und die Pforten der Unterwelt werden ſie, das heißt die auf ſolchem Untergrund ruhende Gemeinde, nicht überwältigen, ſo will er damit offenbar ſagen, daß ſie allen Stürmen der Welt für immer

widerſtehen werde. Selbſt die letzte und größte Macht in der Welt, der Tod, kann ihr nichts anhaben. Den Israeliten war der Vergleich der düſteren Todesmacht mit den Pforten der Unterwelt ſehr geläufig. Er nahm ſeinen Urſprung von der Sitte, die Toten in unterirdiſchen Felſenkammern zu beſtatten. Wenn das ſtille, öde Trauergemach mit dem gewaltigen Rollſtein verſchloſſen war, legte der Gedanke ſich nahe: Die Pforte der Grabkammer läßt keinen mehr heraus, der einmal hinter ihr geborgen iſt. Die Antwort Jeſu auf das Bekenntnis des Petrus iſt eine erhabene Weisſagung: Ja, furchtbare Angriffe wird die Gemeinde zu beſtehen haben; aber ſie wird ſiegreich widerſtehen, ſolange ſie gebaut bleibt auf dem gleichen Fundament wie der Glaube des Petrus.

Der Menſch wird immer wieder von den Schauern der Vergänglichkeit ergriffen werden. Er hat, ſolange es eine Menſchheit gibt, mit Krankheit, Alter und Tod zu ſchaffen. Der Menſch hat immer zu ringen gegen die niedern, tieriſchen Mächte, die ihn von der Höhe ſeiner Menſchenwürde in die Tiefe hinunterreißen ſollen. Und in dieſen Wirren der Vergänglichkeit, in dieſem heißen Kampf um ſein eigenes beſſeres Selbſt ſucht er nach einem Halt und Troſt. Die Welt kommt ihm als ein unendlich ſchweres Rätſel vor. Bald ſtehen die freundlichen Erſcheinungen im Vordergrund und bald wieder Bilder des Schreckens, des Entſetzens; bald gehen gute Menſchen an ihm vorbei und bald wieder Menſchen, in denen alle Leidenſchaften Gewalt haben. Wer deutet das Rätſel? Wer gibt uns Mut für Leben und für Sterben? Wir antworten: Geht hin! Verſenkt euch in die Geiſtesgemeinſchaft mit Jeſus Chriſtus, deſſen Hauptzüge ſo klar und ſo deutlich in den Evangelien uns gegeben ſind! Schließt eine möglichſt enge geiſtige Gemeinſchaft mit ihm! Überdenkt ſeine Worte! Betrachtet mit ernſtem Sinnen ſeine geiſtige Perſönlichkeit! Laßt ihre

Macht auf euer Geistesleben wirken! Dann werdet ihr es erfahren, wie der gewaltige Druck in euerer Seele abnimmt, wie ihr wieder zum Glauben kommt, daß die letzten Gedanken dessen, der die Welt regiert, Gedanken der Versöhnung und der Harmonie sind, und ihr werdet mit diesem besten und treuesten Freund fröhlich leben und selig sterben können.

Und ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und, was du binden wirst auf Erden, das soll im Himmel gebunden sein, und was du gelöst auf Erden, das wird im Himmel gelöst sein[1]!

Um diesen Schlußsatz zu verstehen, müssen wir wissen, daß oftmals Rabbiner auf dem Lande — wir würden sie jetzt Landpfarrer heißen — etwa neue Satzungen aufstellten, die sie aus dem mosaischen Gesetze abgeleitet hatten. Nun aber wurde nicht ohne weiteres das, was einige dieser Landrabbi als Gesetz erklärten, allgemein anerkannt; sondern die Sache mußte dem Hohen Rate, dem sogenannten Synedrium, vorgelegt werden. Dieser entschied dann, ob das, was jene Rabbiner als verbindlich erklärt hatten, wirklich verbindlich sei, oder ob es wieder gelöst werden müsse. Von da aus war es leicht, zu dem Gedanken aufzusteigen, daß es über dem Synedrium eine höchste Instanz gebe, die unwiderruflich ein Gesetz für verbindlich oder nicht verbindlich erkläre, das ist Gott, der heilige, selber. Was will nun Christus mit jenen Worten sagen? Du, Petrus, hast kraft deiner Gesinnung und Herzenserfahrung das klare sittlich-religiöse Urteil. Was du als recht und gut, als für einen Christen durchaus verbindlich anerkennst, das wird als verbindlich auch von dem allheiligen Gotte anerkannt werden, und, was du als Menschensatzung und damit als löslich bezeichnest, das wird auch von Gott

[1] Matth. 16, 19.

als löslich, als Menſchenſatzung, die auf Dauer keinen Anſpruch machen kann, bezeichnet werden. Um das noch beſſer zu verſtehen, müſſen wir uns nur an die Grundſätze erinnern, die Jeſus ſelbſt ausgeſprochen. Er hat zum Beiſpiel geſagt: Alles, was ihr wollt, daß die Menſchen euch tun ſollen, das tut auch ihr ihnen[1]! Das iſt ewig recht und gut; damit hat er etwas als verbindlich ausgeſprochen, was in alle Ewigkeit als verbindlich gelten wird. Das gleiche iſt zu ſagen von der Mahnung: Wenn jemand mir nachfolgen will, der verleugne ſich ſelbſt[2]; denn ohne Selbſtverleugnung werden wir nie an das Ziel gelangen, zu dem Jeſus uns führen will. Als Beiſpiel dafür, daß, was Chriſtus auf Erden löſt, auch von Gott gelöſt wird, führen wir das Wort Jeſu an: Nicht was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menſchen, ſondern was aus einem böſen und verdorbenen Herzen kommt[3]. Damit hat er mit einem Male alle jene vielen Speiſeverbote aufgehoben, welche die Israeliten mit der höchſten Wichtigkeit behandelten. Die Worte, die Jeſus in jener denkwürdigen Stunde zu Petrus geſprochen, ſtehen in engem Zuſammenhang mit den andern großen Worten, die der Herr an ſeine Jünger gerichtet hat.

Proteſtantiſche Forſcher haben, indem ſie die Worte Jeſu an Petrus im Sinne der katholiſchen Kirche auslegten, ihre Echtheit rundweg beſtritten. Wer ſie aber auslegt wie wir, der wird zugeben, daß ſie im vollen Einklang mit dem Bekenntniſſe des Jüngers ſtehen und dem Werte, den Jeſus auf dieſes Bekenntnis legen mußte, durchaus entſprechen.

Jene Stunde des Petrusbekenntniſſes war eine der ſchönſten Stunden, die Jeſus in ſeinem Erdenleben erfahren. Er ſammelte damals die reichen Früchte einer großen, langen, heiligen Arbeit. Nun aber, wie die Jünger

---

[1] Matth. 7, 12. — [2] Matth. 16, 24. — [3] Mark. 7, 15.

alle froh bewegt sind, da verkündet er ihnen: Des Menschen Sohn muß leiden, muß sterben. Aber am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Unser Herr leiden und sterben! Das war wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel für die Jünger, und der gutmütige Petrus sagt: Da sei Gott vor, lieber Herr! Das möge nicht geschehen! Und der Herr antwortet, wenige Minuten nach jenem herrlichen Zeugnis: Weiche hinter mich, Satan! Du sinnest nicht, was Gottes ist, sondern was des Menschen ist[1]. Nicht wahr, wir fühlen deutlich, hier haben wir es mit einer Überlieferung zu tun, die mit vollendeter Treue wirkliche Erlebnisse uns wiedergibt. Wie aber haben wir dieses Wort Jesu Christi, das uns so hart klingt, zu deuten? Ehe wir darauf antworten, müssen wir uns fragen: Wie kommt Jesus zu der Überzeugung, daß er leiden und sterben müsse? Er hat großen Erfolg gehabt; Tausende und Abertausende haben mit ihrem Jubel und mit ihrer Dankbarkeit ihn umgeben. Aber er ist doch innegeworden, daß die Macht seiner Feinde unter dem Volke viel stärker ist als die seine. Einst, im verheißungsvollen Frühling seines Wirkens, hatte es anders geschienen, da hatten viele Anzeichen darauf hingedeutet, daß die Mehrheit des Volkes gewillt sei, dem Adlerfluge der neuen Lebensgemeinschaft mit Gott zu folgen, Knechtschaft mit Freiheit, Furcht mit Liebe zu vertauschen und den bisherigen Führern gänzlich zu entsagen, die durch ihre kleinlich spitzfindige Behandlung der Fragen: Was ist recht, und was ist unrecht? aus der Religion der Väter vielfach ein Zerrbild gemacht hatten. Es ist gar kein Zweifel, daß damals vielen die Augen darüber aufgegangen waren, wie die Schriftgelehrten den Schwung des Gefühls lähmten, das Gemüt verödeten und den Sinn für das Höchste und Herrlichste im väterlichen Glauben abstumpften. Es be-

[1] Mark. 8, 31-33

ſtand, das empfanden Tauſende ſehr lebhaft, zwiſchen der Geiſteswelt der Schriftgelehrten und ihrer Anhänger, der Phariſäer, und derjenigen Jeſu Chriſti ein Gegenſatz wie zwiſchen einer öden, mit wenigen ſaftloſen Grasbüſcheln bewachſenen Steppe und einer Paradieſesau mitten im Frühling, voll Blütenduft, voll Blumenpracht, voll milden, goldenen Sonnenſcheins. Doch zwiſchen Empfinden und Handeln iſt ein großer Unterſchied.

Auf keinem Gebiete des geiſtigen Lebens zeigt das Beharrungsvermögen eine ſo große Kraft wie auf dem Gebiete der Religion. Solange Überlieferungen für das Herz nicht ganz erſtorben ſind, ſo lange klammert es ſich allermeiſt an ſie an. Dem Einfluß der Schriftgelehrten kam aber weiter zugute, daß der gewöhnliche Menſch ohnehin zu Kleinlichkeit und Äußerlichkeit neigt und lieber unter tauſend Satzungen, die ſeinem kleinlichen Weſen entſprechen, ſich beugt, als daß er mit Zuſammenraffung all ſeiner Kraft zu einer höheren Welt- und Lebensanſchauung ſich erheben würde. Anderſeits müſſen wir bedenken, daß Jeſus an die Menſchen die höchſten Anforderungen ſtellt: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertrifft die Gerechtigkeit der Phariſäer, ſo könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen [1]. Er fordert den kühnſten Glauben und die ſtärkſte ſelbſtloſe Liebe, er nimmt die größte Vornehmheit der Menſchenſeele für ſein Evangelium in Anſpruch. Muhammeds Religion iſt eine Religion zu ebener Erde; denn gegen beſſeres Wiſſen und Gewiſſen hat ihr Stifter, wie niemand beſtreiten kann, geiſtesarmer religiöſer und moraliſcher Mittelmäßigkeit arge Zugeſtändniſſe gemacht. Gerade dadurch gewann er einen ſo raſchen und gewaltigen Erfolg. Um ſo verehrungswürdiger erſcheint uns Jeſus Chriſtus, der keine ſchnellen Erfolge um ſolchen Preis erzielen wollte, der mit einer kleinen

[1] Matth. 5, 20.

Schar Getreuer ſich begnügte, um der Menſchheit ihr herrlichſtes Kleinod zu erhalten.

Wenn wir dies alles erwägen, kann es uns nicht befremden, daß die Mehrheit des Volkes nach kurzem Aufſchwung müde die Flügel ſenkte und ſich wieder um die alten Führer ſammelte. Dieſe nahmen die veränderte Stimmung des Volkes wahr und traten mit verſtärkter Gehäſſigkeit gegen den auf, der ſo ſcharf ihnen ins Gewiſſen geredet und ſo offen ihnen ihre Heuchelei, ihre Herzenshärte vorgehalten hatte. Jeſus erkannte mit aller Deutlichkeit, daß ein furchtbarer Sturm ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog, daß ſeine Feinde immer mächtiger wurden und er in Treue für ſein Werk auf den ſchwerſten Tod ſich vorbereiten müſſe.

Das Evangelium nach Lukas deutet auf wiederholte Verſuchungen hin, die Jeſus bedrängten[1]. Vieles ſpricht dafür, daß er gerade am Ende ſeines Wirkens in Galiläa mit einer beſonders ſchweren Verſuchung zu ringen hatte. Wie nahe legten ſich ihm damals die Gedanken: Du haſt zu Großes gewollt, du haſt zu gut von den Menſchen gedacht, du haſt ihnen eine Ehre erwieſen, für die ſie nicht empfänglich ſind, und eine Heimat ihnen angeboten, für deren Wert ſie kein Verſtändnis haben. Du haſt ein zu reiches, zu herrliches Lebensgut ihnen ſchenken wollen. Und nun, weil du zu hoch und heilig ſie geliebt, darum mußt du verbluten, darum muß dein Werk unter den Schlägen der Feinde zuſammenbrechen. Du biſt der Täuſchung deines Erbarmens erlegen. Zieh dich zurück, weil es noch Zeit iſt, überlaß die harte, böſe, träge Welt ihrem Schickſal! Doch ſolche Gedanken werden in ihm nicht übermächtig. Er ſieht das Leiden und Sterben kommen und weicht ihm nicht aus, ſondern drückt ihm den Stempel ſeines Geiſtes auf

[1] Luk. 4, 13.

und macht es zu seiner eigenen größten und freiesten Tat. Das können wir nicht genug bewundern. Daß der Messias Gottes Gnade erflehen werde für sein schuldbeladenes Volk, das hofften auch die Schriftgelehrten. Aber daß zur Herrlichkeit des Messias auch Leiden und Sterben gehöre, daß er der leidende Knecht Gottes sei, von dem der Prophet geredet, das war ihren Augen verborgen[1]. Erst Jesus hat den Leidenszug in das Bild des Messias aufgenommen, erst er hat den tiefsten und heiligsten Ahnungen der Besten seines Volkes die gottgewollte Deutung gegeben. Der Messias, der durch herbe Todesqual zum Siege über alle Welt einzieht, ist Jesu ganz persönliches Eigentum. Gerade dann, wenn wir uns in die Zeitverhältnisse hineinversetzen, gerade dann schauen wir mit erhöhter Ehrfurcht auf zu diesem einsamen Menschensohn, der von niemandem unterstützt, der zunächst auch von seinen besten Jüngern nicht ganz verstanden wird, und der doch sein Leiden und Sterben zu einem Mittel seines Triumphes macht, auf den er hindeutet mit den Worten: Und in drei Tagen werde ich auferstehen[2]. Diese Worte sind nicht in gewöhnlichem Sinne zu erklären, sondern in dem Sinne des Propheten Hosea: In zwei Tagen wird uns Gott lebendig machen, und in drei Tagen wird er uns aufrichten[3]. Jesus wollte sagen: Gerade durch meinen Tod werde ich triumphieren. Doch der Gedanke des Triumphierens im Untergehen, eines Sieges durch den Tod war jetzt auch einem Petrus noch zu hoch. Er fand in den Worten seines Meisters den Ausdruck einer unberechtigten Schwermut. Warum ist aber Jesus so hart gegen den Petrus? Der Todesentschluß ist unserm Herrn nicht leicht geworden. Gerade das Wort, das er zu Petrus spricht, zeigt uns, daß er in heißen, schweren Kämpfen mit dem Todesentschluß gerungen hat. Nun hat er den Sieg

[1] Jes. 53, 5. — [2] Mark. 8, 31. — [3] Hos. 6, 2.

gewonnen; nun ist er bereit, die Heldenbahn zu gehen und den heiligen Tod zu sterben. Da kommt der gutmütige Jünger in seiner liebenswürdigen Einfalt und will in diesem heiß errungenen Entschluß ihn wieder wankend machen. Unsere gefährlichsten Gegner sind in großen, entscheidungsvollen Stunden nicht die Menschen, die es bös mit uns meinen, sondern unsere besten Freunde, wenn sie uns von dem abhalten wollen, was doch Gottes Stimme uns tun heißt, wenn sie den Weg uns wehren wollen, den wir doch nach dem Geheiße Gottes gehen müssen. Nicht Petrus ist der Satan; aber die gottfeindliche Macht braucht manchmal die besten Menschen, um einen Edeln in seinem Entschlusse irre zu machen. Allerdings, wer einmal mit Gott einen schweren Kampf ausgekämpft hat, der überwindet auch eine solche Anfechtung. So geht denn Jesus seinen Weg mutig und entschlossen, von den Nächsten in seinem Todesentschluß noch nicht verstanden, aber doch verstanden in seiner Messiaswürde. Das ist ihm ein Trost, das ist ihm eine hohe Freude: eine kleine Schar von Menschen hat es doch einmal begriffen, daß wir Bürger einer höheren Heimat sind und daß die Sättigung des nach Gott verlangenden Gemütes etwas unendlich Herrlicheres ist als die Erfüllung glänzender Erdenwünsche. Sie hat den Messiasnamen dem gegeben, den sie als Gottes Sohn erkannt hat. Wohl einem jeden, der aus persönlichem Erleben mit Petrus sprechen kann: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

XI.

Verklärung und Wanderung nach Jeruſalem.

Es wird uns im Evangelium überliefert, daß Jeſus auf einſamer Wanderung bis in die Nähe von Cäſarea Philippi[1], einer Stadt am Fuße des gewaltigen Hermongebirges, gekommen, und daß er ſechs Tage ſpäter mit Petrus, Johannes und Jakobus auf den Berg geſtiegen ſei, um zu beten[2]. Dann heißt es bei Lukas weiter: Wie er betete, bekam ſein Angeſicht ein anderes Ausſehen. Im übrigen erzählen die drei Evangelien die geheimnisvolle Geſchichte weſentlich übereinſtimmend. Die Geſtalt Jeſu wird von ſtrahlendem Lichte verklärt, ſo daß, fügt Markus treuherzig hinzu, kein Walker hätte ſein Gewand ſo weiß machen können. Dann erſchienen Moſes und Elias und redeten von dem Ausgang des Herrn in Jeruſalem. Die Jünger gerieten in einen Zuſtand der Verzückung, der bis zur Grenze der Bewußtloſigkeit ſich ſteigerte; denn es heißt, Petrus habe geſagt: Rabbi, hier iſt gut ſein, wir wollen drei Zelte aufſchlagen, für dich eins, für Moſes eins, für Elias eins; aber er habe nicht gewußt, was er ſage, und die Jünger ſeien voll Furcht geweſen. Dann habe ſie eine Wolke überſchattet, und aus der Wolke habe eine Stimme verkündet: Dieſer iſt mein Sohn, der geliebte, den höret! Und plötzlich, als ſie umherblickten, ſahen ſie niemanden als Jeſus allein. Viele Forſcher haben dieſe Erzählung

[1] Mark. 8, 27. — [2] Luk. 9, 28. Mark. 9, 2.

einfach ins Fabelland verwieſen und ſind dann allerdings mit ihrer Erklärung leicht fertig geworden. Aber ſollte vor ſolcher Auffaſſung nicht ſchon der klare geſchichtliche Zuſammenhang warnen? Jeſus zieht von Kapernaum in die Gegend von Cäſarea Philippi, nimmt dann ſeine vertrauteſten drei Freunde zu einer Wanderung auf einſame Bergeshöhe mit ſich, ſteigt mit ihnen wieder ins Tal, um ſodann, umgeben von allen Jüngern, nach Kapernaum zurückzukehren.

Droben hat er ſeine Freunde in ſein Allerheiligſtes eingeweiht, in dem er bisher immer allein geweſen. Er betete, und „während des Gebetes bekam ſein Angeſicht ein anderes Ausſehen". Was er gebetet, wiſſen wir nicht, aber wir können die Wirkungen des Gebetes beobachten: der Geiſt der Jünger wurde aufs tiefſte erregt, ihre verzückten Augen ſchauten die Geſtalt ihres Herrn lichtumfloſſen, ihm zur Seite die Männer des alten Bundes, auf denen für das ſpätere Israel die größte Weihe lag, Moſes und Elias. Ein heilig ſüßer Schauer durchdringt die Seele der Jünger, denn ſie ſtammeln: Hier iſt gut ſein, und doch ſind ſie voll Schreckens. In dem Dämmerungszuſtand ihrer Gedanken, dem äußerlich das Helldunkel der Wolke entſpricht, vernehmen ſie eine überirdiſche Stimme: Dieſer iſt mein lieber Sohn. Dann wachen ſie aus ihrer Verzückung auf und ſind mit Jeſus allein.

Nach dem Gebot des Herrn ſollen die Jünger das, was ſie in jener Stunde an himmliſcher Freude erlebt haben, nicht der Neugier der Menſchen preisgeben, ſondern davon erſt reden, wenn ihre Zuhörer einſt fähig ſein werden, ſein ganzes Erlöſungswerk zu verſtehen. Das verborgene Seelenleben der Jünger wollen wir nicht zuviel deuten; aber das iſt gewiß: Wenn ſie droben in der Verzückung, in der ihnen das Geiſtige als greifbare Wirklichkeit erſchien, Moſes und Elias geſchaut haben, dann

haben sie mit einer Gewalt wie nie vorher empfunden, daß ihr Herr nicht gekommen sei, Gesetz und Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, und daß in ihm die Sehnsucht des alten Bundes ihre Sättigung finde. Noch waren sie damals nicht zur vollen Klarheit der Erkenntnis durchgedrungen. Aber wie manchmal eröffnet sich der Himmel dem ahnenden Geiste, um nachher dem nüchternen Verstande sich wieder zu verschließen.

Wir vernehmen aus diesem Berichte, daß die geistige Erregung in dem Jüngerkreise zuzeiten viel mächtiger und gewaltiger war, als wir es uns gewöhnlich vorstellen. Die ganze evangelische Erzählung ist so klar, so schlicht gehalten, daß wir etwa den Eindruck haben, als wäre alles in einer gewissen stetigen Ruhe vor sich gegangen. Dann aber kommen immer wieder einzelne Berichte, die uns zeigen, daß die tiefste Erregung die Herzen der Jünger erfaßt, daß in gewissen Stunden eine Glut der Begeisterung, ein namenloses Entzücken sie ergriffen hatte, das uns die schlichten Worte des Evangeliums kaum ahnen lassen.

Und wiederum wie damals, als Petrus das große Bekenntnis gesprochen, verkündigte auch jetzt der Herr seinen Jüngern, daß er leiden und sterben müsse, daß er aber am dritten Tage wiederum triumphieren werde. Es heißt: Sie verstanden nicht, was er mit dem Worte Auferstehung meinte[1]. Daraus erkennen wir nur, daß eine Auferstehung im gewöhnlichen Sinne des Wortes von ihrem Meister nicht angedeutet war; denn das hätten sie wohl verstanden, weil bei den damaligen Juden allgemein der Glaube verbreitet war, es werden vor der Ankunft des Messias die alten Propheten von den Toten auferstehen.

Nun begann Jesus die Wanderung nach Jerusalem. In der heiligen Stadt will er den letzten großen Kampf

[1] Mark. 9, 10.

kämpfen, in der heiligen Stadt sein großes Werk vollenden, siegen oder sterben, da, wo so viele Propheten ihr Werk vollendet hatten[1], und er will nach Jerusalem gehen auf das den Israeliten ganz besonders teure Fest, auf das Frühlingsfest, das Passahfest. Da kann sich das Volk in großartigster Landsgemeinde um ihn scharen, da gehen die Wogen der religiös-patriotischen Begeisterung hoch, da sind die Menschen von ihren kleinlichen, alltäglichen Sorgen losgelöst, da sind sie für große und kühne Gedanken und Hoffnungen empfänglich, da ist eine allgemein gehobene, heilige Stimmung; darum will Jesus in Jerusalem auftreten, dort womöglich sein Volk zur Begeisterung für seine Sache mit fortreißen und es einladen, an die Spitze der Menschheit sich zu stellen durch Eintritt in das Reich der Kinder Gottes. Aber er weiß, er wird in diesem Kampf unterliegen; er weiß, der Gang nach Jerusalem ist ein Todesgang. Gleichwohl tut er diesen Gang mit voller Entschlossenheit. Wie die Jünger ihren Herrn vor sich herschreiten sehen, so mutig, so entschieden, da steigert sich noch ihre ehrfurchtsvolle Bewunderung seiner Seelengröße[2]. Es heißt bei Markus: Jesus ging vor ihnen her, und sie erstaunten und fürchteten sich, indem sie ihm nachfolgten.

Die Wanderung nach Jerusalem hat reiche Segensspuren hinterlassen. Wir wollen unter den mannigfaltigen Bildern von dieser Wanderung nur einige hervorheben. Da wird uns berichtet: Sie brachten Kinder zu ihm, daß er sie anrühre[3]. Die Jünger aber schalten die, welche sie brachten. Als dies Jesus sah, ward er unwillig und sprach zu ihnen: Lasset die Kinder zu mir kommen, wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Reich der Himmel! Und er nahm die Kinder in die Arme und segnete sie, indem er ihnen die Hände auflegte. Noch heutzutage kann man im

[1] Luk. 13, 33. — [2] Mark. 10, 32. — [3] Mark. 10, 14.

heiligen Lande den Brauch beobachten: Wenn ein bekannter Gottesmann in einem Dorfe angekommen ist, so führen ihm die Mütter ihre Kinder zu, daß er ihnen die Hände auflege und sie dadurch vor dem Einfluß böser Geister, namentlich vor den Folgen des bösen Blickes bewahre. Frommer Glaube ist bei diesem gewiß sehr alten Brauch mit ziemlich viel Aberglauben verschmolzen. Die Jünger mochten davon ein Wissen haben und darum es der Würde ihres Meisters nicht für angemessen halten, daß abergläubische Mütter ihn wie einen essenischen Bruder in Anspruch nehmen. Aber ihr Meister steht auf einer höheren Warte. Ihm wallt das Herz in unendlicher Liebe für die Kinder, und seine Augen leuchten vor inniger Freude inmitten der Kleinen. Wie leichte Nebel vor der Morgensonne schwindet das bißchen Aberglaube vor dem Worte: Den Kindern ist das Himmelreich. Um die ganze Größe dieses Wortes zu empfinden, müssen wir bedenken, daß nach damaligem allgemeinen Gefühl das Kind ein geringes Geschöpf war. Es kann einmal Wert bekommen; aber jetzt ist es noch das unreife und unbeholfene Wesen. Darum bestand im ganzen Altertum außerhalb Israels für die Eltern das Recht, ein Kind dem Tode überliefern oder wenigstens in Sklaverei verkaufen zu dürfen. Nun kommt Jesus, wahrlich zur großen Verwunderung seiner Jünger, und macht die Sache der Kinder zu seiner eigenen und nimmt sich der Kinder in einer so innigen, so ergreifenden Weise an, daß es die Jünger nimmermehr vergessen konnten, sondern es der Nachwelt überliefern mußten. Welches waren denn die Eigenschaften des kindlichen Wesens, die Jesus so sehr wohl taten? Wir haben uns keineswegs vorzustellen, daß er engelgleiche Kinder vor sich hatte; sondern er freute sich der Eigenschaften, die wir an jedem gut gearteten Kinde beobachten können. Mit unbegrenztem Vertrauen sieht ein Kind zu Vater und Mutter auf. Es glaubt mit aller

Gewißheit an ihre Macht, an ihre Einſicht, an ihre Wiſſenſchaft. Was Vater und Mutter ihm ſagen, das gilt ihm, als hätte Gott ſelbſt es geſagt. Wir wiſſen ja, in welch ſchmerzlichen Zwieſpalt dieſe kindliche Empfindung in ſchwerer Krankheit kommt; da meint das Kind, die Eltern müßten ihm helfen können, während dieſe hülflos daſtehen und das Gefühl der Ohnmacht ſie durchbohrt. Ja, das Kind ſchmiegt ſich mit aller Zärtlichkeit an Vater und Mutter an, es fühlt ſich unendlich wohl im Vaterhaus, in der eigenen Heimat, und bekommt bald Heimweh, wenn es fern von ihr iſt. Das war es, was Jeſus wohl getan hat. Eine ſolche Kindlichkeit wünſcht er der Menſchenſeele in ihrem Verhältnis zu dem allmächtigen Gott und Vater. Wir ſollen ein unbegrenztes Vertrauen haben zu Gottes Macht, zu Gottes Weisheit, Liebe und Güte, ſollen ihm aber auch mit ganzer Liebe, mit dem ganzen Jubel unſeres Herzens ergeben bleiben, wie ein Kind ſeinen guten Eltern. So wird ihm das, was eine Kindesſeele im Vaterhaus erlebt, zum Vorbilde für das, was wir im heiligſten Leben der Seele erfahren ſollen. Darum ſagte er: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht in dasſelbe hineinkommen. Wer nicht die natürliche Demut, Beſcheidenheit, das dem Kinde eigene ſchrankenloſe Vertrauen beſitzt, der wird nie erfahren, was es heißt, als Kind beim himmliſchen Vater daheim zu ſein. Bedenken wir aber, was alles in dieſen Worten liegt! Wie einfach iſt die Religion, die ſchon die Kinder von vier, fünf, ſechs Jahren freudig willkommen heißt! Wie ſchlicht muß eine ſolche Religion ſein, die ein kindliches Gemüt in ſich aufnehmen und durchleben kann! In welch ſchroffem Gegenſatze zu dieſer wunderbaren Einfachheit ſtehen jene gewaltigen Kämpfe um Lehrmeinungen in der chriſtlichen Kirche! Wie hat man ſich endlos geſtritten über göttliche Geheimniſſe, welche auch die Gelehrteſten nicht voll zu deuten

vermochten! Wie hat man Jahrhunderte, wir können fast sagen, Jahrtausende lang diese Worte Jesu übersehen: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.

Und weiter kam Jesus. Da begegnete ihm ein vornehmer junger Mann und rief ihm zu: Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erlange? Und Jesus antwortete ihm: Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott[1]. Welch ein denkwürdiges Wort: Niemand ist gut außer Gott! Wahrlich, das ist der Menschensohn, der von Herzen demütig ist, der sich als Bruder unter uns fühlt. Er ist nicht in Schuld gefallen wie wir, sein Leben ist das heiligste Leben von allen, die je über die Erde gegangen; aber die Evangelien selber sagen uns, daß er mit Versuchungen zu kämpfen hatte. Er hat die Versuchungen siegreich überwunden. Aber wir wissen, jedes edle Gemüt hat, auch wenn es eine Versuchung siegreich bestanden, hinterher ein Gefühl von Traurigkeit: Warum muß ich immer wieder mit Versuchungen kämpfen? Warum kann ich nicht ohne Kampf, ohne Widerstreben alsbald dem Rufe meines himmlischen Vaters folgen? Solche Empfindungen waren es, die Jesus veranlaßten zu dem Wort: Was nennest du mich gut? Niemand ist gut außer Gott. Dann sagte er zu dem reichen Jüngling: Du kennst ja die Gebote. Und der junge Mann entgegnete: Ich habe alle diese Gebote gehalten von Jugend auf. Jesus sah, daß er es in der Tat mit einem wohlgesitteten, ernsten jungen Manne zu tun hatte, und sagte: Gehe hin! Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen und komm und folge mir nach! Da wurde der junge Mann traurig und ging hinweg[2]. Es fehlte ihm die innere Kraft, seinen Reichtum aufzuopfern, und doch, wer möchte nicht begreifen, daß

[1] Mark. 10, 17. 18. — [2] Mark. 10, 17-22.

Jesus diese Forderung an ihn stellen mußte? Er konnte unter seinen einfachen, schlichten Jüngern nicht einen vornehmen Herrn brauchen, der mit Gefolge im Lande umherreiste, der an alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Reichtums gewöhnt war. Wer damals ein Prediger des Evangeliums werden wollte, der mußte sich entschließen, in armer Knechtsgestalt aufzutreten. Aber dieses Opfer war dem jungen Manne zu groß, und schmerzlich ergriffen sprach Jesus, als er weggegangen war: Wie schwer können die Reichen eingehen ins Himmelreich! Ja, wie schwer kann einer, der sein Vertrauen auf seinen Reichtum setzt, ins Himmelreich gelangen! Leichter würde ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich einginge! Wie viel ist schon über diese Worte geredet, und wie arg sind sie schon mißverstanden worden! Zunächst haben diese Worte manch einem redlichen reichen Mann das Herz schwer gemacht: Ist es denn wirklich leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme? Man hat sich manchmal seltsam geholfen. So stellte man die Ansicht auf, im Morgenland nenne man kleine Stadttore Nadelöhre. Durch solche Tore könne ein Kamel rutschend sich noch hindurchzwängen, wenn man es ein wenig bei den Ohren reiße. So könne ein reicher Mensch, wenn auch sehr mühsam, doch noch ins Himmelreich eindringen. Aber dieses Mittel der Erklärung taugt nichts, sondern wir haben Beweise genug, die uns zeigen, daß die Zusammenstellung von Kamel und Nadelöhr durchaus ein Bild des Unmöglichen bezeichnet. Das Kamel ist das größte Lasttier, das durch einen engen Paß im Gebirge oder durch ein enges Stadttor wohl noch gehen kann; aber das Nadelöhr ist die kleinste Öffnung, durch die es durchaus nicht hindurchkommt. Mit Absicht setzte Jesus dem größten Lasttiere die kleinste Öffnung gegenüber, damit ja das Bild des Un-

möglichen jedermann klar werde. Es trifft aber, wie Jesus ausdrücklich hinzufügt, nur zu für die, welche ihr Vertrauen auf den Reichtum setzen und von ihm sich nicht loszureißen vermögen, ja, ohne ihn das Leben schal und reizlos fänden. Wer indes jederzeit bereit ist, um Gottes willen Gut und Blut hinzugeben und jede Entbehrung auf sich zu nehmen, welche die Pflicht von ihm verlangt, der ist innerlich nicht vom Reichtum geknechtet, der ist ein Jünger Jesu Christi. Erinnern wir uns, wie das Vaterland von allen seinen Söhnen ohne Unterschied fordert, daß am Tage der Gefahr alle an die Grenzen eilen und Schulter an Schulter für die Freiheit und Würde des Vaterlandes kämpfen; da stellt sich der Reiche neben den Armen, da vergißt er im Soldatenkleid alle seine sonstigen Vorzüge und Bequemlichkeiten, da setzt er seine Gesundheit, sein Leben in den Dienst des gemeinsamen Wohles und verlangt nichts weiter, als mit Ehren in der heißen, schweren Probe zu bestehen. Nun denn, was wir in Zeiten der Not für unser irdisches Vaterland tun, das sollen wir allzeit bereit sein, auch für die höchsten geistigen Lebensgüter, für unsere himmlische Heimat zu tun. Aber wir opfern sie nur, die niedern Güter, wenn eine heilige Pflicht uns ruft, wenn die Verhältnisse so sich gestaltet haben, daß wir alles daran wagen müssen, Gut und Blut, um das Höchste zu retten und untergehend das Leben im höchsten Sinne zu bewahren. So haben die Märtyrer gehandelt, so Tausende und Abertausende im Zeitalter der Reformation, wenn sie ihre angestammte Heimat verließen oder grausamem Tode sich preisgaben. Sie haben das Bewußtsein gehabt, das Kleinod ihrer religiösen Überzeugung sei des letzten und höchsten Opfers wert: Lieber sterben, als Gott untreu werden! Wir müssen der so weit verbreiteten Ansicht entschieden widersprechen, als ob Jesus der Armut als Armut einen besonderen Vorzug hätte geben wollen, als bedürfe es nur der Armut, um

des Himmelreiches gewiß zu sein. Auch ein ganz armer Mensch kann sein Vertrauen auf Reichtum setzen, auch ein ganz reicher die Wahrheit des Wortes aufs tiefste in sich erleben: Selig die Armen im Geiste! Neid, Habsucht, Genußsucht können die Seele des Armen wie des Reichen fesseln. Paulus hat doch wahrscheinlich ebensoviel vom Evangelium Jesu Christi verstanden als die Gelehrten unserer Tage; er sagt aber ausdrücklich: Ich kann niedrig leben, ich kann auch Überfluß haben, ich vermag alles durch Christum, der mich stärket[1]. Ist der Vater im Gleichnis vom verlornen Sohn nicht ein guter Vater, obgleich er sehr reich ist? Wo ist ein einziges Wort Jesu zu finden, das man dahin deuten könnte, es müßten einst alle sozialen Unterschiede aufhören? Nein, auch im neuen Bunde wird es Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Herren und Diener geben; aber das teuerste Kleinod, Frieden in Gott, ist allen gemeinsam, und die Liebe adelt alle die mannigfaltigen Beziehungen der Menschen untereinander. Zum Hochzeitsmahl des Königssohnes wurden Leute aller Stände geladen. Aber, hält man uns entgegen, hat denn nicht Christus selbst gesagt: Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo die Motten und der Rost sie fressen, und wo die Diebe durchgraben und sie stehlen[2]? Um dieses Wort in seiner nächsten Bedeutung zu verstehen, muß man die Neigung der Morgenländer kennen, Kleider, die sie selten oder nie anlegen, Metallgeräte, die sie nie gebrauchen, in Kisten anzuhäufen. Doch während der Regenzeit setzen in den feuchten Hütten die Motten den Kleidern und der Rost den Geräten zu. Und wenn im Sommer Motten und Rost diesen Dingen nichts anhaben, durchgraben die Diebe ganz geräuschlos die Lehmwände der Hütten und ziehen die Kisten samt den darin geborgenen Schätzen durch

[1] Phil. 4, 12. 13. — [2] Matth. 6, 20.

die Öffnung ins Freie. Wie oft kommen dortzulande solche Diebstähle vor! Und wie viel dreht sich das Dorfgespräch um solch zweifelhafte Schätze! Da kann vor lauter Kleinlichkeit kein höheres Gefühl gedeihen. Christus mußte daher mit aller Entschiedenheit diesem Schätzesammeln entgegentreten, wie er dem Übermut, dem Stolz, der Gottlosigkeit der Reichen entgegentrat[1]. Verkündet er nicht eine unbestreitbare Wahrheit, wenn er sagt: Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen? Man kann nicht Gott und den irdischen Besitz nebeneinander als das Höchste behandeln. Und von der Beantwortung der Frage hängt eben alles ab: Was ist dir das Höchste, woran hängst du am meisten, worauf legst du den größten Wert? Wohl dem, der bekennen darf: Die Gemeinschaft mit Gott ist mir das höchste Gut, von Gott soll keine Macht der Welt mich scheiden. Dann darf er mit gutem Gewissen im Haushalt des himmlischen Vaters auch einen großen Reichtum verwalten. Zu dem weiteren Jüngerkreis Jesu zählten auch wohlhabende Leute, wie z. B. Joseph von Arimathia, vielleicht auch Maria und Martha. Es gab genug weise und dankbare Menschen, die dem Herrn und seinen Jüngern freudig die Sorge für den äußern Unterhalt abnahmen.

Aber, hält man uns nochmals entgegen, wendet sich denn Jesus im Gleichnis vom ungerechten Haushalter nicht aufs schärfste gegen den Reichtum, heißt er hier nicht allen irdischen Besitz einfach „ungerechten Mammon", den wir an die Armen verwenden sollen, damit sie uns einst aufnehmen in die ewigen Hütten? Zunächst will Christus in diesem Gleichnis[2] sagen: Wir können auch von den Schlechten noch etwas lernen. Sie wenden für ihre Zwecke oft einen erstaunlichen Scharfsinn auf, der einer besseren Sache wert gewesen wäre. Sollen denn die Kinder der Welt

[1] Matth. 27, 57. Luk. 8, 3. 10, 38. — [2] Luk. 16, 1-9.

klüger ſein als die Kinder des Lichtes? Sollen dieſe ſich von jenen an Feinheit und Schärfe des Denkens übertreffen laſſen? Gibt der gute Wille ein Vorrecht für Gedankenloſigkeit oder Unbeſonnenheit? Wenn du es mit der Sache Gottes recht meinſt, wende für ſie alle Kräfte deines Verſtandes auf!

Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, daß, wenn er ausgeht, ſie euch in die ewigen Zelte aufnehmen. Ungerechter Mammon heißt nicht etwa bloß jene Habe, die ein Menſch durch Trug oder Gewalttat erworben hat, ſondern unſer geſamter irdiſcher Beſitz; denn als gerecht könnte er nur gelten, wenn wir ihn immer nach dem Willen Gottes verwaltet hätten. Wer aber dürfte behaupten, daß er aus ſeinem geiſtigen und leiblichen Erbe ganz und gar gemacht, was er daraus hätte machen ſollen, daß er als unbedingt treuer Haushalter vor Gott daſteht? Doch wenn wir uns vieler Verſäumniſſe und Verſchuldungen anklagen müſſen, ſollen wir daraus die Folgerung ziehen, immer gewiſſenloſer das uns von Gott anvertraute Gut zu behandeln, da wir es doch nie zu vollendeter Treue bringen können? Oder ſollen wir nicht vielmehr uns ſagen: Bei all meiner Schwachheit und Mangelhaftigkeit will ich immerhin ſo viel Gutes ſtiften als ich kann. Beſſer von zehn Wunden eine verbinden als gar keine. Es iſt der böſe Feind, der uns einflüſtert: Vollkommen kannſt du doch nicht werden, alſo gib lieber gleich das Streben danach auf! Immer müſſen wir gewärtig ſein, den irdiſchen Beſitz zu verlieren. Was wird aber aus uns werden, wenn er ausgeht (ſo die richtige Überſetzung)? Haben wir aufrichtig geſtrebt, ſoviel es unſere ſchwache Kraft erlaubt, Gott treu zu dienen, dann „werden ſie uns aufnehmen in die ewigen Zelte„. Im Morgenland wird das Erdenleben oft mit einem Hirtenzelt verglichen, das immer wieder abgebrochen wird, weil die Hirten von Weideplatz zu Weide-

platz ziehen müssen. Immer wieder die Zeltpflöcke ausreißen und anderwärts einschlagen, immer wieder wegen Wasser und Weide wandern müssen, welch ein mühsames Leben im Lauf der Jahre! Daher ist den Hirten das Ruhen unter dem Zelt bei Mittagshitze oder bei der Abendkühle der Inbegriff des Behagens. Folgerichtig sind ewige Zelte Sinnbild für eine unvergängliche Heimat, und aufnehmen in die ewigen Zelte bedeutet unvergängliche, süße, erquickende Ruhe, unvergänglichen, beseligenden Heimatfrieden geben. Aber wer hat dazu die Macht und das Recht außer Gott? Wenn im Gleichnis von einer Mehrzahl Aufnehmender die Rede ist, so können das nur die Diener Gottes sein, die himmlischen Gewalten, in denen sich das Wesen Gottes offenbart: Heiligkeit, Gerechtigkeit, Treue, Milde, Erbarmen. Wir dürfen also das Gleichnis ganz einfach so deuten: Wenn wir durch aufrichtige und tatkräftige Liebe für Gottes Sache uns Gott zum Freunde gemacht haben, dann wird er uns in der Zeit, da wir allen irdischen Besitz verloren haben, in Trübsal und Elend, in der Stunde des Todes mit seinem ewigen Troste erquicken, und wir werden die Kräfte des ewigen Lebens schmecken.

Man sieht, daß gerade in diesem Gleichnis ein gewisser Wert auf den irdischen Besitz gelegt wird. Wir können etwas leisten zur Ehre Gottes und zum Segen der Mitmenschen, wenn uns die irdischen Mittel zur Verfügung stehen. Wo aber die geistigen und leiblichen Mittel fehlen, da können wir beim besten Willen nicht viel oder gar nichts ausrichten, wir können den Hungrigen nicht speisen und den Kranken nicht heilen, und es bleibt uns nichts übrig, als schmerzlich unser Unvermögen zu empfinden; denn mit frömmsten Wünschen und innigsten Gefühlsausdrücken ist es in der harten Not des Lebens nicht getan.

Am vorletzten Abend seiner Wanderung kam Jesus nach

Jericho[1], der Palmenstadt, die unten im Jordantale lag, damals eine sehr schöne, blühende, von reichen Palmenhainen umgebene Stadt, wo einst der bekannte König Herodes einen prächtigen Palast sich erbaut hatte, wo es an Theatern, an Säulengängen und all den Herrlichkeiten einer antiken Stadt nicht fehlte. Heutzutage ist dieses Jericho ganz zu Schutt geworden, die alte Schönheit ganz verschwunden. Auch in Jericho hatte man gehört von der Ankunft des Propheten aus Galiläa, und alles Volk war an die Straße gegangen, um den gefeierten Mann zu sehen, unter ihnen auch ein Zöllner namens Zachäus, der, weil klein von Wuchs, auf einen Maulbeerfeigenbaum gestiegen war, um von obenher Jesus zu schaueu. Und wie nun Jesus des Weges daherkommt, da sieht er den Zöllner da oben sitzen und ruft ihm zu: Bei dir will ich Herberge halten[2]! Ja, alle Leute hätten es sich zur Ehre gemacht, den berühmten Gottesmann aus Galiläa bei sich zu beherbergen. Nun nimmt er Herberge bei einem Zöllner; er geht gerade zu dem Verachtetsten, um der Welt zu zeigen, wie er der Arzt ist, den es am meisten zu den Schwerkranken hinzieht. Welch ein Jubel mag die Seele dieses Zöllners erfüllt haben, als er auf diese Weise von dem gefeierten Gaste ausgezeichnet wurde! Und wie mögen seine Jünger aufs neue die Tiefe jener Worte empfunden haben: Du sollst den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht brechen[3]!

Nun folgt der letzte Reisetag. Es galt von dem tiefgelegenen Jericho hinaufzuwandern zum hochgelegenen Jerusalem. Die Wanderung nimmt sechs bis sieben Stunden in Anspruch. Welch eine mühsame Wanderung durch ein gänzlich ödes Gebirge, an rauhen Felswänden vorbei, über steile Halden, am Rande von Abgründen! Es kann keine

[1] Mark. 10, 46. — [2] Luk. 19, 4. 5. — [3] Matth. 12, 20.

ödere Gebirgswüſte geben als dieſe Wüſte, welche ſich zwiſchen dem Jordantal und Jeruſalem erſtreckt. Die Pilger mußten dieſe mühſame Wanderung unter glühender Sonne machen; denn, wenn auch die Reiſe in den Anfang des April fiel, ſo brennt eben ſchon in dieſer Jahreszeit die Sonne ganz gewaltig in jenem Felsgebirge, wo weder Bäume noch Bäche etwas Kühlung bringen. Ausdrücklich wird uns berichtet, daß Jeſus zu Fuß wanderte und erſt, als er in Bethanien angelangt war, den Befehl gab, man ſolle für ihn ein Reittier beſtellen[1]. Bethanien iſt heute noch ein kleines Dorf, öſtlich vom Ölberg gelegen. Jeſus will auf einem Reittier in Jeruſalem einziehen. Warum? Weil der Einzug ein feierlicher ſein ſoll. Er gibt nun gern dem Verlangen ſeiner Begleiter nach, daß ſie ihn mit Frohlocken, mit feſtlichem Jubel beim Einzug in Jeruſalem begrüßen. Warum will er das? Er, der ſonſt ſo Beſcheidene, ſo Demütige, der allem Ruhm aus dem Wege gegangen iſt, der den Jüngern immer wieder, wenn er irgendeine große Tat vollbracht, gebot: Saget es niemandem! jetzt will er im Triumph in Jeruſalem einziehen, allerdings nicht hoch zu Roß — denn das Pferd wäre ein Sinnbild des Krieges geweſen — nein, auf dem Reittier des Friedens, auf einem Eſel. Sie ſollen ein Reittier bereit machen, auf welchem noch niemand geritten iſt, das Füllen einer Eſelin; denn nach dem israelitiſchen Naturgefühl iſt ein jedes Tier, das noch niemals für menſchlichen Gebrauch in Anſpruch genommen worden, ein geweihtes Tier, wie alle Steine, an der noch nie der Menſchen Hand gerührt hat, geweihte Steine und die erſten Früchte eines Baumes geweihte Früchte ſind. Alſo auf ein ſolches geweihtes Tier ſollten ſie achtgeben und es ihm zuführen. Das iſt auch geſchehen. Es war allerdings ein ſehr ein-

[1] Mark. 11, 1. 2.

facher Triumphzug. An Stelle eines Sattels warfen ſie nur ein Gewand über dieſes ſchlichte Reittier. Aber ſie breiteten ihre Kleider vor dem Reitenden aus und riſſen grüne Zweige von den Bäumen und ſtreuten ſie auf den Weg und riefen ihm zu: Hoſianna in den Höhen! Geprieſen ſei, der da kommt im Namen des Herrn[1]! Bedenken wir, daß Jeſus ganz genau weiß: Er reitet ein in die Stadt, in der er nach wenigen Tagen leiden und ſterben muß. Er iſt ſich über den Ausgang ſeiner heiligen Sache durchaus klar, er weiß es mit aller Beſtimmtheit: Das iſt ein feierlicher Einzug zum Tode. Und doch, er reitet wie zum Triumph ein in Jeruſalem, er wehrt nicht dem Jubelruf der Seinen, zu denen wir nicht etwa bloß die Zwölf zu rechnen haben, ſondern namentlich auch eine ganze Schar edler Frauen, dann Hunderte von andern galiläiſchen Pilgern, die alle auf dem Wege von ſeiner Perſönlichkeit begeiſtert worden ſind und die miteinander wetteifern, ihn in höchſten Tönen willkommen zu heißen. Ja, es war ein großer Augenblick, als dieſe Pilgerſchar über den Ölberg kam und auf einmal im Abendſonnenglanz die heilige Stadt ihr zu Füßen lag, Jeruſalem, eine Stadt, wie es keine zweite auf Erden gibt. Wohl kennen wir ja auch heilige Städte anderer Religionsgemeinſchaften: Mekka und Medina für die Muhammedaner, Benares am Ganges für die Hindus; aber keine dieſer heiligen Städte hat auch nur von fern die Bedeutung gewonnen, wie Jeruſalem. Die Stadt war für ein israelitiſches Herz nicht nur der Mittelpunkt größter und heiligſter Erinnerungen, ſondern auch größter und kühnſter Hoffnungen. Nun ſtehen dieſe frommen galiläiſchen Pilger auf der Höhe des Ölberges, und mächtige Rührung ergreift ſie beim Anblick der Stadt, Tränen der Freude füllen ihre Augen, und mit der ganzen

[1] Mark. 11, s. o.

Begeisterung, deren ihre Seele fähig war, grüßen sie jubelnd das Ziel ihrer Sehnsucht. Sie empfinden etwas wie die Seligkeit einer höhern Heimat im Anschauen der heiligen Stadt. Aber mitten unter den Jubelnden ist Jesus Christus so überaus ernst, so durchaus wehmütig gestimmt. Doch die Wehmut gilt nicht seinem eigenen Leiden und Sterben; denn er spricht mit Tränen in den Augen zu Jerusalem: O, daß du doch erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Nun aber ist es deinen Augen verborgen[1]. Er sieht das furchtbare Geschick voraus, das mit innerer Notwendigkeit über diese Stadt kommen wird, und er weint nicht über sich, sondern über die arme Stadt, die nicht weiß, was ihr zum Frieden dient. Seht da die vollendete selbstlose Liebe, die auch in diesem Augenblick nicht an sich denkt! Wir schauen dieses Bild: Jesus am Ölberg, umgeben von seinen Getreuen, jetzt im Lichte von 1900 Jahren. Die Blicke aller Pilger sind auf Jerusalem gerichtet. Aus den Augen des Herrn spricht tiefste Wehmut, innigstes Erbarmen; aber die seiner Begleiter leuchten von harmloser Freude. Dies Bild hat eine hohe prophetische Bedeutung. Die Jubelnden sind die Vorboten unzähliger Scharen, die einst rufen werden: Hosianna, gepriesen sei, der da kommt, im Namen des Herrn! Aber der Gefeierte ist einer, den der Undank der Menschen zum größten Opfer der Liebe bewegt, den tiefstes Mitleid in den schwersten Tod treibt, der auf alle Lästerungen und Verdammungen unter Tränen antwortet: O daß du doch erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient!

[1] Luk. 19, 41. 42.

XII.

Das jüngste Gericht.

Gott hat, wie der Prediger Salomo verkündet, die Ewigkeit uns ins Herz gelegt[1]; darum können wir nicht anders, wir müssen rückwärts schauend vergangener Zeiten gedenken, wir müssen vorwärts blickend unter Fürchten und Hoffen die Gestalt der Zukunft erwägen. Wenn Erinnerung an entschwundenes Glück das Leid der Gegenwart vermehrt, so erweist sich dafür die Hoffnung als eine große Trösterin. Ist sie auf die Gewißheit gegründet, daß ewige Weisheit die Welten lenkt, dann gilt ihr immer noch das Wort: Die da hoffen, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß sie laufen und nicht erliegen, daß sie wandeln und nicht müde werden[2]. In der glutheißen Wüste vor Durst ermattet, sinkt der Wanderer erst zusammen, wenn er nicht mehr hoffen kann. Kein Volk der Erde aber hat so sehr mit allen Fasern seines Wesens der Hoffnung sich hingegeben wie Israel. Seine Religion, einst ein kindlicher Glaube an die Harmonie von Gottergebenheit und Sinnenglück, war längst eine Religion der Hoffnung geworden. Die größten Taten Gottes erwartete es erst in kommenden Zeiten; dann werden all die schweren, dunkeln Rätsel sich lösen, dann werden die frommen Seelen gesättigt werden. Da aber für israelitische Frömmigkeit Gott vor allem der gerechte Richter ist, so geht der seligen Endzeit ein furchtbares Strafgericht über

[1] Pred. 3, 11. — [2] Jes. 40, 31.

alle Gottloſigkeit voraus. Die Frommen Israels waren zur Zeit Jeſu ganz von dem Glauben durchdrungen, und Johannes der Täufer hatte ſie darin beſtärkt, daß ſie am Vorabend einer ungeheuren Umwälzung, am Vorabend einer neuen Gotteszeit ſtehen. Die Welt iſt reif für das Gericht. Lange genug hat Gott die finſtern Mächte walten laſſen, lange genug hat es ausgeſehen, als ob kein Gott im Himmel wäre. Dumpf, ſchwül iſt die Luft, faſt unerträglich das Leben; aber bald, ſehr bald werden die Donner rollen und die Blitze einſchlagen, und Gott aller Welt ſich als der ſtrenge Richter offenbaren, der endgültig richtet.

Wie hat ſich Jeſus zu den heiligſten und teuerſten Ahnungen ſeines Volkes geſtellt? Das iſt gewiß, er konnte und wollte an ihnen nicht vorübergehen. Davon geben uns die Evangelien reichlich Zeugnis, daß ſeine Blicke ſehr viel auf die Zukunft gerichtet waren. Wir wiſſen, daß er den guten Samen in Hoffnung ausſtreute und ein Wachſen des Gottesreiches erwartete.

Aber wie er die Jünger in Geduld auf die Entwicklung der von ihm ausgeſtreuten Saat hoffen heißt, ſo drängt er anderſeits mit heiliger Ungeduld ſeine Zuhörer, ſich ohne Säumen für den Eintritt ins Gottesreich zu entſcheiden. Es gibt im Erdenleben Tage und Stunden des Heils, die nicht wiederkehren, die keine Ewigkeit einholen kann. Wenn ein Menſch von der Geiſtesmacht Jeſu Chriſti ſich nicht rühren läßt, wird er dann von einer geringeren gerührt werden? Wenn er ein langes Leben hindurch zu beten verlernt hat, wird er dann in der Todesſtunde noch raſch alle Kraft des Gebetes, allen Mut des Glaubens und der Hoffnung gewinnen? Tauſendmal lehrt die ſchmerzliche Erfahrung: Verſäumt, zu ſpät, keine Rettung mehr möglich. So im äußerlichen, ſo im geiſtigen Leben. Allerdings nicht uns ſteht es zu, unſern Mitmenſchen zu verkünden: Zu ſpät; wir ſollen vielmehr hoffen „wider Hoffnung“. Wir

ſollen auch noch in elfter Stunde im Namen Jeſu die einladen, die bisher auf dem Markte müßig geſtanden. Auch im vorgerückten Alter noch kann der Menſch zur Kindesgemeinſchaft mit Gott gelangen und für die Sache Gottes zu arbeiten beginnen. Allen Arbeitern im Haushalt des Vaters wird nach dem Gleichniſſe von den Arbeitern im Weinberg der gleiche Lohn zuteil, voller Friede, ſelige Freude in Gott. Aber wehe dem Menſchen, der meint, es ſei immer noch Zeit genug, zu einem Leben des Geiſtes im Sinne Jeſu ſich aufzuraffen! Ringet danach, ſpricht der Meiſter, einzugehen durch die enge Pforte; denn wenn erſt der Hausherr die Türe zugeſchloſſen hat, und ihr fanget an, draußen an die Türe zu klopfen und zu ſagen: Herr, öffne uns, ſo wird er euch antworten: Ich weiß nicht von euch, woher ihr ſeid[1]. Jeſus will damit ſagen: um ins Himmelreich einzudringen, bedarf es größter Demut und heiligſter Entſchloſſenheit zugleich. Bei dem Gleichnis deutete er auf die jetzt noch im Morgenland beſtehende Sitte hin, daß bei Sonnenuntergang das große Tor des Hofes geſchloſſen und nur noch ein in dieſes Tor eingefügtes Pförtchen offen gelaſſen wird. Verſpätete müſſen froh ſein, wenn ſie mit vieler Anſtrengung durch dieſe über dem Boden erhöhte enge Pforte hindurchkriechen können. Wer aber nach elf Uhr kommt, findet auch dieſe Pforte geſchloſſen. Wohl vernimmt der Wächter das Klopfen; aber er wagt nicht zu öffnen, ſondern benachrichtigt den Hausherrn, der die ganz Verſpäteten abweiſt. Die Opfer, die Gott gefallen, ſind ein zerknirſchter Geiſt und ein ernſter Wille, anders zu werden; aber mit der langmütigen Gnade Gottes dürfen Leichtſinnige kein Spiel treiben.

Wie gern hätte Jeſus alle Seelen gerettet, alle Kinder heimgeführt ins Vaterhaus! Darum bekümmert ihn

---

[1] Luk. 13, 24. 25.

tief das Geheimnis, daß viele berufen, aber nur wenige auserwählt ſind, daß ſo viel des edlen Samens auf den Weg, auf ſteinigen oder mit jungen Dornen bewachſenen Boden geſät wird und nur etwas davon auf guten Grund fällt. Er weiß, daß er keine Allmacht hat über die Menſchenherzen, daß er ſie nicht lenken kann wie Waſſerbäche. Es liegt eine tiefe Wehmut in dem Geſtändnis: Wenige finden den Eingang durch die enge Pforte, die zum Leben führt[1]. Das Bild kam ihm vielleicht in Erinnerung an das, was er bei ſeinen Pilgerreiſen in Jeruſalem gelegentlich beobachtet hatte. Tauſende wanderten auf breit gebahnten Straßen zu den weiten Toren der Stadt; aber wenn die Menge dieſe durchſchritten hatte, mußte ſie ſich durch ſehr enge Gaſſen durchdrängen, um nach dem Ziel ihrer Sehnſucht, dem Tempelplatze, zu gelangen. Da gab es oft Stauungen, und es brauchte nur der geringſte Schrecken unter die Pilger zu fahren, ſo entſtand ein fürchterliches Gedränge, bei dem viele elendiglich ihr Leben einbüßten; darum mahnte Jeſus ſeine Jünger, ſie ſollten, wenn ſie beim Herannahen des Gerichtes über Jeruſalem auf dem Dache des Hauſes ſich befänden, gleich über die Dächer hinweg die Flucht ergreifen. Wiederholt berichtet Joſephus von ſchrecklichen Unglücksfällen, welche in den engen Gaſſen durch das Gedränge der Menſchen verurſacht wurden. Aber im Süden der Stadt gab es ein kleines Tor, das Eſſenertor geheißen, zu dem man auf einem ſchmalen in den Stein gehauenen Pfade gelangte. Da konnte nur einer hinter dem andern gehen und unmöglich ein Gedränge ſich bilden. Von dieſem Tore kam man ohne alle Gefährde nach dem Tempelplatze; aber nur wenige Pilger fanden dieſen Pfad und dieſes Tor. Leben heißt für Jeſus, wie wir wiſſen, ganz daheim ſich fühlen bei Gott, die ewige Vaterliebe erfahren. Klingen

[1] Matth. 7, 14.

Erinnerungen an die eigne Jugend wieder, wenn er das Weilen auf dem Tempelplatze mit dem „Leben“ vergleicht?

Ganz unerwartet werden die Menschen oft vor die Entscheidung für Leben oder Tod gestellt. Rüste sich jeder beizeiten, und werde er nicht müde in Beharrlichkeit! Die klugen Jungfrauen lassen das Öl der Treue, des anhaltenden Glaubens, der nie ermattenden Liebe nicht ausgehen und sind darum in der Mitternachtstunde gerüstet. Die einen Knechte findet der Herr in der Stunde der Entscheidung schlafend, die andern wach. Es zieht durch die Gleichnisse und Sprüche Jesu ein gewaltiger Ernst, ja manchmal jene heilige Angst, wie sie größtem Erbarmen eigen ist. Doch nicht nur im allgemeinen hat Jesus von Entscheidungen, von Gericht, Verdammnis und Seligkeit geredet, er ist noch viel näher auf die Erwartungen seines Volkes eingegangen.

Eines Tages verließ er mit seinen Jüngern den Tempelvorhof. Beim Hinausgehen wiesen sie auf die gewaltigen Steine, aus denen die Umfassungsmauer des Riesentempels aufgebaut war, und sie sprachen zu ihm: Meister, sieh, welche Steine[1]! Einige Quader dieser gewaltigen Mauern sind im Sturm der Zeit noch übriggeblieben, und heute noch setzt es den Wanderer in Erstaunen, wenn er diese Riesenquader anschaut von drei, sechs, neun Meter Länge und entsprechender Breite und Dicke. Heute noch ist er versucht, mit den Jüngern zu sprechen: Sieh, welche Steine! Und der Herr antwortete seinen Jüngern: Von diesen Steinen wird keiner auf dem andern bleiben[2]. Die Jünger, verwundert, fragen: Herr, wann wird dies geschehen[3]? Und nun beginnt der Herr seine große, majestätische Zukunftsrede. Wir dürfen nicht annehmen, daß wir sie in ihrem genauen Wortlaut noch

[1] Mark. 13, 1. — [2] Mark. 13, 2. — [3] Mark. 13, 3.

vor uns haben; sondern es liegen unwiderlegliche Beweise vor, daß sie mannigfach überarbeitet worden ist und namentlich Herrenworte, die mehr allgemeinen Sinn hatten, durch die Jünger und ihre Nachfolger eine genauere, greifbarere Fassung erhalten haben[1]. Wohl aber können wir deutlich die Grundgedanken erkennen, welche in dieser Rede enthalten waren. Wir brauchen nur die Berichte der drei ersten Evangelien zusammenzustellen. Jesus verkündete den Jüngern: Für euch wird eine sehr schwere Zeit angehen. Trübsal und Verfolgung aller Art erwarten euch. Ihr werdet vor die Mächtigen der Welt gestellt werden. Es wird ein Haß aller gegen alle entstehen. Der Bruder wird den Bruder dem Tode überliefern und der Vater das Kind, und die Kinder werden gegen die Eltern aufstehen, und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Hütet euch vor denen, die aus Falschheit den Namen des Messias sich aneignen! Ja, es werden viele solcher Messiasse aufstehen. Folget ihnen nicht! Laßt euch von ihnen nicht betören, selbst wenn sie Wunder und Zeichen täten! Es soll aber das Evangelium allen Völkern gepredigt werden bis ans Ende der Welt. Zeiten werden kommen, wo ein Volk wider das andere kriegen wird, wo Pest und Hunger und Tod über die Menschen kommen werden, und das wird erst der Anfang der Wehen sein. Und nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond wird seinen Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen. Und dann wird des Menschen Sohn kommen wie ein Blitz, der vom Morgen zum Abend geht, und wird erscheinen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit. Und ich sage euch: Wachet! Denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt. Wahrlich, dieses Geschlecht wird nicht ver-

[1] Die Zukunftsreden finden sich Mark. 13. Matth. 24. 25. Luk. 21.

gehen, ehe dieſes alles geſchieht. Ja, es ſtehen etliche hier, die den Tod nicht ſchmecken werden, bis das Reich Gottes kommt in Kraft. Zeit aber und Stunde weiß der Sohn des Menſchen nicht, wiſſen auch die Engel im Himmel nicht, ſondern allein der Vater. Und des Menſchen Sohn wird Gericht halten, und er wird die Guten ſcheiden von den Böſen, die Schafe von den Böcken (oder wie wir beſſer eigentlich ſagen ſollten: von den Ziegen), und er wird den Gerechten zurufen: Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters, denen das Reich von Grundlegung der Welt an bereitet iſt! Und zu den Böſen wird er ſprechen: Gehet weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und ſeinen Helfern bereitet iſt! Und die Gottloſen werden in die ewige Qual gehen, und die Gerechten ins ewige Leben. Das die Grundzüge dieſer ernſten, gewaltigen Zukunftsrede.

Nun aber erhebt ſich für uns die große Frage: Wie ſtellen wir uns zu dieſem Zukunftsbilde? Können auch wir es uns ohne weiteres zu eigen machen, oder aber erheben ſich hier nicht ſehr ſtarke Bedenken und tief aufregende Fragen? Jahrhunderte lang haben die Menſchen verſucht, dieſe Reden in ihrem ſtrengen Wortſinn aufzufaſſen, wobei ſie freilich den Worten Gewalt antun mußten; denn es heißt ja deutlich: Alles das wird geſchehen noch zu Zeiten dieſes — mit Jeſus Chriſtus lebenden — Geſchlechts. Es werden etliche den Tod nicht ſchmecken, bis das Reich Gottes gekommen ſein wird in Kraft. Ja, die erſten Chriſten haben das Kommen des Menſchenſohnes in Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels, umgeben von Engelſcharen, mit aller Beſtimmtheit erwartet. Aber er iſt nicht gekommen, der teure Herr und Meiſter, ſo wie ſie ihn erwartet haben; ſie blieben in ihrer Armut und Niedrigkeit. Das erſte Geſchlecht der Chriſten ſtarb, ein neues tauchte auf, von der gleichen Hoffnung erfüllt. Das erſte

Jahrhundert ging zu Ende, die erſte Hälfte des zweiten ebenſo, und alles blieb beim alten. Da fingen die Geiſter an ſich zu fragen: Wie ſteht es denn mit den Zukunftsreden unſers Herrn? Und man begann, ſich damit zu tröſten, daß man ſagte: Vor Gott ſind ja tauſend Jahre wie ein einziger Tag [1]. Als aber tauſend Jahre von Chriſti Geburt an vorübergegangen waren, da glaubte im Abendland die große Mehrheit der Chriſten, jetzt werde die gegenwärtige Welt ihren Untergang finden, jetzt werde Chriſtus erſcheinen in all ſeiner Herrlichkeit. Aber das Jahrtauſend ging zu Ende, und wir nahen uns bald dem Schluſſe eines zweiten Jahrtauſends, und die Ordnung der Welt iſt dieſelbe geblieben. Von den großen Hoffnungen, von den glänzenden Verheißungen, von dieſem wunderbaren irdiſch-überirdiſchen Schauſpiel hat die Menſchheit nichts geſchaut. Immer gibt es neue Gläubige, die mit aller Beſtimmtheit ſagen: Aber jetzt, jetzt wird endlich der Meſſias kommen, jetzt ſtehen wir in der Endzeit, jetzt dauert es nur noch kurze Jahre, oder nicht einmal mehr Jahre, ſondern Tage, und dann wird auf einmal die ganze große, in den Evangelien verheißene Erwartung ſich erfüllen. Und einzelne Vorwitzige, die da meinen, tiefer in die Geheimniſſe Gottes eingeweiht zu ſein als Chriſtus ſelbſt, wiſſen immer wieder Tag und Stunde zu berichten, wann die majeſtätiſche Weisſagung ſich verwirklichen wird. Wie wollen wir uns dazu ſtellen?

Zunächſt einmal halten wir uns an dieſes Geſtändnis Jeſu: Zeit und Stunde weiß niemand als der Vater. So ſpricht ja derſelbe von Herzen demütige Menſchenſohn, dem wir immer und immer wieder begegnet ſind. Was er uns ſonſt berichtet, gehört mit zu dem Weltbilde der damaligen morgenländiſchen Menſchheit. Wenn er verkündet, es werde die Sonne ihren Schein verlieren, ehe des Menſchen

[1] 2 Petri 3, 8.

Sohn kommt, und der Mond in Dunkelheit ſich hüllen und die Sterne werden vom Himmel herniederfallen, nicht wahr, da haben wir noch die engbegrenzte Weltkenntnis des Altertums vor uns: Die Sterne ſind noch nicht die rieſigen Welten, wie wir ſie jetzt kennen; nein, Lichter des Himmels, die von dieſem feſten Himmelsgewölbe, wenn einmal die Naturordnung ſich auflöſt, auf die Erde hinunterſtürzen. Wer ſtreng an den Buchſtaben der Reden Jeſu ſich hält und ſeine Worte genau ſo nimmt, wie ſie geſagt ſind, in der Meinung, daß der Herr ein getreues, ſinnlich wahrnehmbares Bild der Zukunft habe zeichnen wollen, der wird bei ernſterem Nachdenken in ein ſtarkes Gedränge kommen. Er wird zugeben müſſen, daß die Sterne nicht wie Lampen auf die Erde fallen können; und er wird weiter zugeſtehen, daß die Weisſagungen in wörtlichem Sinne nicht eingetroffen ſind, da Jeſus nicht ſchon zu Lebzeiten ſeiner Jünger, wie er es doch verheißen, mit Macht und Herrlichkeit, von Engelſcharen begleitet, wieder auf die Erde zurückgekehrt iſt. Wenn aber Jeſus in einer ſo wichtigen Sache ſich getäuſcht hat, verdient er dann in allem übrigen gleichwohl unbedingtes Vertrauen? Leicht könnte von da aus ein Schatten auf ſein lichtes Bild fallen.

Um Klarheit zu gewinnen, wollen wir zunächſt eine allgemeine Tatſache uns vergegenwärtigen. Es gibt ein Schauen ewiger Wahrheit, das vor allem durch die Reinheit des Herzens bedingt iſt. Volle Freiheit der Welt gegenüber, ſelbſtloſes Wohlwollen, feines und tiefes religiöſes Gefühl machen das geiſtige Auge klar und ſcharf. Selig ſind, die reinen Herzens ſind; ſie werden Gott ſchauen. Keinem andern war ſolches Schauen in gleichem Maße gegeben wie Jeſus Chriſtus. Wenn er ſeine Zukunftsgedanken in die Formen und Vorſtellungen ſeines Volkes kleidet, ſo wird jeder Unbefangene zugeben, daß die Gedanken Jeſu nicht mit dem jüdiſchen Weltbilde ſtehen und

fallen. Was wir früher schon über seine Worte gesagt haben, gilt auch von seinen Zukunftsreden: Alles Zeitliche ist nur ein Gleichnis für das Ewige, alles Irdische für das Überirdische. Wenn er spricht, so spricht der größte und klarste Geist, der in den Tiefen der Gottheit daheim ist wie kein zweiter; darum liegt über seinen Worten eine geistige Vornehmheit, die wir nie vergessen sollten. Ewigkeitsluft atmet Jesus Christus, und vom Standpunkt der Ewigkeit aus betrachtet er das Endziel alles Lebens. Was in der Zeit durch weite Abstände voneinander geschieden ist, das geht, von der Ewigkeit aus angesehen, in eine einzige Linie zusammen, alle Freude einerseits, alles Leid anderseits. Im zentralen Gebiete des geistigen Lebens kennt Jesus nur zwei Gegensätze: Gottinnigkeit und Gottlosigkeit; sie bedeuten ihm größten Reichtum und größte Armut, höchste Freude und tiefstes Weh, Hochzeitsjubel im strahlenden Licht und hülflose Verlassenheit in äußerster Finsternis. Auf der Heimat in Gott liegt die ewige Morgenfrische eines himmlischen Frühlings; mit der Gottlosigkeit ist eine Glut verbunden, die nie sich mildert. Er, der sich in der Liebe Gottes unausdenkbar selig fühlt, legt nimmer, wie die Schriftgelehrten, einen höchsten Wert auf reichliches Essen und Trinken, auf bunte Kleider, auf sinnliches Behagen. Aber sollte es ihm um Ausmalung sinnlicher Schmerzen zu tun gewesen sein, da er doch nur einen tiefsten Schmerz kennt, den Schmerz der Gottverlassenheit? Sollte er auch nur um eines Haares Breite denen entgegengekommen sein, bei deren frommen Hoffnungen Gott nur Mittel zum Zweck ist, und deren stärkstes Sehnen keineswegs auf unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott sich bezieht? Er weiß, wie oft die Menschen unbewußt ihre Selbstsucht hinter ihrer Frömmigkeit verbergen, und wie wenige begreifen, daß Gott besitzen, das heißt mit ihm durch größte Liebe verbunden sein, der ewige Quell reichster und seligster Freude ist.

Zu diesem Quell aber möchte er die hinführen, die ihm vertrauen wollen, auf daß für ihr innerstes Empfinden Himmel und Erde neu werden. Aber der Weg zur Vollendung ist ein drangvoller Weg. Wie eine Mutter nur unter bangen Schmerzen ein Kind zur Welt bringt, so gehen dem Kommen des Gottesreiches gewaltige Wehen voraus, heiße, schmerzvolle Kämpfe im Leben der Völker wie im Herzen des einzelnen Menschen. Das hat der Meister den Seinen mit größtem Nachdruck verkündet. Gleichwie er aber allen Jubel, den eine Menschenseele unter dem Hauche der Liebe Gottes erfahren mag, in das Bild eines Hochzeitsfestes zusammenfaßt, so alles Leid, das mit der Gottentfremdung verbunden ist, in das Bild eines letzten, jüngsten Gerichtes. Wer dies verstanden hat, begreift auch, daß Jesus sagen konnte: Das Reich Gottes ist schon da, es ist unter euch[1], und hinwieder: Es wird erst kommen, Zeit und Stunde, wenn es anbrechen wird, wissen die Engel im Himmel nicht, weiß auch der Sohn des Menschen nicht[2], und hinwieder: Etliche von euch Jüngern werden den Tod nicht schmecken, bis sie das Reich Gottes haben kommen sehen in Kraft[3]. Tausend Anzeichen verkünden den Tag der Entscheidung, und doch trifft er ungeahnt ein wie ein Dieb in der Nacht. Auf der Warte der Ewigkeit erkennen wir, wie in der Gegenwart des Gottesreiches schon seine Zukunft, im einzelnen Gericht schon das ganze Gericht, in der einzelnen Beseligung schon die ganze Beseligung mitgesetzt ist. Was unten den Blick verwirrt und als unlösbarer Widerspruch sich zeigt, was die Erfahrung vieler Jahrhunderte scheinbar als Irrtum erwiesen hat, das offenbart sich droben als unendlich geistvoller Ausdruck ewiger Wahrheit.

Mit tiefem Schmerze hatte ja Jesus erkannt, daß

[1] Luk. 17, 21. — [2] Mark. 13, 32. — [3] Mark. 9, 1.

ſein Volk unaufhaltſam dem Abgrund entgegentrieb, daß ſeine Verbitterung gegen die ganze übrige Menſchheit immer ſtärker wurde, und daß es immer fieberhafter einen gewaltſamen Umſturz aller Dinge erwartete. Er liebt ſein Volk mit der ganzen Kraft ſeines lieberfüllten Herzens; darum muß er ſeiner wehevollen Zukunft immer wieder gedenken. Wie gern möchte er es retten, aber er kann es nicht. Er leidet die Schmerzen des Jeremias in verſtärktem Maße. Jeruſalem wird in Trümmer gehen wie in den Tagen jenes Propheten, und das Volk wird ſein Vaterland verlieren wie damals. Jeruſalem, Jeruſalem, die du die Propheten töteſt und die ſteinigſt, die zu dir geſandt ſind! Wie oft hab' ich deine Kinder ſammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt; aber ihr habt nicht gewollt[1]. Einen Weingarten hatte der allmächtige Herr an die Weingärtner verliehen. Aber als er ſeine Knechte ſandte, um Früchte vom Weingarten zu empfangen, da ergriffen die Weingärtner ſeine Knechte; den einen ſchlugen ſie, den andern töteten ſie, den dritten ſteinigten ſie. Zuletzt ſandte der Herr ſeinen Sohn, und die Weingärtner nahmen den Sohn, ſtießen ihn zum Weingarten hinaus und töteten ihn[2]. Die Verwandten und Freunde ſind zuerſt zum Hochzeitsmahl des Königsſohnes eingeladen; aber ſie bleiben unter nichtigen Vorwänden fern, an ihrer Stelle füllt geringes fremdes Volk den Hochzeitsſaal. Die Letzten werden die Erſten ſein und die Erſten die Letzten[3]. Denſelben Sinn möchten wir dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus beilegen[4]. Während Jeſus gewöhnlich ſeine Gleichniſſe aus der Natur oder dem täglichen Leben der Menſchen nimmt, hat er diesmal ein Gleichnis aus der religiöſen Vorſtellungswelt ſeines Volkes entlehnt. Ein reicher Mann kleidete ſich in

[1] Matth. 23, 37. — [2] Matth. 21, 33-43. — [3] Matth. 22, 1-14. 20, 16. [4] Luk. 16, 19-31.

Purpur und feine Leinwand und freute ſich glänzend Tag um Tag ſeines Lebens. Er wollte alſo den Himmel ſchon auf Erden genießen; denn nach der Lehre der Rabbiner wird der Selige im Paradies mit acht herrlichen Gewändern bekleidet, und er ißt Honig und feine Baumfrüchte im Überfluß. Ein Armer aber, namens Lazarus, lag vor dem Tore des Reichen, mit Geſchwüren behaftet, und hätte ſich gern geſättigt am Abfall vom Tiſche des Reichen; ſelbſt die Hunde kamen herbei und leckten ſeine Geſchwüre. Da geſchah es, daß der Arme ſtarb und von den Engeln in Abrahams Schoß getragen wurde. Es ſtarb aber auch der Reiche und kam in die Unterwelt und erlitt da große Pein. Wie er aufſchaute, ſah er Abraham von fern und Lazarus ihm zur Seite. Und er rief: Vater Abraham, erbarme dich meiner und ſchicke Lazarus, daß er die Spitze ſeines Fingers ins Waſſer tauche und mir die Zunge kühle! Abraham aber ſagte: Kind, gedenke, daß du dein Gutes abbekommen haſt in deinem Leben und ebenſo Lazarus das Böſe. Jetzt aber wird er getröſtet; du aber erleideſt Pein. Spätere Rabbiner lehrten milder, daß die Tränen der Gerechten die Glut derer kühlen, die in der Hölle ſchmachten. Würden wir — was gewöhnlich geſchieht — dieſe Erzählung nicht als ein Gleichnis nehmen, ſo müßten wir ſie als eine Belehrung auffaſſen, die Jeſus uns geben wollte über unſer Schickſal im Jenſeits. Dann würde ſie freilich mit einem Wort des Talmud übereinſtimmen, wo es einmal heißt: Im Jenſeits wird das, was jetzt unten iſt, oben ſein, und das, was jetzt oben iſt, wird unten ſein. Alſo, wer es hier gut gehabt hat im Leben, der muß im Jenſeits große Qual erdulden, und wer hier arm und geplagt iſt, der ſoll ſich damit tröſten, daß er einſt in Abrahams Schoß kommt, das heißt, aller Freude des Paradieſes teilhaftig wird. Kann das, frage ich, der Sinn ſein, den Jeſus Chriſtus dieſen Worten geben will? Es

wird nicht etwa behauptet, daß dieſer Reiche ein ſchlechter Mann geweſen ſei, ſondern nur, daß er ſich's habe nach Kräften wohl ſein laſſen. Und vom armen Lazarus wird auch keine Silbe geſagt, daß er beſonders fromm, ſondern nur, daß er ein armer, kranker Mann geweſen ſei. Wie oft kann man in morgenländiſchen Städten das Bild, ſoweit es der Erde angehört, beobachten! Der reiche Mann des Oſtens kleidet ſich gern Tag um Tag in koſtbares Gewand und hält abends mit ſeinen Gäſten reichliches Gelage. Vor dem Tore ſeines Hauſes lagern ſich Krüppel, Blinde, Ausſätzige, deren Wunden die halbwilden Hunde lecken. Die geladenen Gäſte werfen vor dem Eintritt ins Haus dieſen Unglücklichen Gaben zu, und die Diener bringen ihnen ſpäter allerlei Abhub von der Tafel. Beim Hinblick auf die ſcharfen Gegenſätze genießt der Morgenländer Glück und Glanz mit erhöhtem Behagen. So iſt es doch nicht, daß Jeſus etwa hätte ſagen wollen: Der reiche Menſch iſt als ſolcher zur Hölle verurteilt, und der Arme iſt als ſolcher des ewigen Paradieſes würdig. Gewiß, der Reichtum ſchließt für das zarteſte und heiligſte Seelenleben große Gefahren in ſich; aber auch die Armut iſt reich an Verſuchungen und Anfechtungen. Darum hat jener Weiſe des alten Bundes geſprochen: O Gott! gib mir weder Armut noch Reichtum, ſondern verleihe mir, ſoviel ich bedarf[1]! Aber der neuteſtamentliche Weiſe, der große Apoſtel Paulus, hat, wie wir ſchon erwähnten, geſagt: Ich bin überall und in allen Dingen geübt, ſowohl Überfluß zu haben, als Mangel zu leiden; ich vermag alles durch Chriſtus, der mich ſtärkt[2]. Was iſt denn wohl der Sinn des Gleichniſſes? Deutlicher mag der Sinn in der urſprünglichen Faſſung hervorgetreten ſein, noch ehe der Evangeliſt, dem die Armut als ein beſonders begehrenswerter Stand er-

[1] Sprüche 30, 8. — [2] Phil. 4, 11-13.

ſchien, die Erzählung überarbeitet hatte. Der reiche Mann iſt nach unſerer Auffaſſung ein Sinnbild für das jüdiſche Volk, von dem Paulus ſagt, daß ihm angehören die Kindſchaft, die Herrlichkeit, die Bündniſſe, die Geſetzgebung, der Gottesdienſt und die Väter, und daß von ihm Chriſtus dem Fleiſche nach ſtamme[1]. Im täglichen Gottesdienſt vor dem Tempelhaus in Jeruſalem ſammelte ſich die ganze Herrlichkeit der israelitiſchen Religion, die ſo reich iſt an Erinnerungen und Hoffnungen, an ergreifenden Gebeten und Geſängen, an ſinnigen Gebräuchen. Darum kannten fromme Söhne Israels keinen höheren Wunſch, als beſtändig im Heiligtum weilen, Tag um Tag an der Wonne des Gottesdienſtes teilnehmen zu dürfen[2]. Aber nur die Israeliten hatten das Recht, in den innern Vorhof hineinzutreten und die Opferhandlung mitanzuſchauen, während die Heiden wie die Hunde[3] draußen bleiben mußten und nur den äußern Vorhof betreten durften. Vor den Toren des innern Vorhofes ſtanden ſteinerne Tafeln, die mit griechiſchen Worten den Heiden verkündeten, daß kein Nichtjude wagen ſolle, weiterzugehen; er würde mit dem Tode beſtraft werden. Eine dieſer merkwürdigen Verbottafeln, die auch Jeſus und ſeine Jünger geſehen haben, iſt vor einigen Jahren in Jeruſalem wiederaufgedeckt worden. Nun gab es ernſte, heilsbegierige Heiden, die dankbar dafür waren, daß ſie bis zum Tor des innern Vorhofes gehen durften. Dort draußen konnten ſie nur dann und wann einen Blick hineintun, nur weniges von dem Gottesdienſte drinnen ſehen, etwa die aufſteigende Opferflamme. Von dem Segensſpruch, mit dem der Hoheprieſter den Opferdienſt weihte, war ihnen kaum etwas verſtändlich; wohl aber mochte ſie der feierliche, mächtige Geſang erquicken. Im ganzen empfingen eben dieſe Heiden draußen vor dem Tor nur einige Bro-

[1] Röm. 9, 4. 5. — [2] Pſ. 23, 6. — [3] Offb. 22, 15.

ſamen von dem Reichtum, der denen drinnen zuteil wurde. Ja, die Israeliten gingen an dieſen demütigen Heiden, die ſie wie Ausſätzige anſahen, ſtolz vorüber ins Heiligtum hinein. Und nun, was will unſer Herr mit dem Gleichniſſe ſagen? Dieſe frommen Heiden ſind empfänglich für das Reich Gottes, ſie werden Kinder Gottes ſein und allen Jubel der Kinder Gottes in ſich aufnehmen. Der reiche Mann aber, das Volk von Jeruſalem, geht einer wehevollen Zukunft entgegen. Wenn einmal Jeruſalem wird zerſtört werden, wenn das Volk von ſeinem Vaterlande wird verjagt ſein, da wird es in ſeinem Schmerze die größte Verbitterung gegen die Menſchheit zeigen, da wird es von innerer Qual gepeinigt werden und von all der ſeligen Freude der Kinder Gottes wird das arme, in ſeinem Schmerz und in ſeinem Haß aufgehende Volk nichts genießen. Eine unüberſchreitbare Kluft wird die Gemeinde der Kinder Gottes von dem ſeeliſch kranken, elenden Volke trennen; denn es will und wird nicht anders werden. In dieſem Gleichnis iſt eine Weisſagung gegeben von dem ungeheuer tragiſchen Geſchicke Israels, das ſich im Laufe der Jahrhunderte verwirklicht hat.

Aber ſollte der prophetiſche Blick Jeſu nur bis zum Untergange Jeruſalems reichen? Was wird denn aus dem Evangelium und der Gemeinde der Kinder Gottes? Was wird aus dem Menſchenſohn ſelbſt? Menſchlich betrachtet, wird er die größte Niederlage erleiden, den furchtbarſten Schmerz, die größte Schmach erdulden; aber er wird von der Erde mit vollendetem Siegesbewußtſein ſcheiden; er wird ſich deſſen bis zum letzten Atemzuge bewußt bleiben, daß ſeine Sache Gottes Sache ſei. Wieviel Kämpfe auch die Menſchheit noch zu beſtehen hat, wieviel Weh und Leid noch über die Erde gehen wird, einſt wird er ſiegen, einſt wird er der Menſchheit erſcheinen in all ſeiner Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben. Keine Angſt der Welt kann

ihm dieſe Zuverſicht rauben. Er hat vor ſeinen Richtern das denkwürdige, aber oft nicht genug bedachte Wort geſprochen: Von nun an werdet ihr des Menſchen Sohn ſitzen ſehen zur Rechten der Macht und kommen auf den Wolken des Himmels[1]. Bedenken wir, das hat er geſagt, wie er als Gebundener vor ſeinen Richtern ſtand und ſie alle bereit waren, das Todesurteil über ihn auszuſprechen. In dieſem Augenblick ein Bild der größten Schwäche und Ohnmacht, verkündet er Worte von größter Kühnheit und Majeſtät. Er iſt von der ſtärkſten Gewißheit durchdrungen, daß er gerade als Gekreuzigter den Siegeszug durch die Menſchheit antreten wird. Und er hat ihn angetreten, Er iſt der Weltenrichter geworden. Denn die Geſchichte lehrt uns: Die mächtigſten Staaten der Welt haben ſich nicht halten können, wenn ſie nichts von der Lebenskraft Jeſu Chriſti in ſich beſaßen. Wie mächtig war das Römerreich! Aber dieſes gewaltige Reich hatte nie ein Herz für ſeine ärmſten Kinder, und als die Stürme der Völkerwanderung an die Pforten dieſes Reiches pochten, da fehlte es an einem Volk von Bauern und Handwerkern, das Vaterlandsliebe genug gehabt hätte, um die Grenzen zu verteidigen. An ſeiner Sklaverei, der erbarmungsloſen, iſt das alte Rom zugrunde gegangen. Und wenn wir hinunterſchauen durch die Geſchichte von einem Jahrhundert zum andern, immer wieder ſehen wir: Die größte Macht hat, wenn es nur eine rein materielle Macht iſt, keinen Beſtand. Staaten werden, Staaten vergehen; eine Macht löſt die andere ab, und auch die rieſigen Staaten der Gegenwart ſind vor dem Zerfall nicht geſchützt, wenn ſie ſich nur auf äußere Machtmittel ſtützen wollen. Nein, die Erfahrung zeigt, daß nur die Völker ſich erhalten, die das Gewiſſen Jeſu Chriſti zu ihrem Gewiſſen machen, die nicht

[1] Matth. 26, 64.

einem engen jüdiſchen Patriotismus huldigen und nicht meinen, die ganze Weltbewegung müſſe in Glanz und Glück einer einzigen Nation gipfeln. Völker, die auf eine große Zukunft hoffen wollen, müſſen verſtehen, ihre eigenen Intereſſen mit der Wohlfahrt aller übrigen Völker harmoniſch zu verbinden und das öffentliche Wohl auf das Fundament der Gerechtigkeit und der Bruderliebe zu gründen. Sie müſſen ſich der Schwachen und der Geringen annehmen, ſo daß auch das ärmſte Kind des Volkes ſein Vaterland als eine wahre, wohltuende Heimat ſegnen kann. Völker, welche in dieſer Weiſe dem Heiligtum Jeſu Chriſti ſich weihen, ſeine Liebe, ſeinen Seelenadel auf ihre Fahne ſchreiben, ſie allein dürfen ruhigen und getroſten Mutes vorwärts in die weite Zukunft ſchauen. Was aber dem Geiſte Chriſti ſich nicht fügen will, das muß untergehen, und je länger es ſich ſträubt, deſto wehevoller wird der Untergang ſein. Das iſt unſere getroſte Hoffnung, daß Jeſus Chriſtus den letzten und höchſten Sieg in der Weltgeſchichte feiern wird. Wir ſtehen erſt in der Morgendämmerung ſeines großen Triumphtages. Das Jahrhundert, das jetzt aufſteigt, wird noch ganz andere Siege erleben, und, wenn wir um Jahrtauſende hinüberfliegen könnten zu den ſpäteſten Geſchlechtern, ſo würden wir innewerden, daß dieſe noch viel einmütiger Jeſus Chriſtus als den preiſen, dem ſie alles verdanken: eine unſterbliche Jugend, eine nie vergehende Freudigkeit, eine durchdringende Heiligung des Lebens.

Aber wenn wir auch begreifen, wie vom Standpunkte der Ewigkeit aus alles Leid und Weh, das im Laufe der Jahrtauſende über die in Sünden verlorene Menſchheit gekommen iſt und kommen wird, in ein einziges Bild zuſammengeht und ebenſo alle Siege Jeſu Chriſti, ſo bleibt uns noch die ſchwere Frage zu beantworten übrig: Wie ſtimmen die furchtbar ernſten Worte: Die Böſen werden

in die ewige Strafe gehen, wo ihr Wurm nicht ſtirbt, ihr Feuer nicht erliſcht[1], zu ſeinem Evangelium von dem unergründlichen Erbarmen Gottes und zu dem eigenen tiefen Mitleid Jeſu mit den geſunkenen Menſchen? Münden ſchließlich auch nach ſeiner Lehre alle Wege Gottes in eine unerbittliche Gerechtigkeit aus? Iſt es das letzte Wort göttlicher Offenbarung durch Jeſus Chriſtus: Viele ſind berufen, wenige auserwählt? Laſtet auf der Mehrheit der Menſchen Gottes ewiger Zorn? Es ſcheint ſo. Die törichten Jungfrauen bleiben vom Hochzeitsmahle ausgeſchloſſen. Den Ungerechten ruft Chriſtus als Richter zu: Weichet von mir, die ihr die Ungerechtigkeit geübt habt[2]! Dieſes Wort hat dem Maler Michelangelo den Pinſel in die Hand gedrückt zu ſeinem Gemälde des Weltgerichtes. Mit ergreifender Treue hat er das Entſetzen gemalt, mit dem die Sünder auf dieſes Wort hin in den Abgrund der Hölle ſtürzen. Der feinſinnige Künſtler hat Chriſtus als Weltenrichter nicht in der gewohnten Geſtalt dargeſtellt, ſondern in der eines römiſchen Cäſars mit hartem, ſtrengem Geſicht.

Durch Chriſtus iſt es uns, wie wir wiſſen, zur unerſchütterlichen Gewißheit geworden, daß jede Menſchenſeele einen ewigen Wert hat. Er heißt uns auch im Geſunkenſten noch die Menſchenwürde achten, den Verlorenen nachgehen, die Gebrochenen aufrichten. Sind wir von ſeinem Geiſt durchdrungen, dann ſind wir traurig über jeden Menſchen, der in Sünde untergeht. Eine edle Mutter trauert über ihr krankes Kind; aber ſie hat noch tiefere Trauer über ihr verirrtes Kind und ſchließt es noch inniger in ihr Herz. Wer etwas von der Liebe Chriſti in ſich ſpürt, kann der eine ewige Freude für wenige ſich denken und

[1] Matth. 25, 41. Mark. 9, 44. Das Bild ſchließt ſich an die morgenländiſche Vorſtellung an, daß Verweſung oder Verbrennung dem Verſtorbenen ſehr wehe tue. — [2] Matth. 25, 41.

einen ewigen Schmerz für die ungeheure Mehrheit? Jüdiſche Einbildungskraft mochte ſich ausmalen, wie die Frommen vom Himmel her mit grauſem Behagen auf die Verdammten in der Hölle hinunterſehen; nicht alſo der Menſch, in deſſen Herzen die unbegrenzte Liebe Chriſti mächtig iſt. Es iſt uns in dieſem Erdenleben ſchon ſchmerzlich genug, daß es unwiderrufliche Entſcheidungen zum Verderben gibt, daß nur wenige zu einem vollen Leben des Geiſtes im Sinne Chriſti gelangen. Aber ſoll das für alle Ewigkeit gelten? Manche Juden zur Zeit Chriſti hatten die Anſchauung: Zur ewigen Freude ſind die Gerechten berufen. Alle andern, deren Leben keinen Ewigkeitswert hatte, ſterben und gehen mit dem Tode der vollſtändigen Vernichtung entgegen. Gewiß, das iſt ja eine Anſchauung, die manches für ſich hat. Nur die, welche einen Durſt nach Ewigkeit haben, werden auch einmal geſättigt werden, und die, welche nur Durſt nach der Zeitlichkeit haben, werden auch mit der Zeit vergehen. Das mag eine jüdiſche Anſicht geweſen ſein, nicht die Anſicht Jeſu Chriſti. Jene Zöllner, jene Sünder, die von der ernſthaften und ehrbaren Geſellſchaft der Israeliten ausgeſtoßen waren, ach, ſie hatten wahrlich keinen Ewigkeitswert, ſondern ſie waren ganz irdiſchen Leidenſchaften und Begierden hingegeben. Aber er, der große Erbarmer, hat dieſe armen Menſchen für ungeſchliffene Diamanten gehalten. Sie ſehen ſehr unſcheinbar und wertlos aus; aber es muß nur der rechte Meiſter kommen, der die Diamanten zu ſchleifen verſteht, und ſie werden leuchten in wunderbarem Glanz. Jeſus iſt dieſer Meiſter geweſen und iſt es heute noch. Weil wir etwas von ihm gelernt haben, ſind wir mit einem armen Menſchenleben nicht ſo leicht fertig; wir können es nicht ſo leicht verloren geben, und wir glauben an eine Liebe Gottes, die größer iſt als das edelſte Mutterherz. Aber wie haben wir dann die ſchneidend ſcharfen Worte Jeſu Chriſti zu verſtehen? Der

Schlechte als Schlechter, der Liebloſe als Liebloſer, der Unbarmherzige als Unbarmherziger hat keine Gemeinſchaft mit dem Gott der Heiligkeit und der Liebe, und auch nicht mit denen, die im Lichte der göttlichen Liebe wandeln. Die Böſen als Böſe ſind von Gott ausgeſchloſſen. Aber wo iſt ein Menſch, der durch und durch böſe wäre, an dem gar nichts Gutes mehr ſich fände? Und wenn nun im Menſchen noch etwas Gutes lebendig iſt, eine edle Eigenſchaft, eine Tugend, noch etwas, das an das heilige Ebenbild Gottes erinnert, wer wird ihn dann verwerfen? Etwa der Heiland? Will er, daß etwas, was göttlichen Wert hat, vernichtet, verdammt, der ewigen Qual überliefert werde? Nein, Gottes Liebe hat keine Grenzen an der kurzen Spanne Zeit, die wir auf Erden zu leben haben. Nein, wenn wir wirklich etwas von der Liebe des ewigen Gottes in unſerm Herzen empfinden, dann überantworten wir die, welche friedlos aus der Welt gegangen, dem barmherzigen Gotte ſelbſt. Wir haben dafür allerdings keine ausdrücklichen Weiſungen unſeres Herrn; aber der Glaube an ein göttliches Erbarmen über Tod und Grab hinaus iſt im Weſen des chriſtlichen Gottesbewußtſeins begründet. Wenn der Apoſtel Paulus ſagt, daß weder Tod noch Leben, weder Tiefe noch Höhe uns zu ſcheiden vermögen von der Liebe Gottes in Chriſtus Jeſus unſerm Herrn[1], wenn er ſagt, daß Gott einſt ſein werde alles in allem[2], wenn ein anderer Apoſtel ſchreibt: Gott iſt die Liebe[3], ſo erkennen wir daraus nur, daß ſchon die Chriſten der älteſten Zeit an eine göttliche Gnade geglaubt haben, die vor den Pforten der Ewigkeit nicht ſtillhält. Aber die Fülle ihrer eignen Liebe haben die Apoſtel von ihrem Herrn empfangen. Im Talmud ſteht einmal das merkwürdige Wort: Jetzt, wenn eine ſchlimme Botſchaft uns gemeldet wird, ſprechen wir: Ge-

[1] Röm. 8, 38. 39. — [2] 1. Kor. 15, 28; vgl. Röm. 11, 36. — [3] 1. Joh. 4, 16.

prieſen ſei Gott, der gerecht richtet! und wenn eine gute Botſchaft uns gemeldet wird: Geprieſen ſei Gott, der Gute und Gutes Schaffende! Aber einſt wird man nur noch eine Botſchaft hören, die gute Botſchaft: Geprieſen ſei Gott, der Gute und Gutes Schaffende! Wir glauben, gerade weil wir das Evangelium Jeſu Chriſti ins Heiligtum unſers Gemütes aufgenommen haben, in höherem Tone ſagen zu können: Das letzte Wort wird nicht heißen Verdammnis, Vernichtung, nein, Friede, Verſöhnung, Freude, ewiges Leben!

XIII.

Die letzten Abende in Bethanien und Jerusalem.

Wer unbefangen die drei ersten Evangelien liest, der kann darüber gar nicht im Zweifel sein, daß Jesus vom Weltbild seiner Zeit aus geredet hat, daß er in Beziehung auf weltliche, irdische Erkenntnis an die Schranken seiner Zeit gebunden war. Wir suchen bei ihm nicht eine Welterkenntnis, wie die Wissenschaft sie uns bieten kann. Aber wir halten uns an ihn, wenn wir nach dem innersten Wesen des ewigen göttlichen Geistes fragen, wenn wir eine unbedingte Bürgschaft haben wollen für den Glauben, daß die letzten und höchsten Gedanken des Weltenmeisters Gedanken der Weisheit und der Vaterliebe für uns sind. Da, in diesem erhabensten Gebiete geistiger Erfahrung beugen wir uns mit aller Freudigkeit und Dankbarkeit vor seinem Ansehen. Wenn wir Kleines mit Großem oder Großes mit Kleinem vergleichen dürfen, so möchte ich sagen: Den großen Meistern der Kunst gestehen wir auf ihrem Gebiete das größte Ansehen zu; wir beugen uns vor ihrem Urteil und schauen mit verehrungsvollem Vertrauen zu ihnen auf. Unser Verständnis für das Schöne möchten wir durch ihren Geist bilden und erziehen lassen. Aber wir fordern von dem Meister der Töne nicht, daß er uns in Naturwissenschaft belehre, und vom Bildhauer nicht, daß er in allen Gebieten des geschichtlichen Wissens daheim sei. Nein, wir wünschen von ihnen nur, daß sie das ewig Schöne in

ihren Werken uns offenbaren. So verlangen wir von dem, der uns den innerſten Troſt für Zeit und Ewigkeit geben ſoll, nur, daß er uns der ewigen Weisheit und Liebe Gottes gewiß mache. Wir ſagen weiter: Was Jeſus aus dem tiefſten Drang ſeines Gemütes geſprochen, aus jener Überzeugung, die mit dem innerſten Weſen ſeines Geiſtes zuſammenhängt, das bleibt wahr in alle Ewigkeit, wenn es auch nicht in den Formen zur Entfaltung kommt, die von dem Weltbilde damaliger Zeit gegeben waren. Seine Gedanken ſind ewige Gedanken und verwirklichen ſich mit Notwendigkeit im Zuſammenhang mit dem ewigen Plane, den der allmächtige Gott mit der Menſchheit durchführen will.

Wir haben nur einen ſehr kurzen und nicht vollſtändig genügenden Bericht über den gewaltigen Geiſteskampf, den Jeſus in den Vorhallen des Tempels geführt hat. Er war nach Jeruſalem gekommen, um den letzten entſcheidenden Kampf zu kämpfen, um im Heiligtum womöglich das Volk für ſeine großen Gedanken zu begeiſtern, um das Volk zu entflammen für den Glauben, daß es berufen ſei, jetzt, in der Gegenwart, mit Gott einen neuen Bund zu ſchließen, und als ein Volk von Kindern Gottes eine Weltmiſſion anzutreten zum Segen für die ganze Menſchheit. Gerade bei Anlaß des Feſtes, das die Israeliten an ihren erſten Bund mit Gott und zugleich an den für ſie tröſtlichſten Erweis ſeiner Macht erinnerte, wollte Jeſus ſeinem ganzen Volke das Höchſte darbieten. Er hatte ſich von Anfang an geſagt, daß er in dieſem Kampfe unterliegen, daß die bisherigen Mächte ihn niederſchlagen werden, und daß er ſeine kühne Tat mit dem Tode am Kreuze beſchließen müſſe. Aber dieſe wehmutsvolle Vorausſicht hinderte ihn in keiner Weiſe, mit aller Wucht und Entſchiedenheit, mit aller Kühnheit und allem Schwung das zu ſagen, was er ſeiner Zeit und ſeinem Volke noch zu ſagen hatte.

Er kam in den Tempelvorhof und traf hier die Wechſler

und die Krämer an, die mit dem bekannten Marktlärm des Morgenlandes die heilige Stille, welche an dieſer geweihten Stätte walten ſollte, verſcheucht hatten. Da jagte er ohne weiteres die Krämer fort und die Wechſler zugleich, nicht fragend, ob es von ſeiten der Prieſter geſtattet ſei oder nicht. Dieſe ſind über ſein Vorgehen unwillig und fragen ihn: Aus weſſen Macht haſt du das getan? Und er antwortet ganz einfach: Saget mir zuerſt, aus welcher Macht hat Johannes der Täufer Buße gepredigt? Er tritt alſo auf wie einer, der im Namen des allmächtigen Gottes daſteht und nicht erſt die irdiſchen Machthaber fragen muß: Darf ich das tun oder nicht[1]? Und nun erhebt er die gewaltigen Anklagen gegen die geiſtigen Führer ſeines Volkes: Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Phariſäer, die ihr der Witwen und Waiſen Häuſer freſſet und zum Scheine lange betet! Wehe euch, die ihr Anis und Kümmel verzehntet, aber die ſchwereren Gebote, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Treue, außer acht laſſet! Wehe euch, die ihr blinde Führer der Blinden ſeid! Wehe euch, die ihr das Himmelreich den Menſchen verſchließet und ſelbſt nicht hineingehet und den andern den Eingang dazu wehret! Ja, wehe euch, die ihr ſaget: Wenn wir zu unſerer Väter Zeit gelebt hätten, da hätten wir uns nicht mit dem Blute der Propheten befleckt! Ihr ſeid die wahren Söhne eurer Väter[2].

Seine Gegner, zu denen in Jeruſalem neben den Schriftgelehrten und Phariſäern auch die Sadducäer ſich geſellen, legen Jeſu allerlei verfängliche Fragen vor: Soll man dem heidniſchen Kaiſer die Steuer zahlen? Er läßt ſich eine Münze bringen und fragt: Was bedeutet dieſes Gepräge? Es iſt das Bild des Kaiſers. Nun denn, ſo gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt[3]! Die

[1] Mark. 11, 15-19. — [2] Matth. 23. — [3] Matth. 22, 17-21.

Sadducäer, welche an keine persönliche Unsterblichkeit glaubten, wollen den Glauben an ein höheres Leben vor ihm lächerlich machen und fragen ihn: Wem wird ein Weib im Jenseits gehören, das auf Erden sieben Männer gehabt hat? Und er antwortete darauf: Im Himmel wird nicht gefreit, noch zur Ehe genommen. Da werden die Menschen sein wie die Engel[1]. Mit andern Worten: Das Leben in der ewigen Heimat wird etwas durchaus anderes sein, als das Leben im Diesseits, und mit ungesalzenem Spott kann man die heilige Ahnung eines höheren, vollendeten Lebens nicht niederschlagen. Das Volk sah mit steigender Bewunderung zu dem geistig gewaltigen Manne auf, nicht zwar, daß es in ihm schon den Messias erkannt hätte; wohl aber wurde es von der Überzeugung durchdrungen: Er redet so kühn, so gewaltig und für die Feinde so niederschmetternd, wie Elias und andere Propheten es getan haben. Und den Mächtigen in Jerusalem wurde es schwüler und schwüler zumute. Sie fanden in ihrem Scharfsinn wohl heraus, daß sie mit ihrer angestammten Macht, mit ihrem überlieferten Glanz neben Jesus nicht bestehen können, daß in ihm eine Geistesmacht ihnen gegenübertrat, vor der sie zusammensinken müssen, wenn sie nicht beizeiten seinen Fortschritten wehren. Darum halten sie Versammlung: Wie können wir den unbequemen Prediger beseitigen? Er ist eine Gefahr für uns. Und sie reden sich ein: Er ist eine Gefahr für die Ruhe des Landes. Hinter ihm steckt ein Empörer, um dessentwillen der römische Oberherr am Ende uns alle ins Elend stürzt. Der Mensch ist so bald bereit, seine eigene Selbstsucht hinter Gründe des allgemeinen Wohles zu verbergen.

Jesus aber ging mit seinen Jüngern in jener Zeit des gewaltigen Geisteskampfes jeden Abend nach Bethanien[2],

[1] Matth. 23, 23-33. — [2] Mark. 11, 11. 19. 20.

nach jenem einsamen Dorfe am Ostfuße des Ölberges, drei Viertelstunden östlich von Jerusalem entfernt. In der Abenddämmerung schritt er mit seinen Jüngern in das Kidrontal hinunter, von dort über den Ölberg, um beim Aufleuchten der Sterne in Bethanien einzutreffen. In Bethanien hatte er Herberge im Hause Simons des Aussätzigen[1]. Das muß ein treuer Freund von ihm gewesen sein, der leider aussätzig geworden war und darum sein eigen Haus nicht bewohnen durfte, sondern nach dem Gesetze Israels[2] in einer Hütte abseits sein Lebenfristen mußte. Um so mehr konnte er sein Haus Jesus und seinen Jüngern zur Verfügung stellen. Als eines Morgens Jesus mit seinen Jüngern über den Ölberg schritt, um wiederum nach Jerusalem zu ziehen, traf er am Wege einen Feigenbaum in vollem Blätterschmuck, aber ohne Feigentrieb an, während sonst die Feigenbäume im Anfang des Monats April — also in der Zeit unmittelbar vor dem Passahfeste — noch keine Blätter, wohl aber Ansätze zu Knospen zeigen. Da heißt es: Es hungerte Jesus nach den Früchten des Feigenbaumes, und, als er keine Frucht fand, sagte er: Hinfort esse niemand mehr von diesem Baum! Als den folgenden Tag die Jünger mit ihrem Meister wieder an dem Baum vorbeizogen, war der Feigenbaum verdorrt, und sie sprachen: Siehe, der Baum, den du verflucht hast, der ist verdorrt! Diese Geschichte ist bis auf den heutigen Tag nicht verstanden worden und kann auch nicht verstanden werden, wenn wir nicht einige kleine Züge, die durch Übermalung entstanden sind, aus dem Bilde entfernen. Sie hat begreiflicherweise den Erklärern der Bibel viel Schwierigkeiten bereitet. Es ist doch nicht möglich, sagten sie mit Recht, daß Jesus sich über einen Baum, der keine Früchte trug, geärgert, und aus Ärger darüber ihn verflucht habe; denn

[1] Mark. 14, 3. — [2] 3. Mos. 13, 46.

der Baum kann ja nichts dafür, wenn er keine Früchte trägt. Um sich aller Verlegenheit zu entheben, erklärte man die Erzählung einfach als Dichtung, konnte dann aber allerdings nicht befriedigend erklären, aus welchem Grunde ein Späterer diese Geschichte ersonnen und mit den Erinnerungen an Bethanien verwoben habe. Doch wenn wir die wenigen Züge der Übermalung entfernen, so schauen wir einen Vorgang vor uns, der in das Bild jener Tage ganz harmonisch sich einfügt. Als Jesus nämlich diesen Baum erblickte, der zu ganz ungewöhnlicher Zeit den vollen Blätterschmuck entfaltet hatte, da sah er allerdings eifrig danach, ob er auch den entsprechenden Feigenwuchs zeige, und, wie er von Feigen keine Spur entdeckte, sagte er, der erfahrene Beobachter des Pflanzenlebens: Dieser Baum ist ein kranker Baum; das beweist sein unzeitiger Blätterschuß ohne Feigentrieb. Seine Blätterpracht deutet auf sein nahes Ende. In der Tat, am folgenden Morgen war der Baum verdorrt. Wenn aber Jesus nach den Früchten des Baumes hungerte, so war das nicht ein Hungern im gewöhnlichen Sinne; denn wir dürfen doch voraussetzen, daß die Gastfreunde in Bethanien ihn nicht haben ziehen lassen, ohne ihn nach morgenländischer Sitte am Morgen mit einer ganz einfachen Mahlzeit gesättigt zu haben. Diese Mahlzeit bestand sehr wahrscheinlich, wie heutzutage noch, aus frischgebackenem, ungesäuertem Brot, aus saurer Milch, aus Oliven, und vielleicht noch aus einigen in heißer Asche gekochten Eiern. Also hatte Jesus nicht an den Früchten eines Feigenbaumes seinen Hunger zu stillen. Wir wissen aber, wie seinem sinnenden Geiste das Äußere immer wieder ein Abbild des Innern wurde. Damals mußte er Tag und Nacht der Zukunft seines Volkes gedenken, und in den Vorgängen der Natur las er dessen Zukunft. Glich sein Volk nicht dem kranken Baum? Ja, es prangte mit dem Schmucke seiner Erinnerungen und Hoffnungen, seiner Gebete und Gottes-

dienſte, aber die entſprechenden Früchte zeigte es nicht, vom Evangelium wollte es nichts wiſſen. Es wird Israel gehen wie dem kranken Baum: ſeine Herrlichkeit wird bald verdorren.

Nun kam der letzte Abend, den er in Bethanien zubringen konnte, in Bethanien, dieſem welteinſamen Ort, wohin das Geräuſch der Hauptſtadt nicht drang, wo Jeſus mit ſeinen Freunden ganz ungeſtört verkehren konnte. Freilich, welch ein Unterſchied! Bethanien heißt auf deutſch Armenhauſen. Ja, es iſt ein ärmliches Dorf geweſen, und reiche Leute hatten ſich dort am Rande der Gebirgswüſte nicht angeſiedelt. Er, der im Triumph in Jeruſalem eingezogen war, er, von dem ſeine Anhänger geglaubt hatten, er werde wie im Sturm ganze Jruſalem für ſich gewinnen, er mußte nun doch Abend um Abend in dieſes ſtille, einſame Bethanien zurückkehren. Er wurde nicht von Scharen des Volkes im Triumph begleitet; nur ein Häuflein Jünger folgte ihm über den Ölberg nach dem ſtillen Bethanien. Wie er nun mit den Jüngern und andern Freunden zu Tiſche ſaß, da trat eine Frau mit einer alabaſternen Flaſche herein. Welch ungewohnte Erſcheinung, da im Morgenland die Frauen dem Mahle der Männer fernbleiben. Sie ſchritt auf Jeſus zu, zerbrach den Hals der Flaſche und goß köſtliches Nardenöl über das Haupt des Meiſters. Einige der Jünger murrten: Welch eine Verſchwendung! Dreihundert Denare (etwa 180 Mark) iſt dieſes Öl wert geweſen. Wieviel Gutes hätte man damit den Armen tun können[1]! Jeſus merkte ihre Gedanken und ſprach: Machet dem Weibe keine Mühe! Die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber nicht allezeit. Sie hat getan, was ſie konnte: ſie hat meinen Leib geſalbt zum Begräbnis. Wahrlich, wo immer dieſes Evangelium in aller Welt wird

[1] Mark. 14, 3-10.

verkündet werden, da wird man auch ſagen, was dieſe Frau an mir getan hat[1]. Ja, welch eine merkwürdige, ungewöhnliche Ehrung! Eine arme Frau hat geſpart und geſpart, um mit einem Male verſchwenderiſch ihre Liebe, ihre begeiſterte Verehrung dem teuern Herrn zu erweiſen. Wir begreifen, daß ängſtlich rechnende, kleinlich denkende Menſchen eine ſolche Überſchwenglichkeit nicht faſſen konnten. So etwas war ſonſt im Leben ihres Herrn nicht vorgekommen. Er aber iſt von dieſer Verehrung tief gerührt; denn er weiß, wie er von der Mehrheit ſeines Volkes wird verachtet und verworfen werden, wie alle Schmach und aller Hohn der Welt ſich auf ihn ſammeln wird. Vielleicht hätte er in früherer Zeit, inmitten ſeines Wirkens in Galiläa, dieſe überſchwengliche Verehrung zu groß gefunden; aber jetzt nicht. Er machte ſich darauf gefaßt, daß ſeine Feinde, wenn er einmal am Kreuz ſein Leben ausgehaucht habe, ihn wie einen Verbrecher verſcharren und ſeinem Leib gar keine Ehre antun werden. Nun, was dann ſeinem Leib nicht geſchehen wird, das hat dieſe Frau zum voraus getan. Sie hat ihn „geſalbt zu ſeinem Begräbniſſe". Wir ſehen hier zugleich, wie außerordentlich treu dieſer Bericht iſt; denn wir wiſſen, daß Jeſus doch ein ehrenvolles Begräbnis bekommen hat, daß der Menſchheit eine arge Schmach noch zur rechten Stunde erſpart geblieben iſt. Ihr treueſter Freund iſt doch nicht ehrlos verſcharrt worden, ſondern hat ein würdiges Grab erhalten. Aber dort in Bethanien war er auf das Schwerſte gefaßt. Merkwürdigerweiſe berichten uns die drei älteſten Evangelien nicht, wie der Name dieſer begeiſterten Jüngerin gelautet hat.

Die Jünger haben auch zu dieſer Stunde ihren Meiſter noch nicht vollſtändig verſtanden bis auf einen, und dieſer eine war Judas, der Mann von Kariot. Es iſt recht be-

[1] Mark. 14, 9.

zeichnend, daß es heißt: Von jener Stunde an ging Judas, der Mann von Kariot, weg zu den Hohenprieſtern, um mit ihnen über die Auslieferung ſeines Meiſters zu verhandeln [1]. Dem Judas ſind mit einem Male die Augen aufgegangen, und er erkennt mit größter Deutlichkeit: Mein Herr und Meiſter geht einem ſchmachvollen Tod entgegen, und die, welche mit ihm ſind, haben nichts als Schmach und Verfolgung zu erwarten, und mit all den glänzenden Träumen von Ruhm, Macht und Herrlichkeit, mit denen wir uns bisher getragen haben, iſt es nichts, gar nichts. Er bildete ſich ein, ſein Meiſter habe ihn getäuſcht, er habe etwas verſprochen, was er nicht halten könne, er habe ſich eine Würde angemaßt, die ihm nicht zukomme. Judas war ein ſcheinbar ſehr anhänglicher Jünger geweſen; aber ſeine Hingebung an Chriſtus, ſeine Liebe für ihn war von Anfang an eine ſelbſtſüchtige Liebe. Er war ſcharfſinnig genug, um zu erkennen, daß Jeſus der gewaltigſte Geiſt ſei, der in Israel lebe, und er hoffte, an deſſen Seite zu hohen Ehren zu kommen. Doch wie er nun erkennen mußte, daß alle ſeine Erdenträume zunichte wurden, und daß er fort und fort in armer Knechtsgeſtalt zu wandeln habe, da fühlte er ſich eben aufs bitterſte enttäuſcht. Selbſtſüchtige Liebe aber, die ſich in ihren Erwartungen betrogen glaubt, ſchlägt bei heißblütigen Menſchen in glühenden Haß um. Die Frechheit, mit der Judas, ſchon ein Verräter, es wagt, am letzten Abend noch inmitten der andern Jünger zu erſcheinen, die berechnete Art, wie er mit einem Kuß ſeinen Herrn und Meiſter verrät, das alles iſt nur zu verſtehen aus grenzenloſem Haß, der den Menſchen äußerlich kalt, entſchloſſen, rückſichtslos macht und alle noch ſo ergreifenden, erſchütternden Ermahnungen von ihm abprallen läßt. Wohl hat Jeſus die Veränderung in den Zügen dieſes

[1] Mark. 14, 10

seines Jüngers erkannt, wohl hat er mit tiefem Kummer gesehen, daß er mit einem Schlag das Vertrauen des Jüngers verloren hat. Der Verrat des Judas gehört gewiß zu den allergrößten Seelenschmerzen, die er in jenen Tagen empfunden.

Nun kommt für Jesus der letzte volle Erdentag, der 14. Nisan, ungefähr unserm 14. April entsprechend. An diesem Tag, heißt es bei Markus [1], sandte Jesus zwei seiner Jünger und sagte zu ihnen: Geht in die Stadt, und es wird euch ein Mann begegnen, der einen Krug mit Wasser trägt; dem folget nach! Und wo er eintritt, da sprecht zu dem Hausherrn: Der Meister läßt dir sagen: Wo ist die Unterkunft für mich, da ich das Passah mit meinen Jüngern esse? Und er wird euch ein großes gepflastertes Oberzimmer weisen, das bereit steht. Und die Jünger gingen aus und kamen in die Stadt und fanden es, wie er ihnen gesagt hatte. Die Stadt war mit Festfeiernden überfüllt, und Jesus konnte es schwerlich darauf ankommen lassen, daß die ausgesandten Jünger, dem ersten besten von den Hunderten, die Wasser vom Gichonquell oder Rogelbrunnen zur Stadt hinauftrugen, folgten. Der Wasserträger, auf den sie hingewiesen wurden, kam ihnen übrigens, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf dem Weg nach Bethanien entgegen, ging also zunächst gar nicht in die Stadt hinauf. Es muß mit dem Manne doch eine besondere Bewandtnis gehabt haben. So sehen wir uns denn zu der Annahme genötigt: Jesus hatte im stillen mit einem Freunde, der in der Stadt ein Haus besaß, eine Verabredung betreff des Mahles getroffen und war mit ihm übereingekommen, daß ein Mann mit einem Wasserkruge den zwei Jüngern entgegengehen solle zum Zeichen, daß der Freund das Oberzimmer für Jesus bereit halte. Wenn Jesus still die nötige Vorbereitung traf, so tat er es, wie uns scheint, damit die

[1] Mark. 14, 12-16.

Feinde, die auf seinen raschen Untergang sannen, ihm die Feier nicht stören. Sehr wahrscheinlich wußten auch die übrigen Jünger erst unmittelbar vor Beginn des Mahles, wo es ihnen bereitet war. Gute Gründe berechtigen uns zu der Vermutung, daß die Eltern des Johannes Markus, deren Haus in der Oberstadt lag, ihren Obersaal eingeräumt hatten. Wie sehr Jesus an der Feier des Passahmahles mit seinen Jüngern gelegen war, bezeugt er nach Lukas selbst mit den Worten: Mich hat sehnlich verlangt, dieses Passah mit euch zu essen[1]. Warum aber, dürfte einer fragen, hat Jesus das Abschiedsmahl mit seinen Jüngern nicht in Bethanien gefeiert? Die Antwort lautet: Wer der Väter Sitte getreu bleiben wollte, mußte das Passahmahl im Weichbilde Jerusalems genießen, und frommem, sinnigem Brauch der Väter wollte Jesus treu bleiben bis zur letzten Stunde.

Heutzutage feiert kein Volk ein Fest, bei dem Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges so innig wie beim einstigen Passahfeste miteinander verschmolzen wäre, und bei dem so sehr wie bei diesem Erinnerungen und Hoffnungen dazu beitragen würden, alles Volk, arm und reich, in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Unsere Nationalfeste sind weltförmig geworden, und es nehmen nur die Glücklichen daran teil. Unsere kirchlichen Feste entbehren mannigfach der engeren Fühlung mit Freude und Leid des Volkes. Am Passahfeste beteiligte sich der Israelit mit allen Fasern seines Wesens, und was er an höherem Leben, das ihn über gemeine Selbstheit erhob, zu eigen besaß, kam hier in Schwingung. Schaute er rückwärts, so gedachte er nicht der glänzenden Zeiten von David und Salomo, sondern der Zeit, da der Allmächtige einen Stamm von Leibeigenen gegen alles menschliche Erwarten zu seinem Volke

[1] Luk. 22, 15.

ſchuf und ihm die weltgeſchichtliche Miſſion gab, ſeine Ehre in der Menſchheit zu verkünden. Schaute er um ſich, ſo ſah er ringsum, wie zu Berg und Tal neu erwachtes Leben von dem unergründlichen Geheimnis deſſen zeugte, der Leben und Tod in ſeinen Händen hält. Dachte er an die Zukunft, ſo richteten ſich ſeine Blicke aufwärts, und auf dem dunkeln Himmelsgrunde erſchien ſeinem verzückten Blick das goldene Jeruſalem, und ſein verzücktes Ohr vernahm den Jubelgeſang der himmliſchen Scharen, für ihn herrlicher als der himmliſche Sphärenklang, den griechiſche Weiſe zu hören meinten. Um der feſtlichen Stimmung die höchſte Kraft zu geben, verließen die Israeliten, ſowie ſie nur irgend konnten, Haus und Hof und pilgerten nach Jeruſalem zu einer nach Hunderttauſenden zählenden Landsgemeinde.

Sobald der letzte Sonnenſtrahl am Ölberg verglommen war, wurde von der zahlloſen Menge der Feſtfeiernden die Feier mit dem Geſange eröffnet: Halleluja! Lobet den Namen des Herrn, ihr Knechte! Lobet den Namen des Herrn von nun an bis in Ewigkeit! Lobet den Namen des Herrn vom Aufgang bis zum Niedergang! Ein Geſang, gleichzeitig von ungezählten Tauſenden mit Begeiſterung während der Abenddämmerung in der reinen Luft der Bergſtadt Jeruſalem geſungen, muß einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht haben, dem ſich auch Jeſus und ſeine Jünger nicht entzogen. Wir ahnen, daß der, welcher bereit iſt, mit ſeinem Tode einen neuen Gottesbund zu beſiegeln, im tiefſten Herzensgrunde eine heilige Freude empfindet, welche die furchtbaren Schmerzen wohl zurückdrängen, aber nicht zerſtören können.

Nach Vollendung des Geſanges dankte das Haupt der Familie, alſo jetzt der Herr, für die Gabe des Weinſtocks, worauf er einen Becher mit Waſſer gemiſchten Weins herumgehen ließ. Es wird ausdrücklich von den Rabbinern

uns berichtet: Wer nicht trinken mochte, an dem ging der „Kelch“ vorüber; er war nicht genötigt zu trinken. Auf eine zweite Danksagung wurde ein zweiter Becher Wein herumgeboten. Man sieht, der Weingenuß war ein beschränkter: Jeder trank einen Zug aus dem Becher und bot dann den Becher seinem Nachbar. Es war ganz ausgeschlossen, daß mit dem Wein irgendwelch unschöner Mißbrauch wäre getrieben worden. Dann segnete der Hausvater das Brot und zerteilte es unter seine Hausgenossen, so daß eben die einzelnen Stücke von einem zum andern geboten wurden. Es ist ungesäuertes Brot, das da genossen wurde (nicht etwa ungesalzenes, wie bei uns viele Leute meinen), das frisch gebacken sehr angenehm schmeckt. Dann wurde eine Art Brei gegessen, in den man das Brot tunkte. Für die nächsten Tischgenossen gab es nur eine Schüssel, so daß vier, fünf, sechs die Hände in die gleiche Schüssel tunkten, um darauf den Brei mit dem Brote zu genießen. Daher eben der Ausdruck, „der mit mir in die Schüssel tunkt“, ganz so, wie es auch heute noch im Morgenland gehalten wird, wo man von Löffel, Gabel und Messer nichts weiß. Die Hauptmahlzeit war das Passahlamm, ein einjähriges Lamm, das ganz hatte gebraten werden müssen, weil es eine Art Opferlamm war. Was nach dem Mahle davon übrigblieb, sollte verbrannt und nicht etwa von sorgenden Hausmüttern auf den kommenden Tag verspart werden. Während des Mahles wurden von Zeit zu Zeit Psalmen gesungen, nur solche, die hohe Freude atmeten.

Welch starken Gegensatz bildeten diese Lieder zu den ernsten, von tiefer Wehmut, von heiligem Bangen durchhauchten Worten, die Jesus an seine Jünger richtete. Noch in diesen letzten Stunden stritten sie sich darüber, wer unter ihnen der Größte sei. Mit Ausnahme des Judas trugen sie sich immer noch mit großen sinnlichen Hoffnungen, ob-

gleich sie, wie das Beispiel des Petrus zeigt, durch rein geistige, beseligende Erfahrung zum Glauben an die Messiaswürde ihres Herrn gelangt waren. Sie vermochten nicht sich vorzustellen, daß sie vor einer furchtbaren Katastrophe ständen. Er mußte ihnen ankündigen: Ihr werdet diese Nacht euch alle an mir ärgern. Ihr werdet sein wie Schafe, deren Hirt ist geschlagen worden, und die Schafe werden sich zerstreuen[1]. Petrus beteuerte: Wenn alle sich an dir ärgern, so will ich mich nicht an dir ärgern. Und Jesus mußte ihm antworten: Petrus! Ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen[2]. Nur Judas mag inzwischen fortgeschlichen sein, Judas, den Jesus nicht genannt, aber auf den er gleich am Anfang des Mahles hingewiesen hatte mit den Worten: Einer aus euch wird mich verraten. Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht; doch weh dem Menschen, durch den des Menschen Sohn in der Menschen Hände überliefert wird[3]! Das waren furchtbar ernste Worte; sie haben aber Judas nicht zur Besinnung gebracht. Über der ganzen Passahfeier lag sonst der Geist der Treue. Gott ist getreu; die Seinen halten treu zu ihm und zueinander. In diesem Sinne feiert Israel dies Fest. Wie hätte es dem Treuesten der Treuen, der den Seinen das höchste Vertrauen geschenkt hatte, wohl getan, wenn die Treue mit ihrem goldenen Glanz die letzten gemeinsamen Stunden verklärt hätte! Aber nun weiß er, daß einer der Jünger ihn verraten, ein anderer ihn verleugnen wird, daß alle ihn verlassen werden, weil sie sein Leiden und Sterben nicht begreifen können. Wie häufen sich für ihn Seelenschmerzen auf Seelenschmerzen! Wie erfaßt ihn eine heilige Angst, daß die an ihm irre werden, denen er doch sein heiliges Werk anvertrauen muß! Da greift er im Augenblick größter

[1] Mark. 14, 27. — [2] Mark. 14, 29. 30. — [3] Mark. 14, 21.

innerer Erregung zu einem letzten Mittel, zu einem Zeichen, um ihnen die Gewißheit von der erlösenden Macht seines Todes ins Herz zu pflanzen. Denn der Morgenländer ist für Zeichen viel empfänglicher als wir Abendländer; Zeichen wirken auf ihn mächtiger als Worte. Darum haben schon die Propheten so oft Zeichen gebraucht. Wir hören von einem Propheten, daß er sich von einem andern wund schlagen ließ, um damit anzudeuten, daß das Volk Israel wund geschlagen werde[1]. Der Prophet Jeremias erzählt, daß er im Angesichte der Vornehmsten seines Volkes einen großen, irdenen Krug zerschmettert habe, zum Zeichen, daß Jerusalem das gleiche Schicksal bestimmt sei[2]. Wir hören von dem Propheten Agabus, der zur Zeit des Apostels Paulus lebte, daß er den Gürtel des Paulus nahm und mit diesem Gürtel seine Hände, nachher seine Füße band und sprach: So wird der gebunden werden, dem dieser Gürtel gehört[3]. Wir verstehen daher, warum Jesus in letzter Stunde noch zu einem Zeichen gegriffen hat, um das Heiligtum zu retten, das er von der Schwachheit und Beschränktheit der Jünger aufs äußerste bedroht sah. Als sein letztes Vermächtnis will er ihnen möglichst eindringend die Überzeugung beibringen, daß sein Leiden und Sterben notwendig zu seinem Werke gehöre. Er will durch selbstlose Liebe die arme Menschheit emporziehen zum Licht. Größere Liebe hat niemand, als daß einer sein Leben läßt für seine Freunde[4]. Er will, daß sie erkennen, wie in ihm jene Ahnung vom leidenden Knechte Gottes sich erfüllt, wie in ihm das prophetische Wort seine volle Bestätigung findet: Um unserer Missetaten willen ist er verwundet, und um unserer Roheit willen zerschlagen worden. Die Strafe lag auf ihm, damit wir Frieden hätten, und durch seine Wunden wurden wir gesund[5]. Sie sollten aufs

[1] 1. Kön. 20, 37-43. — [2] Jer. 19, 1. 10. — [3] Apg. 21, 11. — [4] Joh. 15, 13. — [5] Jes. 53, 5.

eindringlichſte erkennen, daß es ein heiliges Leiden und Sterben gibt, in dem ſich die größte Kraft eines großen Herzens zum Segen der Menſchheit kundtut. Um den ſtärkſten Eindruck auf die Jünger zu machen, nimmt er am Schluſſe des Mahles noch einmal Brot, betet die Dankesworte, die der israelitiſche Hausvater jedesmal vor der Verteilung des Brotes an die Seinen zu beten pflegte, und reicht ſodann den Jüngern das Brot mit den Worten: Nehmet! Eſſet! Dies mein Leib[1]! Der Zuſatz: Das tut, meiner zu gedenken! ſteht bei Markus, dem älteſten Evangeliſten, nicht. Hernach ergreift er den Kelch, betet das in Israel gewohnte Dankgebet und reicht den Jüngern den Kelch, ſprechend: Trinket aus dieſem alle! Denn das mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden für viele[2]. Das ſind die großen, denkwürdigen Worte, die er am Schluſſe jenes Mahles geſprochen. Er hat nicht geſagt: „Das iſt mein Leib, das iſt mein Blut", weil ein ſolches Zeitwort „ſein" der Sprache fehlt, die Jeſus mit ſeinen Jüngern geredet hat. Was ſollen ſeine kurzen, gedrängten Worte bedeuten? Ja, wenn es nicht heißen würde: Eſſet! Trinket! dann wäre ja das Verſtändnis leicht; dann könnte man ſagen: Wenn Jeſus das Brot bricht, ſo ſoll das ein Zeichen ſein, daß ſein Leib bald gebrochen werde; wenn der rote Wein in den Becher gegoſſen wird, ſo ſoll das ein Zeichen ſein, daß ſein Blut bald vergoſſen werde. Wir könnten auch, wenn dieſe ganze ergreifende Erzählung in der griechiſchen Welt vorgekommen wäre, die Sache leichter erklären; denn den Griechen war es ſeit alter Zeit ein vertrauter Gedanke, daß, wenn man ein geweihtes Opfertier mit Fleiſch und Blut genieße, die Gottheit ſelber in den Menſchen eingehe. Alſo könnte man denken, Jeſus habe mit dieſem Zeichen angedeutet, die Jünger ſollten

[1] Mark. 14, 22. — [2] Matth. 26, 27. 28.

fortan ihn ſelber unter den Sinnbildern des Brotes und Weines in ſich aufnehmen. Aber wir ſind eben nicht in Griechenland; wir ſind in Jeruſalem, wo ſolche Gedanken durchaus fern liegen. Der Jude hatte einen tiefen Abſcheu gegen Blutgenuß, ſo daß der Gedanke, Blut zu genießen, auch nur ſinnbildlich ausgeſprochen, ihm Schauer und Entſetzen verurſacht hätte. Es konnte alſo Jeſus in einem jüdiſchen Kreiſe — und Juden waren ja alle ſeine Jünger — auch von einem ſinnbildlichen, gleichnisartigen Blutgenuß durchaus nicht ſprechen. Das hätten ſeine Jünger nicht verſtanden, das hätte nur ein ſchmerzliches Befremden in ihnen erregt. Und doch hatte er geſagt: Nehmet! Eſſet! und Nehmet! Trinket! Was ſollen denn dieſe Worte bedeuten? Das Bild geht vom Geſchmackſinn aus. Man kann eine Speiſe ſehen, betaſten; aber ihre Weſenheit empfindet man am eindringlichſten, wenn man ſie mit der Zunge prüft. So wird „ſchmecken" ein Ausdruck für die eindringlichſte Wahrnehmung; darum heißt es in einem Pſalm: Schmecket, wie freundlich der Herr iſt[1]! Chriſtus ſpricht alſo zu den Jüngern: Eſſet, trinket, das heißt: Spüret es durch und durch, daß ich mein Leben hingebe zum Heil für die Menſchen. Wie ihr die Weſenheit des Brotes erſt ganz fühlt, wenn ihr es eßt, und die Weſenheit des Weines, wenn ihr ihn trinkt, ſo empfindet es mit der ſtärkſten Gewißheit, daß mein Leiden eine Tat iſt, meine letzte große Tat zur Rettung der Seelen, zur Bürgſchaft der Gnade Gottes. Wahrlich, wenn die Chriſtenheit die Weisheit gehabt hätte, einfach ſich in jene große, weihevolle Stunde zu verſenken und die Worte Jeſu Chriſti in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang zu erfaſſen, ſo hätte ſie unendlich mehr gewonnen, als durch alle die kühnen philoſophiſchen Spekulationen, die ſpätere Geſchlechter an

[1] Pſ. 34, 9.

jene Feier angeknüpft haben. Der geſchichtliche Chriſtus iſt auch in dieſen letzten Stunden ſeines Lebens für uns wohltuender, erhebender, tröſtender als alle Ausſchmückungen, womit man einſt glaubte den Glanz ſeiner Herrlichkeit verſtärken zu können. Die Jünger haben das Brot gekoſtet, den Wein getrunken. Sie wagen keinen Widerſpruch; aber ſie ſind noch nicht überzeugt. Doch als wenige Tage ſpäter nach furchtbarſten Erſchütterungen ihre Seele das Gleichgewicht wiederfand, da haben ſie den Sinn ſeiner Worte verſtanden, da iſt es ihnen klar geworden, daß er ihnen ſagen wollte: Wer die Welt retten will, der muß zeigen können, daß ihm das Erbarmen für die Menſchen höher ſteht als ſein eigen Leben, daß durch ein ſolches Opfer der Bann der Sünde kann gebrochen werden, und daß es durch Leiden und Sterben zum höchſten Siege geht[1].

[1] Luk. 24, 25-27. Apg. 8, 32-35.

XIV.

Gethsemane und Golgotha.

Mit höchst weihevollen Worten und Zeichen hatte Jesus die Abschiedsfeier geschlossen. Wie wir teure Menschen zuletzt gesehen, so bleiben sie uns am deutlichsten in Erinnerung. Wenn nun vollends die letzten Stunden alles Große und Heilige nochmals wie in einen Brennpunkt zusammenfassen, liegt auf solchen Stunden für die treuen Seelen ein Glanz, der verklärend und tröstend bis ans Ende ihres eigenen Erdentages ihnen leuchtet. Es blieb den Jüngern für immer mächtiges Bedürfnis, die Abschiedsstunden wieder und wieder zu durchleben, die letzten Worte und Zeichen des Meisters zu wiederholen und, von Heimweh und Begeisterung erfüllt, seiner unsichtbaren Gegenwart innezuwerden. Sie schauten in ernster Abendversammlung seine verklärte Gestalt, sie vernahmen seinen Friedensgruß, sie spürten seines Geistes Hauch. So wurde ihnen die Gedächtnisfeier jener letzten Stunden zu einem Siegel für ihre unsterbliche Gemeinschaft mit ihrem Herrn und Meister, dem sie einst im schwersten Augenblicke nur zögernd geglaubt hatten.

Nachdem die Jünger Brot und Wein genossen hatten, erhoben sie sich von ihren Sitzen und sangen stehend den Lobgesang, der mit den Worten endigte: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewig[1]. Es mag wohl durch ihre Freudenklänge ein leiser Klang der

[1] Ps. 136, 1.

Wehmut gezogen sein. Und der Herr hat mit ihnen gesungen voll Himmelsseligkeit und Erdentrauer. Wahrlich, er hat etwas Rührendes und Erhebendes, dieser letzte gemeinsame Gesang des Meisters und seiner Jünger, dieser gemeinsame Jubelgesang, der klar und voll in die dunkle, reine Nacht hinaus erklang. Nur noch wenige Stunden, und der heilige Mund ist nach furchtbarsten Schmerzen verstummt, und ehe die Sterne wieder am Himmel aufziehen, heißt es: „Ach, endlich, Dulder, findest du ein stilles Grab zu deiner Ruh', das nach der Not, die dich gedrückt, mit süßem Schlummer dich erquickt." Wiederum treu an der Väter Sitte sich anschließend, wollte Jesus nach der Feier das Weichbild Jerusalems nicht verlassen; denn die Sitte erheischte es, daß, wer in Jerusalem das Passahmahl gefeiert hatte, bis zum nächsten Tage nicht über das Weichbild Jerusalems hinausging. Darum wanderte er nicht in später Nacht nach Bethanien; nein, er ging nur hinunter in das Kidrontal, um dort in einem Garten voll Ölbäume die letzten Stunden dieser Nacht zu durchwachen. An Schlaf war ja in der Tat nicht zu denken, sondern nur an die Vorbereitung für all das ungeheuer Schwere, das nun von Stunde zu Stunde auf ihn eindrängen sollte. Jesus und seine Jünger gingen den Abhang des Zionshügels hinunter nach dem trockenen Bache Kidron, überschritten ihn und kamen in das Gut Gethsemane („Ölkelter"). Da sagte er zu ihnen, sie sollten hier ein wenig ruhen, und nahm dann die drei vertrautesten Jünger, wie dort auf dem Berge der Verklärung, Johannes, Jakobus, Petrus, mit sich, daß sie bei ihm seien in den unendlich bangen Augenblicken, die nun folgten. Er sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt um und um bis in den Tod. Bleibet hier und wachet[1]! Und er ging von ihnen eine kleine Strecke weg, fiel auf

[1] Mark. 14, 34.

die Erde nach morgenländiſcher Sitte des Gebetes und betete: Abba, wenn es möglich iſt, laß den Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt[1]. Und er ging hin, um zu ſehen, ob die drei Freunde wachen. Allein es heißt: Sie ſchliefen vor Traurigkeit[2]. Das haben wir nicht als einen eigentlichen Schlaf zu deuten, ſondern es hatte ſich ihrer jene eigentümliche Lähmung des inneren Menſchen bemächtigt, wie ſie ſich bei der Ahnung naher furchtbarer Ereigniſſe oftmals einſtellt. Sie fühlten, es müſſe etwas Furchtbares kommen; aber ſie konnten, ſie wollten nicht daran glauben; darum waren ſie wie gelähmt. Sie hörten alles, ſie ſahen alles mit der allergrößten Deutlichkeit, aber ſie vermochten ſich nicht aufzuraffen und mit dem Herrn zu beten, oder wenigſtens ihm zuzuhören, wie dort auf dem Berge der Verklärung. So ging er denn wieder hin und betete zum zweiten Male dieſelben Worte. Nachher findet er ſie wiederum ſchlafend, und er ſpricht: Simon, vermagſt du nicht eine einzige Stunde mit mir zu wachen? Wachet und betet, damit ihr nicht in Verſuchung fallet! Der Geiſt iſt zwar geneigt, aber das Fleiſch iſt ſchwach[3]. Und er betete zum dritten Male dieſelben Worte. Hernach ſah er wiederum die Jünger vom Schlafe beſchwert und ſprach: Nun ſchlafet, was übrig iſt[4]! Doch ſiehe, von Jeruſalem herab kam eine Schar mit Stangen und mit Schwertern, die Knechte der Hohenprieſter mit Judas an der Spitze, um Jeſus gefangenzunehmen.

Man hat oftmals ſchon geſagt, es ſei doch zu bedauern, daß Jeſus in Gethſemane ſo außerordentlich aufgeregt geweſen ſei, daß er, wie Lukas berichtet[5], Schweißtropfen der Angſt vergoſſen habe, ja, um und um betrübt geweſen ſei bis in den Tod. Da habe doch Sokrates, der berühmte atheniſche Weiſe, größere Faſſung gezeigt, in heiteren Geſprächen

[1] Mark. 14, 36. Matth. 26, 26. — [2] Luk. 22, 45. — [3] Mark. 14, 37. 38. [4] Matth. 26, 45. — [5] Luk. 22, 44.

ſeinen Tod erwartet, ja er habe noch in ſolchen Geſprächen ausgeharrt, als ſchon der Becher des Schierlingsgiftes ſeine Wirkung an ihm zu zeigen begonnen. Wie hätten doch Tauſende der Nachfolger Jeſu Chriſti mit aller Faſſung ihren Tod erwartet! Sie ſeien mit Jubel den ſchwerſten Martern entgegengegangen, während der Meiſter angefangen habe, heftig zu zittern und zu zagen. Darauf antworten wir: Wir können dem allmächtigen Gott nicht genug dafür danken, daß die Jünger ſoweit wach geblieben ſind, um mit rührender Treue dieſen ergreifenden Vorgang uns mitzuteilen. Nein, das iſt nicht das Größte, unwahr den Schmerz nicht als Schmerz gelten zu laſſen. Wir ſollen vielmehr von Jeſus lernen, Schmerz als Schmerz und Angſt als Angſt empfinden. Dafür hat Gott uns den Schmerz und die Angſt geſendet. Wir ſollen in ihnen nicht untergehen; aber ſie ſollen bis ins Innerſte der Seele hinein uns durchzittern. Darum haben wir mit Jeſus ein heiliges Recht, unter Schmerzen zu klagen und unſerer Trauer in heißen Tränen freien Lauf zu laſſen, ja in bängſten Augenblicken zu ſeufzen: Meine Seele iſt betrübt um und um bis in den Tod. Wir ſehen hier die bewunderungswürdige Geſundheit und Natürlichkeit des frömmſten Herzens, das je in der Welt geſchlagen hat. Wir wollen keine Stoiker ſein, die den Schmerz verachten, die keinen höheren Wahlſpruch haben als: Leide, ohne zu klagen! Denn ſobald wir uns an dieſen Wahlſpruch halten, werden wir ſtumpf und fühllos auch den Leiden unſerer Brüder und Schweſtern gegenüber und rühren keine Hand, die brennenden Wunden zu heilen und die Zuſammengeſunkenen wiederaufzurichten. Und würden wir die ganze wunderbare Herrlichkeit des Gebetes kennen ohne die Angſt und das Bangen des Gottesſohnes in Gethſemane? Gewiß haben die Menſchen im tiefen Gefühl ihrer Ohnmacht und im vollen Vertrauen auf den allmächtigen Erbarmer von

Uranfang gebetet; aber was es heißt: beten im Geiſt und in der Wahrheit, das hat die Menſchheit in vollem Maße doch erſt von dem Beter in Gethſemane gelernt. Wie zeigt er uns ſo ergreifend, daß, wer wirkſam beten will, mit einfachen Worten betet und die gleichen Worte je nach der Stimmung der Seele wiederholt! Wie lehrt er uns ſo überzeugend: Das höchſte Ziel des wahren Gebetes beſteht nicht in der Erfüllung unſerer Erdenwünſche, ſo berechtigt ſie uns auch erſcheinen mögen, ſondern vielmehr darin, daß wir mitten im Zuſammenſturz alles Erdenglückes, aller Erdenherrlichkeit, mitten im Triumph aller dunkeln, grauſamen Mächte das Vaterantlitz Gottes ſchauen. Jeſus weiß ganz gut, wer alles zu ſeinem Leiden und Sterben mitwirkt, er kennt den Verräter, er kennt die Obern des Volkes, er kennt die Kriegsknechte und den Pilatus; er kennt alle dieſe feindlichen Gewalten und nimmt doch ſein Leiden an aus ſeines Vaters Hand, und er braucht abſichtlich den Ausdruck Abba, d. i. lieber, gütiger Vater. Wie innig, wie vertrauensvoll lauten die Worte: Abba, wenn es möglich iſt, laß den Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt! Es gibt Zweifler, die alles bezweifeln, die auch die Echtheit des Gebetes in Gethſemane bezweifelt haben. Aber ſpricht nicht ſchon die Form des Gebetes für ſeine Echtheit? Woher kommt das Bild von dem Kelche, der vorübergehen ſoll? Gewiß jeder Unbefangene wird zugeſtehen: Bei dieſem Bilde wirkt die Erinnerung an das ſoeben gefeierte Paſſahmahl nach, wo der Kelch, der von Zeit zu Zeit herumgeboten wurde, an dem einen und andern vorüberging. Der Beter bleibt ſich deſſen wohl bewußt: Schmerzen müſſen erlitten, Leidenskelche müſſen getrunken werden; das iſt Gottes Ordnung. Aber das Leben bebt vor ſeinem Gegenſatz zurück, und in Gethſemane betet kein Lebensmüder; darum bittet er: Wenn es möglich iſt, daß mein Werk vollendet werde, ohne daß

ich am Kreuze ſterben muß, dann laß dieſes Leiden an mir vorübergehen! Er weiß, daß es nicht ſein kann. Aber er will die Antwort nochmals vom Vater empfangen. Wir begreifen ſo ſehr ſeine Angſt und Aufregung. Die Schauer der Mitternacht rauſchen durch die Ölbäume von Gethſemane. Es iſt die ganze Kühle der orientaliſchen Nacht auf die Erde gekommen. Einſam und verlaſſen iſt dieſer Beter; denn auch ſeine drei treueſten Freunde verſtehen ihn nicht und wollen ihm nicht helfen. Und in der Einſamkeit der Mitternacht, da ſtellen ſich all die furchtbaren Leiden, die ihn erwarten, mit größter Deutlichkeit vor ſeine Seele. Sein Leben iſt nicht nur ein reines, heiliges, ſondern auch ein unendlich freudiges Leben geweſen, weil in beſtändiger Harmonie mit dem Urquell alles Guten. Dieſes Leben hinzugeben mitten in ſeiner ſchönſten und beſten Kraft, das iſt ein großer und gewaltiger Schmerz. Er, der die Menſchen ſo unendlich liebhatte, wie empfindet er es mit tiefem Weh, daß nun der ganze Haß der Menſchheit ſich gegen ihn wenden wird; er, der ſo gern geſegnet, wie qualvoll iſt es ihm, daß er nun ſoll verflucht werden; er, der die ganze Menſchheit zu einem Bruderbund vereinigen wollte, wie tut es ihm weh, daß er ohne Freunde ſterben ſoll! So hat er alle Leiden zum voraus mit aller Macht in ſich erlebt und empfunden. Ja, wir begreifen ſeine Aufregung. Aber er hat ſich geſtärkt: Das Gebet hat ihm all den Heldenmut und all die Ruhe gegeben, deren er bedurfte; darum ſieht er mit ganzer Faſſung die Feinde daherkommen, die ihn gefangennehmen wollen.

Wie nun dieſe Feinde ihm nahen, ſchreitet der Jünger Judas voraus und grüßt den Herrn mit einem Kuß. Sein Herr hatte nur die eine Antwort für ihn: Judas, verrätſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuſſe? Auch dieſen Schmerz tuſt du mir noch an[1]! Das Wort muß doch

[1] Luk. 22, 48.

einen tiefen Eindruck im Herzen dieſes verirrten Jüngers zurückgelaſſen haben; denn anders ſieht eine ruchloſe Tat aus, wenn ſie getan iſt, als ehe ſie getan war. Judas endete, wie die übereinſtimmende evangeliſche Überlieferung berichtet, in Verzweiflung. Den Knechten aber, die da ausgezogen waren, um Jeſus gefangenzunehmen, konnte dieſer entgegnen: Mit Schwertern und Stangen ſeid ihr ausgezogen. Warum das, da ich doch täglich im Tempelvorhof redete und lehrte? Warum dieſer heimliche Überfall? Aber er verbot ſeinen Jüngern, ihn mit Waffen in der Hand zu verteidigen. Er ließ ſich willig gefangennehmen. Nun aber verlieren die Jünger all ihre Faſſung. Sie fliehen, gerade wie er es vorausgeſagt hatte. Er hatte ihnen verkündet: Dieſe Nacht wird ſich erfüllen das Wort: Ich werde den Hirten ſchlagen, und die Schafe werden ſich zerſtreuen [1].

Von den Knechten wurde er in den Palaſt des oberſten Prieſters, des bekannten Kajaphas, hinaufgeführt, wo ihn eine Anzahl der oberſten Räte erwartete. Und nun fand im Hauſe des oberſten Prieſters jene denkwürdige Gerichtsverhandlung ſtatt, die uns ebenfalls in ihren Grundzügen mit großer Treue überliefert iſt. Es wollen dieſe vornehmen Herren den Schein der Gerechtigkeit bewahren und nicht hinterliſtig ihren Feind töten. Er ſoll nach ſtreng jüdiſchem Geſetz gerichtet werden. Daher müſſen Zeugen auftreten, die alles Mögliche gegen ihn ausſagen; allein ihr Zeugnis will nicht recht ſtimmen, und doch ſollten wenigſtens zwei oder drei Zeugen ganz dasſelbe ausſagen [2]. Da wendet ſich der Hoheprieſter an Jeſus ſelbſt: Biſt du der Meſſias, der Sohn des Hochgelobten? Und Jeſus, der wohl wußte, daß er mit einem einzigen Ja über ſein Leben und Sterben entſchied, antwortete: Ja, ich bin es. Und

[1] Mark. 14, 43-49. 27. — [2] 5. Moſ. 19, 15.

von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels[1]. Er geht zunächst dem schwersten Tod entgegen, dem Tod der Verachtung und der Schande, und spricht gleichwohl die Überzeugung aus, daß er nun seinen Triumphzug durch die Menschheit antrete. Ja, die Machthaber von Jerusalem mußten ihn als einen gefährlichen Schwärmer ansehen. Dieser arme Mensch, der äußerlich so gar keinen Schein von Größe hatte, der soll kommen mit den Wolken des Himmels? Im Munde eines andern wäre solch ein Bekenntnis eine arge Schwärmerei gewesen. Falsche Messiasse traten ja genug auf. Aber im Munde dieses einen ist es, wie die weltgeschichtliche Erfahrung bewiesen hat, eine volle, große, ewige Wahrheit. Und wenn einer so töricht wäre, Jesus, weil er diese Worte sprach, einen Schwärmer zu heißen, so müßten wir ihm die Erfahrung von diesen neunzehn Jahrhunderten entgegenhalten und ihn fragen: Hatte der, um dessen Panier sich heute die mächtigsten Völker der Erde scharen, nicht ein Recht, damals also zu reden? Wenn wir aber diese Gerichtsverhandlung näher überdenken, so wird uns alsbald klar, wie da zwei große Weltanschauungen einander gegenüberstehen: Die eine erzeugt jenen Knechtessinn, der den Abstand zwischen Gott und Menschheit immer größer und größer zu machen, Gott in unzugängliche Ferne zu rücken sucht, weil er die Weltregierung Gottes nur noch als eine unerbittlich strenge Regierung versteht und mit dem Geist der Furcht das Heimweh nach Gott in der Menschenseele zurückscheucht. Aus der andern Weltanschauung geht der Glaube hervor, daß Wesen von Gottes Wesen im Heiligtum der Menschenseele wohnt, daß der Mensch nicht bloß dieses flüchtige, zeitliche, sterbliche Geschöpf ist, sondern daß eine Kraft der Ewigkeit

[1] Matth. 26, 64.

im armen, kleinen Menſchen lebt und dieſer ein Kindesrecht hat bei dem, der von Ewigkeit zu Ewigkeit regiert. Aber — ſetzen wir hinzu, damit wir dieſe Ratsherren nicht zu ſcharf verurteilen — die Menſchheit hat im Laufe der kommenden Jahrhunderte den großen Gedanken einer Kindesgemeinſchaft mit Gott faſt gar nicht feſthalten können. Wer unbefangen die Geſchichte prüft, muß bekennen, daß die chriſtliche Religion wiederum eine Knechtesreligion geworden iſt, und daß gerade das Höchſte und Herrlichſte, was Chriſtus uns hat geben wollen, in der Chriſtenheit vielfach ganz in den Hintergrund getreten iſt. Die Menſchen haben ſich wieder gebeugt vor dem Herrn Jeſus Chriſtus und haben ſich ſeine Knechte genannt; aber ſie haben ſich nicht von Jeſus, wie er doch gewollt, zum Vater führen laſſen und nicht mit ihm immer wieder gebetet: Abba, lieber Vater! Sonſt wäre niemals der Mariakultus möglich geworden. Nein, wenn der Geiſt Jeſu Chriſti lebendig und wirkſam geblieben wäre, wie er gewollt, daß er wirkſam bleibe, dann hätten die Menſchen mit nie endender Begeiſterung, mit ſeligſtem Entzücken an dieſer Gewißheit feſtgehalten: Uns iſt die Ehre gegeben, Königskinder zu ſein in den Augen des Königs aller Könige. Und wir ſetzen hinzu: Auch wir, in der Gegenwart, werden dieſes Kindesbewußtſein der letzten, entſcheidenden Weltmacht gegenüber verlieren, wenn wir uns nicht mit aller Wärme und inniger Dankbarkeit an Jeſus Chriſtus anſchließen. Wenn ſein Geiſt nicht mehr in uns kräftig iſt, dann verlieren wir Mut und Schwung zum erhabenſten Kindesglauben, dann ſinken wir in tiefere Knechtſchaft als je zuvor, und wir nennen, mühſam unſer Bangen und Zittern unter dem Gewand der neuen Zeit verbergend, den Allmächtigen Verhängnis, Schickſal, Naturordnung, Himmel. Nichts aber kann uns vor dieſer Gefahr ſo ſchützen, als wenn wir nicht müde werden, das Bild des leidenden und ſterbenden

Menſchenſohnes in ſeiner Geſamtheit und in ſeinen Einzelheiten auf uns wirken zu laſſen.

Sobald Jeſus das große Bekenntnis ausgeſprochen hat, da geraten die Männer des Hohenrates außer ſich, da vergeſſen ſie ihre Würde, da bricht der wilde jüdiſche Fanatismus los, da mißhandeln ſie den mutigen Zeugen.

Inzwiſchen hatte ſich Petrus in den Hof des Hohenprieſters hineingeſchlichen. Einfach fliehen hatte er doch nicht gewollt, hatte er doch ſeinem Herrn in feierlichſter Weiſe verſichert: Wenn alle dir untreu werden, ich bleibe dir treu! Aber ihn fror bis ins Herz hinein; darum ſetzte er ſich nahe zu einem Feuer, das mitten im Hofe brannte. Da erkannte ihn eine Sklavin und ſagte: Auch du warſt mit dem Nazarener, dem Jeſus. Er mochte denken: Einer Sklavin bin ich es nicht ſchuldig, die Wahrheit zu ſagen. Darum antwortete er: Ich weiß nicht, was du meinſt. Immerhin zog er ſich etwas zurück. Da traf ihn eine andere Sklavin und ſagte die gleichen Worte, und wiederum leugnete er: Ich kenne den Menſchen nicht. Nun ließ ihn das Geſinde eine Zeitlang in Ruhe; er ging wieder zum Feuer. Mittlerweile iſt Jeſus, über den ſie das Todesurteil droben im Saale geſprochen, hinuntergeführt worden in den Hof, um da die letzten Stunden der Nacht zuzubringen. Nun wenden ſich verſchiedene Knechte an Petrus und ſprechen: Ja, dich erkennen wir. Du gehörſt mit zu dieſem Verurteilten! Jetzt ſteigt die Angſt des Petrus aufs höchſte, und er fängt an zu ſchwören und zu fluchen: Ich kenne dieſen Menſchen nicht. Auf einmal kräht der Hahn, und der Blick Jeſu Chriſti trifft die Augen des Petrus. Da wird Petrus ſtill, geht hinaus und weint bitterlich[1]. Als Zeichen tiefſter Reue, tiefſten Schmerzes über ſolche Schwachheit hat er, wie wir annehmen müſſen,

[1] Luk. 22, 54–62.

seinem jungen Freund Johannes Markus diese Verleugnung mit allen genauen Zügen erzählt.

Der Morgen kommt; der gesamte Rat ist jetzt versammelt, um ohne Aufschub den zu verurteilen, der es gewagt hatte, sich Messias und Gottes Sohn zu heißen. So wichtig erschien der hohen Behörde die Angelegenheit, daß sie sich entschloß, in ihrer Gesamtheit mit Jesus vor Pilatus zu erscheinen, damit er seinerseits über den gefährlichen Schwärmer das Todesurteil fälle. Der damalige römische Statthalter Pontius Pilatus stand nun allerdings in schlechtem Rufe. Er wird von zwei jüdischen Schriftstellern jener Zeit, Philo und Josephus, als ein gewissenloser, unbarmherziger Römer geschildert, der eine Menge von Bluttaten und Erpressungen auf seinem Gewissen hatte, der so hart war, daß selbst der Kaiser Tiberius, der wahrlich sonst nicht zu den milden Kaisern gehörte, ihn ermahnen mußte, weniger hart aufzutreten. Pilatus also sollte nun das Todesurteil aussprechen, da der Hoherat wohl einen Antrag auf Tod stellen, aber das Todesurteil nicht selbst fällen durfte. Dieser Römer war mit einem starken Gefolge von Reitern und Fußsoldaten von Cäsarea am Meere heraufgekommen, wie das die römischen Statthalter auf das Passahfest und andere große Feste zu tun pflegten. Sie bringen Jesus an den Händen gebunden vor ihn und beschuldigen begreiflicherweise vor dem römischen Heiden den Gefangenen nicht, daß er sich Sohn Gottes genannt, sondern daß er sich als Messias bekannt habe, als König, der berufen sei, das Volk Israel von der römischen Herrschaft zu befreien und es selber an die Spitze der Menschheit zu stellen. Gewiß war das eine gewaltige Anschuldigung: Dieser Mensch ist ein Empörer gegen den römischen Kaiser! Er will ihn von seinem Throne verdrängen! Pilatus aber läßt sich doch durch die ungestümen Anschuldigungen nicht gleich aus seiner Fassung bringen. Er liebte die Juden

ganz und gar nicht, und wenn sie etwas ungestüm von ihm verlangten, so war er erst nicht gewillt, ihren Bitten zu willfahren. Also war es nun ganz nach seinem Sinn, diesen Fall unbefangen zu behandeln. Er fragt den Angeschuldigten: Bist du der König der Juden? Jesus antwortete: Du sagst es[1]. Wir sehen, er gibt eigentlich keine Antwort; denn er hat mit dem Leben abgeschlossen und macht nicht den leisesten Versuch zur Selbstverteidigung. Er hat in unbedingtem Schweigen seine Würde bewahrt. Er ist zum Tode entschlossen und weiß, der Tod wird kommen; darum sucht er nicht sich irgendwie gegen törichte und verleumderische Anschuldigungen zu verteidigen. Der Statthalter sah wohl ein, daß er es da mit einem in seinen Augen harmlosen Schwärmer zu tun habe. Er mußte fragen: Hat denn dieser Mensch etwa die Leute zu einem Aufruhr aufgereizt? Nein! Hat er etwa gar einen Aufruhr schon versucht? Nein! Hat er gesagt, man solle dem Kaiser nicht mehr gehorchen und die Steuer nicht mehr zahlen? Nein, er hat im Gegenteil gesagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Also, was hat er denn eigentlich verbrochen? Ja, er will sich zum König der Juden machen, und, wenn er das einmal mit dem Willen des Volkes geworden ist, dann wird deine Macht als römischer Statthalter bald zu Ende sein. Nun hätte ein römischer Statthalter ja bloß die Verhandlungen abbrechen und den Gefangenen mit sich nach Cäsarea am Meer führen können.

Doch unerwartet schien sich ihm ein bequemer Ausweg zu zeigen. Bis dahin waren nur die Ratsherren, die Hohenpriester voran, als Ankläger und Zeugen auf dem Gerichtsplatze vor dem Palaste des Pilatus zugegen gewesen. Nun aber stürmte auf einmal das Volk in Haufen auf den Platz. Nichts ahnend von den Gerichtsverhandlungen dieses

[1] Mark. 15, 2.

Morgens, war es aus den untern Stadtteilen heraufgestiegen[1], um alter Sitte gemäß nach Beginn des Passahfestes die Begnadigung eines zum Tode Verurteilten zu verlangen. Jetzt bearbeiteten die Hohenpriester, indem sie ganz im Gegensatz zu ihrem sonstigen Auftreten die Volkstümlichen spielten, die Menge, daß sie die Freilassung eines Aufrührers, namens Barabbas, wünsche[2]. Nur mit Widerwillen ertrug das Volk die von den Römern überwachte staatliche Ordnung; daher konnte jeder kühne Aufrührer auf seine Gunst rechnen. Kaum war daher die Losung „Barabbas" gegeben, so wurde sie von der erregten Menge mit Eifer aufgenommen. Dem politischen Verbrecher, dem Volkshelden jubelt sie zu, es fehlt ihr in diesem Augenblick jede weitere Überlegung. Barabbas will sie um jeden Preis ledig haben, für Jesus, der so gar nichts vom revolutionären Stürmer an sich hatte, empfindet sie in der Hitze des Trotzes keine Teilnahme. Es mochte unter der Menge auch solche gegeben haben, die einst „Hosianna" gerufen, aber sie schwiegen. Ach, die Feigheit der Gutgesinnten ist zu allen Zeiten groß gewesen. Aber die Hauptschuld an dem Rufe: Barabbas, Barabbas gib uns ledig, Jesum kreuzige[3]! trifft die kühl überlegenden Hohenpriester, die allerdings für ihre Geistesmacht von Jesus mehr zu fürchten hatten als von einem rohen Aufrührer. Pilatus will nicht länger widerstehen. Er konnte mit einer gewissen Berechtigung sagen: Ich habe die Formen des Rechtes gewahrt. Dieser Mensch ist angeschuldigt worden, ein Aufrührer zu sein. Niemand hat ihn verteidigt; also muß ich als Richter nach dem übereinstimmenden Zeugnis derer, die ihn angeschuldigt haben, ihn verurteilen, weil keine Gegenbeweise geleistet

[1] Mark. 15, 8. Der Palast des Statthalters, Prätorium geheißen, lag auf dem höchsten Stadtteil, wo wir auch das Haus der Eltern des Markus und das des Kajaphas zu suchen haben. — [2] Mark. 15, 11. — [3] Mark. 15, 11-13. Matth. 27, 20. 23.

worden ſind, und weil der Angeſchuldigte ſelber ein beharrliches Stillſchweigen bewahrt hat. So gab er denn Befehl, daß Jeſus gekreuzigt werde. Wir müſſen eben annehmen, dieſem ſtolzen, harten Römer verurſachte es kein ſchweres Gewiſſensbedenken, einen Juden kreuzigen zu laſſen. Er mochte ſich ſagen: Vor einigen Jahrzehnten hat mein Vorgänger Varus zweitauſend Juden miteinander kreuzigen laſſen, und ein Jude mehr oder weniger, was hat das auf ſich? Er beſaß kein Verſtändnis für die Geiſtesgröße Jeſu Chriſti. Wenn uns geſagt wird im Evangelium nach Matthäus, daß die Gattin des Pilatus ein gutes Wort für Jeſus eingelegt habe[1], ſo wird das nicht von den übrigen Evangelien beſtätigt. Wohl aber hat die ſpätere Legende dieſe Erzählung weiter ausgeführt. Wir laſſen die Sache, da ſie nichts Weſentliches enthält, auf ſich beruhen. Jeſus wird zum Kreuzestod verurteilt, zu dem Tod, der dem Aufrührer der Provinz drohte wie dem Sklaven, der ſeine Hand gegen ſeinen Herrn erhoben, wie dem Seeräuber, wie dem entarteten Sohn, der ſeine Eltern getötet hatte; es war die Strafe für die ſchrecklichſten Verbrechen, die entehrendſte Strafe, ſo daß manch einer noch um die Gnade bat, mit dem Schwerte gerichtet zu werden, um nur nicht am Pfahl der Schande ſterben zu müſſen. Der Kreuzigung ging aber die Geißelung voran, die ſchreckliche Geißelung, unter der mancher ſtarb, der zum Kreuzestod verurteilt war. Da floß das Blut in Strömen über den Rücken, und es mußte ſchon dadurch eine ganz bedeutende Erſchöpfung eintreten. Nach der Geißelung ließen es ſich die Soldaten, die größtenteils ſyriſcher Abſtammung waren, nicht nehmen, den „Judenkönig" zu verſpotten, nicht weil ſie etwa Jeſus gehaßt hätten; nein, ſie wollten nur ihren Haß gegen die Juden

[1] Matth. 27, 19.

zeigen, indem ſie dieſen armen Schwärmer als König verhöhnten, ihm eine Dornenkrone aufs Haupt drückten, ihm einen roten Soldatenmantel umlegten, dann vor ihm niederknieten und ſagten: Gegrüßt ſeiſt du, König der Juden! um nachher wieder ihm ins Geſicht zu ſchlagen und den Mutwillen mit grauſamer Mißhandlung abwechſeln zu laſſen.

Und nun ging es zur Kreuzigung, etwas vor 9 Uhr morgens. Es mag morgens noch ein ſchöner, herrlicher Frühlingstag geweſen ſein, der 15. Niſan, ſagen wir der 15. April, in der Zeit, wo im heiligen Land die volle Pracht des Frühlings ſich entfaltet. Der Evangeliſt Lukas erzählt uns, die Frauen Jeruſalems hätten doch mit dem Verurteilten Mitleid empfunden und ihn mit Tränen begrüßt, und er ſoll geſagt haben, wie er das Kreuz trug: Weinet nicht über mich! Weinet über euch und eure Kinder! Denn es werden Tage kommen, wo ihr werdet ſagen zu den Hügeln: Fallet über uns! und zu den Bergen: Bedecket uns[1]! Die andern Evangelien haben dieſen Zug nicht, wie denn überhaupt Lukas am meiſten herzbewegende Einzelheiten uns berichtet, die wir in den andern Evangelien nicht leſen, wobei uns allerdings vom Standpunkt der Wiſſenſchaft aus immer die ſchmerzliche Frage bewegt: Haben wir es da mit voller Geſchichtlichkeit zu tun, oder hat die chriſtliche Legende das an ſich ſo wunderbare und ergreifende Bild mit weitern ſchönen Zügen ausgeſchmückt? Der Verurteilte mußte ſelbſt das Kreuz tragen. Es ſcheint aber, daß Jeſus, der wahrlich durch leibliche und ſeeliſche Leiden aufs furchtbarſte ſchon mitgenommen war, unter dem Kreuze zuſammengebrochen iſt. Da kommt von außen herein ein gewiſſer Simon von Cyrene, deſſen Söhne nachher ſelber Chriſten geworden ſind[2]. Der wird genötigt,

[1] Luk. 23, 27-30. — [2] Mark. 15, 21.

für Jesus das Kreuz zu tragen; es machten eben die römischen Soldaten mit einem Juden gar nicht viel Aufwand. Wenn er das Kreuz nicht hätte tragen wollen, sie hätten ihn einfach dazu gepreßt. Der Zug bewegte sich hinaus auf den Platz Golgotha, auf deutsch Schädel, so benannt, weil dort der Felsboden eine schädelähnliche Form hatte. Der Platz lag auf einer der höchsten Stellen des Stadtgebietes unmittelbar außerhalb der Mauern und war für eine Hinrichtungsstätte wohl geeignet. Nach eingehenden Forschungen scheint es mir ganz außer Zweifel zu stehen, daß die Golgothastätte, die man jetzt noch als solche zeigt, in der Tat die richtige Stelle ist. Leider hat eine christliche Frömmigkeit, die nicht nach unserm Bedürfnis gehandelt hat, diese Stätte in eine Kirche hineingezogen. Wir würden eine so geweihte Stätte frei lassen, möglichst in dem Zustand, den sie einst zuzeiten Jesu Christi gehabt; aber anders waren die Bedürfnisse früherer Geschlechter.

Wie Jesus mit den Soldaten auf den Richtplatz gekommen war, beginnt die schreckliche Kreuzigung. Er wird an Händen und Füßen an das Kreuz angenagelt, dann das Kreuz aufgerichtet, und nun soll er da hangen bleiben, bis infolge zunehmender Verschmachtung der Tod eintritt. Der Kreuzestod, eine der schrecklichsten Todesarten, die menschlich-grausamer Scharfsinn erfunden hat, war wohl ursprünglich eine persische Todesart. Weil die Perser weder das Wasser noch die Erde mit einem menschlichen Leichnam verunreinigen wollten, so konnten sie dazu kommen, ihre Verbrecher einfach am Kreuze anzuschlagen und da ihren Leichnam den Raubvögeln preiszugeben. Von den Persern mag diese Todesart zu den westlichen Völkern gekommen sein. Sie hat bei den Phöniziern, dann auch bei den Römern sehr häufige Anwendung gefunden. Welches sind die Schmerzen dieser Todesart? Einmal ist schon die ausgespannte Lage fürchterlich schmerzhaft. Das Blut drängt

zum Herzen, es bemächtigt ſich des armen Leidenden ein unſägliches Bangen. Schmerzen ergreifen die Nerven des ganzen Körpers; dazu kommt ein qualvoller Durſt. Es ſind alſo bei dieſer Todesart alle Teile des Körpers in ſchmerzhafter Aufregung begriffen. Damit verbindet ſich ein Gefühl der allergrößten Hülfloſigkeit. Kurz, man muß ſich das Bangen, die Qual, das Verſchmachten möglichſt groß und ſchrecklich vorſtellen, wenn man ſich einigermaßen in ſolches Leiden verſenken will. Nun traten aber bei Jeſus die ſeeliſchen Leiden hinzu. Die Feinde konnten es nicht laſſen, ihn auch noch am Kreuze zu höhnen: Andern haſt du geholfen; dir ſelbſt kannſt du nicht helfen! Biſt du der Meſſias, ſo ſteige vom Kreuze herunter! Dann wollen wir dir glauben[1]. Ja, man ſieht, die Feinde hatten vor ihm gezittert. Es war offenbar jener Geiſteskampf, den Jeſus auf dem heiligen Platz von Jeruſalem gekämpft hatte, nicht ſo ganz ausſichtslos geweſen; ſonſt würden ſie nicht jetzt Rache nehmen für die Angſt, die ſie vor ihm ausgeſtanden hatten, indem ſie den Sterbenden noch meinten verhöhnen und verſpotten zu müſſen. Er blieb ruhig, ſtumm. Allerdings überliefert uns wiederum Lukas, daß er im Anfang, als die Kriegsknechte ihn an Händen und Füßen durchbohrten, geſprochen habe: Vater, vergib ihnen! Denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun[2]. Markus und Matthäus erzählen uns, daß auch die mitgefangenen und mitgekreuzigten Verbrecher Jeſus verſpottet hätten[3], während wiederum Lukas ſagt, einer habe Jeſus verſpottet, geſchmäht, aber der andere habe zu Jeſus geſagt: Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommſt! Und Jeſus habe zu ihm geſprochen: Heute noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein[4]. O! gewiß ſind das Worte ſo ganz aus dem Geiſte Jeſu Chriſti. Nun heißt es: Als die ſechſte Stunde gekommen war, verdunkelte ſich

[1] Matth. 27, 42. — [2] Luk. 23, 34. — [3] Matth. 27, 44. Mark. 15, 32. [4] Luk. 23, 40–43.

der Himmel, die Sonne verlor ihren Schein, und die Finsternis dauerte bis in die neunte Stunde[1]. Man hat diesen Zug sinnbildlich erklärt und gesagt, es hätten sinnige Christen damit andeuten wollen, daß die Natur Mitleid mit dem Herrn gehabt und mitgetrauert habe, während die Menschen so namenlos hart sich gezeigt hätten. In morgenländischer Erzählung verschmelze sich ja so häufig Sinnbild und Wirklichkeit miteinander. In der Tat kommt gleich nachher ein Zug vor, den wir wohl alle sinnbildlich deuten werden. Es heißt, wie Jesus gestorben war, sei der Vorhang des Allerheiligsten von oben bis unten zerrissen. Schon im Altertum hat man den Zug dahin gedeutet, Jesus habe mit seinem Leiden und Sterben einem jeden Menschen den Zugang ins Allerheiligste geöffnet, daß wir fortan gar keiner Priester mehr bedürfen, sondern selber von Angesicht zu Angesicht mit Gott verkehren dürfen. Es besteht aber keine unbedingte Nötigung, auch die Finsternis sinnbildlich zu erklären. Wir wissen, daß gerade im Frühling zuweilen, wenn auch bei weitem nicht alle Jahre, ein furchtbarer Ostwind sich erhebt, der den Staub der arabischen Wüste aufwirbelt. Wenn dieser Ostwind zu wehen beginnt, dann wird der blaue Himmel von einem düstern Gelb überzogen, auch die Sonne wird zunächst gelb, hernach blutrot. Je länger der Sturm anhält, desto finsterer wird es. Die Sonne verbirgt sich hinter dichten Wolken feinsten Staubes, die Blumen müssen alle welken, verdorren, und die Menschen, selbst die gesunden, leiden unter diesem ausdörrenden, heißen Winde, auch sie werden von einem unsagbaren Bangen erfüllt. Wenn wir es also hier mit einem Naturvorgang zu tun haben, was mich das Wahrscheinliche dünkt, dann hätte gerade die Natur die Leiden des Sterbenden noch vermehrt.

[1] Mark. 15, 33.

Mit welch gütigen Augen hatte er einſt Himmel und Erde betrachtet! Sonnenglanz und Regenguß, das ſorgloſe Leben der Vögel, die Pracht der Lilien hatte er als Zeugen der unendlichen Güte ſeines Gottes und Vaters angerufen. Und nun tritt ihm die Natur, gleichwie die Menſchen, die er ſo ſehr geliebt, mit erbarmungsloſer Grauſamkeit in den letzten Stunden ſeines Erdentages entgegen. Die ganze Welt ſetzt ihre vereinte Kraft ein, um ihn an Gott irre zu machen, und es ſteigern ſich die Schmerzen des Leibes und der Seele zu unnennbarer Höhe. Da überwältigt den armen Dulder die Angſt der Gottverlaſſenheit, er ſpürt die Gegenwart des Vaters nicht mehr, und in tiefſter Beklommenheit drängen ſich ihm die Worte des 22. Pſalmes auf die Lippen[1]: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen[2]? Sie tönen wie der Angſtruf eines Kindes, das auf einmal im finſtern Walde den Vater aus den Augen verloren hat. Welch ein Jammer: Von Gott verlaſſen! Er hat umſonſt geglaubt, gehofft, geliebt, er hat umſonſt ſein Herzblut hingegeben. Die letzte Macht iſt die harte, grauſame, liebeleere Welt! Doch die größte Not der Seele dauert nur einen Augenblick. Dann rafft der Sterbende noch einmal ſeine letzte Kraft zuſammen und ſtirbt mit einem lauten Ruf. Dieſer Ruf wird von Lukas gedeutet: Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt. Bei Johannes ſteht: Es iſt vollbracht. Markus und Matthäus reden einfach von einem lauten Ruf, mit dem Jeſus von der Welt geſchieden. Nun aber ſtand beim Kreuze der römiſche Hauptmann, und dieſer Ruf machte auf ihn, wie Markus ausdrücklich bezeugt[3], einen ſo gewaltigen Eindruck, daß er ſprach: Wahrhaftig, dieſer Menſch war Gottes Sohn! Es muß alſo ein Jubelruf, ein Siegesruf geweſen ſein, vielleicht noch ergreifender, noch mächtiger als

[1] Pſ. 22, 2. — [2] Matth. 27, 46. — [3] Mark. 15, 39.

jenes Wort: Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt. Jedenfalls war es ein Siegesruf, ein Jubelruf des Kämpfers, der bis zum letzten Herzſchlag treu gekämpft hat, und der nun eingeht in den Frieden der höheren Heimat.

Auf dem Platze von Golgotha haben nur wenige Frauen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des jüngern Jakobus, Salome, die Mutter von Johannes und Jakobus, die Ehre der Jüngertreue gerettet, haben ausgeharrt unter den Schmerzen jener Stunden und dem Sterbenden gezeigt, daß noch einige Herzen eine ſtärkere Liebe haben, als daß die Schrecken des Kreuzestodes ſie zu überwältigen vermöchten. Dieſen ſchlichten, hochherzigen Jüngerinnen danken wir die Erinnerungen an das Sterben des Herrn auf Golgotha. Sie haben den Jubelruf des Sterbenden vernommen, ſie haben das Zeugnis des Hauptmanns gehört. Wieviel ärmer wären wir, wenn ſie nicht heiligſte, erhebendſte Tatſachen vor dem Vergeſſen geſchützt hätten!

Gehorſam bis zum Tode hat Jeſus das Werk vollendet, das ihm der allmächtige Gott übergeben hatte. Hinter ihm verſinkt die Erde mit all ihrem Leid und Weh in Nacht, und jubelnd begrüßt er die Morgenhelle der himmliſchen Heimat. Welch ſeliges Heimgehen! Wenn die Jünger wenige Tage nach ſeinem Sterben ihn wiedergeſchaut haben, ſo iſt es für ſie nicht eine Geſtalt von irdiſcher, vergänglicher Leiblichkeit geweſen, ſondern einer Perſönlichkeit, die einer höhern Heimat angehört. Sie haben die tiefſte Empfindung bekommen: Unſer Herr lebt in alle Ewigkeit. Der allmächtige Gott, der Herr des Lebens und des Todes, kann dieſen ſeinen liebſten Sohn nicht auf einmal vergehen und verwehen laſſen. Nein, er gehört als eine lebendige Perſönlichkeit einer höheren Wirklichkeit an und macht uns deſſen gewiß, daß auch wir auf eine ewige Heimat, auf eine Erlöſung über Tod und Grab hinaus hoffen dürfen.

Paulus hat einmal gesprochen: Fortan kenne ich niemand mehr als Jesum Christum, den Gekreuzigten[1]. An dieses Wort wollen wir uns halten und sagen: Im Leiden und Sterben zeigt sich doch so deutlich und so klar: Jesus Christus ist unser Bruder, er ist Mensch. Er hat menschlich gebangt, er hat menschlich gelitten, er hat menschlich den Schmerzensruf gesprochen: Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen? Er ist unser! Wir sagen es mit allem Dank und allem Jubel und lassen uns durch keine Theologie von diesem Glauben abbringen. Jesus Christus, Menschensohn, aber zugleich Gottessohn, in dessen Liebe die ewige Liebe Gottes uns in reinem Abglanz widerleuchtet. Darum werden wir, wenn wir unbefangen mit dem ernsten Auge strenger Wissenschaft das Leben und Sterben Jesu Christi prüfen, immer wieder enden mit dem Bekenntnis jenes römischen Hauptmanns auf Golgotha, aber im Jubeltone es sprechen: Wahrhaftig! Dieser Mensch war Gottes Sohn!

---

[1] 1. Kor. 2, 2.

Berichtigungen.

Seite 32 Anm. 1 lies Jeſ. ſtatt Joſ.
„ 73 Zeile 18 lies denn ſtatt den.
„ 125 Anm. 1 lies Jak. 1, 17 ſtatt Joh. 1, 17.
„ 194 gehört Anm. 1 zu Joſeph von Arimathia in Zeile 19.
„ 219 Anm. 1 lies Matth. 25, 46 ſtatt Matth. 25, 41.
„ 225 Anm. 1 lies Mark. 11, 15-19. 27-33.
„ 226 Anm. 1 lies Matth. 22, 23-33.
„ 243 Anm. 1 lies Matth. 26, 42 ſtatt Matth. 26, 26.

APR 27 1943